

**„Doing Family in Europe.
Untersuchung über die Formen der Vereinbarkeit von Familie
und Beruf“**

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Dr. rer. pol. Doktor der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Vorgelegt dem Fachbereich 05 Gesellschaftswissenschaften,
Fachgruppe Soziologie
der Universität Kassel

Eingereicht von:
Melina Thomas

Eingereicht im: Oktober 2013
Tag der Disputation: 09.07.2014

Erstgutachter: Prof. Dr. phil. Heinz Bude (Universität Kassel)
Zweitgutachter: PD Dr. phil. Ulrich Bielefeld

Inhaltsverzeichnis

Hinleitung

1. Einführung	7
1.1 Forschungsinteresse und Herangehensweise	7
1.2 Überblick über die Struktur der Arbeit	10

Analytischer Rahmen

2. Externe Europäisierung der Familie	15
2.1 Migration als biographischer Prozess - Überblick	15
2.1.1 Student Migration	18
2.1.1.1 Europäische Integration in der Hochschullandschaft.....	18
2.1.1.2 Die ERASMUS-Generation – Studentenmobilität und die Folgen	21
2.1.2 Love Migration	31
2.1.2.1 Bildungsmobilität und Partnerschaft – ERASMUS Love.....	31
2.1.2.2 Grenzüberschreitende Beziehungsmärkte in der Virtualität.....	34
2.1.2.3 Binationale Paare – Konflikte und Potentiale	37
2.1.3 Family Migration	41
2.1.3.1 Berufsmobilität in Europa.....	41
2.1.3.2 Expatriates und die Familie – Restrukturierung von Berufs- und Familienleben	48
2.1.3.3 Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa – eine wohlfahrtspolitische Perspektive.....	53
2.2 Zwischenfazit 1: Externe Europäisierung der Familie	65

Methoden

3. Methodische Herangehensweise	69
3.1 Forschungsinteresse	69
3.1.1 Fragen an die Empirie.....	69
3.1.2 Suchprofil und Sampleauswahl	74
3.1.3 Suchstrategie.....	78
3.2 Forschungsmethode.....	81
3.2.1 Methodenwahl und Interviewführung	81
3.2.2 Leitfadiskonstruktion.....	87
3.2.3 Auswertung.....	91

3.2.3.1 Transkription, Kategorisierung und Codierung	91
3.2.3.2 Konstruktion von Idealtypen.....	93

Empirie

4. Empirische Ergebnisse	97
4.1 Erfahrungen mit dem Feld	97
4.2 Formale Merkmalsausprägungen des Samples.....	100
4.3 Inhaltliche Typik des Samples	105
4.3.1 Die selektiv-europäische Familie.....	105
4.3.1.1 Fallbeispiel 1: Die Familie Sternberg.....	105
4.3.1.1.1 Fallübersicht.....	105
4.3.1.1.2 Fallbeschreibung	106
4.3.1.2 Familienleben zwischen Integration und Abgrenzung	115
4.3.2 Die kosmopolitisch-europäische Familie.....	127
4.3.2.1 Fallbeispiel 2: Die Familie Jones.....	127
4.3.2.1.1 Fallübersicht.....	127
4.3.2.1.2 Fallbeschreibung	128
4.3.2.2 Familienleben als kosmopolitisches Paradigma.....	137
4.3.3 Die retrospektiv-europäische Familie.....	147
4.3.3.1 Fallbeispiel 3: Die Familie Leclerc.....	147
4.3.3.1.1 Fallübersicht.....	147
4.3.3.1.2 Fallbeschreibung	148
4.3.3.2 Familienleben zwischen nationalem Rückzug und Europäisierung	160
4.4 Diplomatenfamilien im Vergleich.....	172
4.5 Zwischenfazit 2: Empirische Ergebnisse.....	179

Theoretische Schlussfolgerungen

5. Interne Europäisierung der Familie	187
5.1 Die Konstruktion von Familie, Heimat u. Identität im transnationalen Kontext..	187
5.2 Zur Tradierung transnationaler Lebensspraxen: Das europäische Perpetuum Mobile	195

Zusammenfassung

6. Schlussfolgerung und Diskussion	201
6.1 Abschließende Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse	201
6.2 Ausblick und offen gebliebene Fragen.....	206
7. Literaturverzeichnis	209
8. Ehrenwörtliche Erklärung	219

Anhang (als pdf-Datei beiliegend)

1. Fragebogen soziodemographische Daten	3
2. Vorlage Interviewprotokoll	4
3. Frageleitfaden exmanente Nachfragen	5
4. Interviewtranskripte (Detailliste im Anhangsverzeichnis)	7- 410

1. Einführung

1.1 Forschungsinteresse und Herangehensweise

„Was ist das eigentlich, eine glückliche Familie?“ Diese Frage wurde kürzlich im Rahmen einer Titelstory des Stern zum Thema Familie gestellt. Die Antwort lautete wie folgt: „Vor allem anderen heißt es, mit ganz unterschiedlichen Individuen einen Raum zu schaffen, in dem alle ein Recht auf freie Entfaltung haben. In einer glücklichen Familie geht es nicht um den Verbund an sich, sondern um den einzelnen. Sie kann nur so glücklich sein, wie ihr schwächstes Glied.“ (Stern 07/2013, S. 46) Die Antwort individueller Entfaltungsmöglichkeiten mag auf den ersten Blick trivial erscheinen, doch in Wahrheit gibt sie eine Menge preis über die Betrachtung und das Verständnis von Familie selbst. Die erste Frage, die an dieser Stelle aufkommt, ist also grundlegenderer Natur. Es müsste vielmehr heißen: Was ist das heute eigentlich, eine Familie? Denn Individualität und freie Entfaltungsmöglichkeiten sind keine selbstverständlichen Attribute der Familie, sondern Teil eines Wandlungsprozesses um die Bedeutung und Definition von Familie. Die Beantwortung auf die Frage einer glücklichen Familie ist also kontextgebunden und verändert sich sukzessiv.

Mit einem ebensolchen Wandel spielt diese Dissertation, wenn es um die Frage geht: Wie sieht die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Rahmen europäischer Berufsmobilität aus? Fest steht, diese Frage beinhaltet ein Arsenal an Prämissen und scheint auf den ersten Blick hochgradig spezifisch. Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie Mobilität und Familie legen ebenfalls ein bestimmtes Grundverständnis von Familie nahe. Ein Wandel von Rollenzuschreibungen sowie Ab- und Anwesenheit in Familien werden zum Thema gemacht. Anders als bei Richard Grathoff, der Familie über das Teilen von Tisch, Bett und Leib definiert hat (Grathoff 1989) folgt die Frage der Dissertation dem Gedankengang der Globalisierung von Familie über die Auflösung der „heiligen Dreieinigkeit“ eines gemeinsamen Passes, einer gemeinsamen Muttersprache und eines gemeinsamen Wohnortes. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Wie in unzähligen soziologischen Werken rezitiert, geht es heute um die Pluralisierung von Familienformen. Weder lässt sich die Familie selbst einheitlich beschreiben, noch lassen sich ihre Lebensumstände in eine allgemeingültige Begrifflichkeit fassen. Trotz starker Prämissen ist es heute eben nicht hochgradig spezifisch eine Dissertation mit dem Titel „Doing Family in Europe. Untersuchung über die Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ zu schreiben. Der Prozess der Europäisierung über die

politischen Grenzen hinaus auf gesellschaftliche Fragestellungen ist mittlerweile ein ebenso prominentes Thema wie die Gretchenfrage der Gegenwartsgesellschaft: „Wie hast Du's mit der Kindererziehung?“

Dabei ist das Zusammendenken von Europäisierung und der Gretchenfrage keine Erfindung dieser Dissertation. Das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa ist als wohlfahrtstypologische Thematik in aller Munde. Im Zuge sinkender Geburtenraten, mangelnder Humankapitalausschöpfung und Fachkräftemangel sowie einem zunehmenden Autonomiebestreben der Frauen sucht man heute nach dem europäischen Best-Practice Beispiel zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Europäisierung und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf lassen sich primär unter der Federführung des dänischen Politikwissenschaftlers und Soziologen und Gøsta Esping-Andersen als eine wohlfahrtstypologische Fragestellung klassifizieren. An dieser Stelle setzt jedoch die eigentliche Erfindung dieser Dissertation an, denn fest steht, es wird viel darüber geredet und theoretisch analysiert, was Europa in den Lebenspraxen von Familie bedeutet, aber es gibt kaum Beschreibungen der Lebenspraxen selbst. Mit dieser Dissertation soll eine öffentlich sowie wissenschaftlich geführte Debatte praxis- und alltagsorientiert angegangen werden. Das Vorgehen der Arbeit ist dabei hochgradig empirisch und richtet sich auf die Untersuchung familiärer Alltagspraxen in Europa und die Frage der Veränderung von Lebensformen durch die Europäisierung am Beispiel der Familie und ihrer Strategien zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Anders als in wohlfahrtsstaatlichen Strukturvergleichen familiärer Leistungen in Europa, beschäftigt sich diese Arbeit demzufolge empirisch mit den alltagspraktischen Aushandlungen europäischen Familienlebens. Folgende Fragen stehen dabei im Vordergrund:

Was heißt Europäisierung von Familie und welche Konsequenzen ergeben sich aus diesem Prozess?

Wie sehen die Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa aus, wenn nicht die Wohlfahrtsstaatlichkeit, sondern der Alltag von Familien die Perspektive bestimmt?

Diese Dissertation zweifelt an, dass die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa theoretisch beantwortet werden kann; sie zweifelt an, dass allein der Blick auf die länderspezifische Geburtenentwicklung und unterschiedliche, theoretische Best-Practice Modelle familiärer Unterstützungsleistungen in wohlfahrtsstaatlichen

Modellvergleichen eine adäquate Antwort darauf geben kann, was Familien in Europa tatsächlich umtreibt. Mit dieser Dissertation soll der Blickwinkel somit auf diejenigen Akteure gerichtet werden, die unmittelbar von dem Prozess der Europäisierung und den Herausforderungen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf betroffen sind – die Familie selbst.

Die Besonderheit dieser Arbeit liegt somit in einem starken empirischen Forschungsansatz. Ziel ist der Erkenntnisgewinn aus persönlichen Interviews und der besonderen Nähe zwischen Forscher und Forschungsgegenstand über das eigentliche Erleben. Anhand von qualitativen face-to-face Interviews mit Eltern aus europäisch mobilen Familien, verteilt über unterschiedlichste europäische Standorte, soll diese Arbeit einen Einblick liefern in die Alltagspraxis europäisch geprägter Familien und ihrer Strategien zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Über diesen Einblick soll die derzeitige Diskussion um Europas Vorbildnationen der Vereinbarkeitspolitik hinterfragt, alternativ betrachtet und neu entfacht werden, denn ein solcher Perspektivenwechsel birgt das Potenzial, die Erkenntnisse theoretischer Forschungsperspektiven grundlegend in Frage zu stellen.

Im besonderen Potenzial dieses Ansatzes liegt gleichermaßen seine besondere Herausforderung: Die Durchführung einer hochgradig empirischen Studie über den europäischen Raum, zentral gesteuert durch eine einzige Person von einem einzigen Standort ausgehend, erfordert zweierlei Voraussetzungen. Einerseits ein hohes Maß an Mobilität, verbunden mit einem hohen Organisations- und Kostenaufwand und andererseits ein großes Zeitkontingent für Akquise- und Auswertungsarbeit, um der Fülle an empirischem Material eine bestimmte Struktur und Aussagekraft zu verleihen und in systematischer, komprimierter Form kommunizierbar zu machen.

Instrument dieser Systematisierung ist in diesem Fall die Konstruktion unterschiedlicher Idealtypen europäischer Familien. Anhand dieser, und eines abschließenden Vergleichsmodells diplomatischer Familien, schafft die vorliegende Dissertation ein alltagsgetreues Bild gegenwärtiger Familienpraxen in Europa.

Wichtig ist dabei jedoch gleichzeitig die Bewusstmachung der Tatsache, dass mit dieser Arbeit kein empirischer Rundumschlag geleistet werden kann. Es wurden nur jene Familien in die Betrachtung mit einbezogen, die Europa freiwillig als Migrationsraum nutzen und sich dort beruflich und/ oder familiär verwirklichen. Formen prekärer Migration aus ökonomischen Zwangssituationen heraus sind im Rahmen dieser Forschung nicht berücksichtigt.

Über die detaillierte Strukturbeschreibung der Dissertation im nachfolgenden Teilkapitel wird die Logik und Vorgehensweise dieser Arbeit nochmals einführend verdeutlicht.

1.2 Überblick über die Struktur der Arbeit

Anhand einer ersten theoretischen Hinleitung soll der analytische Rahmen der Untersuchung abgesteckt werden. Dabei geht es zunächst um die Darstellung der **externen Faktoren der Europäisierung**, die sich unmittelbar auf die Form des Familienlebens in Europa auswirken. In den Kapiteln 2.1.1, 2.1.2 und 2.1.3 werden dabei verschiedene innereuropäische Migrationsformen diskutiert, die sich potentiell kumulativ zueinander verhalten. Im Kapitel „**Student Migration**“ geht es primär um binneneuropäische Migrationsdynamiken von Studenten im Rahmen von Bologna und dem ERASMUS-Programm sowie um die Folgen einer steigenden Anzahl von europäisch-mobilen Studenten auf die Form ihres zukünftigen biographischen Verlaufes. Eng damit verknüpft schließt sich das Kapitel „**Love Migration**“ an, in welchem unterschiedliche Formen neuartiger Liebesmigrationen, fernab klassischer Heiratsmigrationsmuster, aufgezeigt werden. (In Anlehnung an das Buch „Fernliebe“ von Beck/Beck-Gernsheim 2011) Dabei handelt es sich erstens um die Folgen der zunehmenden Bildungsmobilität auf Partnerwahlprozesse und eine steigende Tendenz grenzübergreifender Liebesbeziehungen. Die geographische Distanz der Liebe und deren potentielle Überwindung mit Hilfe virtueller Beziehungsmärkte wird in einem kurzen Überblick im zweiten Absatz dargestellt. Neben der geographischen Distanz geht es in einem dritten Subkapitel zur „Love Migration“ um die kulturelle Distanz von grenzübergreifenden Liebesbeziehungen sowie um daraus entstehende Konflikte und Potentiale binationaler Paarbeziehungen. Im letzten Abschnitt der theoretischen Hinleitung werden unter den Punkt „**Family Migration**“ all jene Aspekte subsumiert, die sich mit den Anforderungen europäischer Berufsmobilität und den Folgen für das Zusammenleben von Familien ergeben. Darunter fällt neben der Pluralisierung von Familienformen und der Veränderung von Rollenzuschreibungen durch die stärkere Erwerbsbeteiligung von Frauen auch ein kurzer Exkurs über den länderübergreifenden Vergleich von verschiedenen innereuropäischen Vereinbarkeitsmodellen.

Diese Einführung zu den externen Faktoren der Europäisierung wird von einem einleitenden Überblick sowie einem abschließenden Zwischenfazit gerahmt und leitet in den empirischen Teil der Dissertation über.

Der Einstieg in diesen Teil erfolgt zunächst über die Darstellung der **Methoden** der empirischen Sozialforschung. Dieser Abschnitt setzt sich inhaltlich aus den Kapiteln „Forschungsinteresse“ (3.1) und „Forschungsmethode“ (3.2) zusammen. Es werden dabei in einem ersten Schritt sowohl die Forschungsfragen dargestellt, wie auch über die Sampleinheit informiert. In einem zweiten Schritt geht es um den methodischen Forschungsaufbau sowie um die Auswertungsstrategie der Untersuchungsergebnisse.

Das Kernstück der Arbeit, die eigentliche **Empirie** mit ihren formalen und inhaltlichen Ergebnissen folgt im vierten Abschnitt der Arbeit. Dort wird anhand der empirischen Untersuchungsergebnisse aufgezeigt, in welcher Form sich eine solch zunehmende Europäisierung, hinsichtlich der zuvor diskutierten externen Europäisierungsfaktoren, auf den eigentlichen Lebenszusammenhang von Familien auswirkt. Es geht also konkret um die Frage danach, wie der Prozess der Europäisierung die familiäre Alltagspraxis verändert. Anhand des empirischen Materials wurden dazu drei Idealtypen europäischer Familien entwickelt, die sich darin ähneln, ihren Familienalltag in einem transnationalen Gefüge neu ordnen zu müssen. Die drei Idealtypen zeigen auf, was es für Familien bedeuten kann, wenn sie durch die Faktoren der externen Europäisierung zu einer Lebensführung unter veränderten Bedingungen, einer multilokalen Lebensführung, gezwungen werden. Untersuchungsleitend war dabei die Auswertung nach den drei Kernkategorien der Verbindlichkeit, der Identität und der Tradierung.

Anhand eines einführenden, prototypischen Fallbeispiels aus der Empirie werden die Idealtypen in einem ersten Schritt vorgestellt. Dabei handelt es sich erstens um den Typus der selektiv-europäischen Familie, zweitens um die kosmopolitisch-europäische Familie und drittens um den Typus der retrospektiv-europäischen Familie. Die entsprechenden Fallbeschreibungen dienen der Verbildlichung der jeweiligen idealtypischen Konstruktion.

Inhaltlich weisen die drei Idealtypen europäischer Familien (Kapitel 4.3.1, 4.3.2, 4.3.3) unterschiedliche Merkmale des Umgangs mit familiärer Mobilität und den länderspezifischen Herausforderungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf.

Die **selektiv-europäische Familie** zeichnet sich dadurch aus, die multinationale Einflussnahme auf ihr Alltagsleben selektiv zu strukturieren. Zwischen Anpassungsbereitschaft und Abwehrverhalten, Integration und Abgrenzung differenziert dieser Familientypus stark zwischen einer bewussten Einbettung in das Leben der Ankunftsgesellschaft und einer starken identitären Rückkopplung in die Herkunftsgesellschaft. Aufgrund des ausgeprägten Integrationswillens, werden die

Kinder dieser Familien einerseits sehr bewusst in lokalen Betreuungseinrichtungen untergebracht, um vor Ort ein soziales Netzwerk aufbauen zu können und sich von den klassischen Expatriates, bzw. Diaspora-Migranten (Pries 2001) abgrenzen zu können. Im Alltag spielt jedoch auch fortwährend die eigene Herkunftsfamilie eine große Rolle, zu der der Kontakt stets sehr eng ist und in welcher länderübergreifend ein sekundärer Europäisierungseffekt zu beobachten ist. Die Familien des ersten Idealtypus zeichnen sich durch ein Hybridleben aus, in dem kulturelle Gepflogenheiten und landesspezifische Familienpraktiken sehr bewusst gegeneinander abgewogen und in einem individuell kreierten Mischungsverhältnis in den eigenen Alltag integriert werden.

Die **kosmopolitisch-europäische Familie** hingegen lässt die Grenzen nationaler Unterschiede in ihrem Kern verschwimmen. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Herkunftsfamilien der Eltern bereits selbst, hinsichtlich Sprache und Herkunftskultur, sehr transnational aufgestellt sind, so dass dort per se weniger Lokalpatriotismus vorzufinden ist und man automatisch unkritischer mit unterschiedlichen nationalen Betreuungskulturen und Familienpraktiken umgeht. Auch lokale Identitäten und Zugehörigkeitskonstruktionen sind weniger wichtig. Vielmehr sind die Eltern bestrebt, die Multinationalität ihres Lebensstils an ihre Kinder weiterzugeben, was ihnen vor allem berufliche Chancen ermöglichen soll. Das Prinzip des „Being Open-Minded“ wird zum ganzheitlichen Erziehungsmaßstab. Das Motto lautet dabei stets: Zu Hause ist, wo die Familie ist. Identitätskonstruktionen werden in dem zweiten Typus europäischer Familien nicht unidirektional sondern multidimensional gedacht. Die Nennung von Bindestrich-Identitäten ist dafür exemplarisch.

In der **retrospektiv-europäischen Familie** vollzieht sich die innerfamiliäre Europäisierung erst über den Rückblick als Folge einer Migrationsenttäuschung. Aufgrund des starken Integrationswunsches und eines sehr differenzierten und reflektierten Umgangs mit dem Leben in der Ankunftsgesellschaft hat dieser Familientypus zunächst eine starke Ähnlichkeit mit dem Typus der selektiv-europäischen Familie. In diesem Fall scheitern sie jedoch an ihrem Integrationsvorhaben aufgrund der Feststellung der Unvereinbarkeit der unterschiedlichen Lebensstile. Sie ziehen sich dabei kontinuierlich aus dem Leben in der Ankunftsgesellschaft zurück, bis hin zur Rückwanderung in die Herkunftsgesellschaft. Mit diesem Rückzug auf das Nationale tritt jedoch, entgegen der eigenen Erwartungen, durch die vorherige Migrationserfahrung eine mentale Öffnung ein, die eine europäische, transnationale Lebenspraxis mit sich bringt. Zurück im Nationalen wird die eigene Migrationserfahrung neu bewertet, so dass plötzlich nationale Gepflogenheiten abgelehnt werden und die Familien beginnen, sich stark in

internationalen Strukturen zu bewegen und eine Art des Diaspora-Daseins in der eigenen Herkunftskultur zu führen. Dieses Dasein bezieht sich einerseits auf die Sozialisation der Kinder, die in ihrem Herkunftsland nun internationale Schulen besuchen, auf das soziale Netzwerk der Familie, das gewollt international strukturiert ist sowie auf den Arbeitsplatz der Eltern, die in internationalen Unternehmen tätig sind und sich einen transnationalen Lebensstil so weit wie möglich erarbeiten möchten.

Diese drei Typen europäischer Familien werden im Anschluss mit der Kontrastgruppe diplomatischer Familien verglichen, die eine eigene, institutionell gerahmte Mobilitätsdynamik aufweisen und damit in ihrer Alltagspraxis anderen, linear strukturierten Herausforderungen gegenüberstehen.

Im letzten Abschnitt der Arbeit, den theoretischen Schlussfolgerungen, sollen die empirischen Ergebnisse theoretisch eingebettet und verwertet werden. Dabei soll der Rahmen der Arbeit geschlossen werden, indem aufgezeigt wird, in welcher Form die eingangs dargestellte externe Europäisierung eine **interne Europäisierung der Familie** verursacht. Konkret bedeutet das, dass einerseits Prozesse der Familienkonstruktion im transnationalen Kontext dargestellt werden (Kapitel 5.1) und andererseits die Form der Tradierung transnationaler Lebenspraxen diskutiert wird. (Kapitel 5.2) Im ersten Abschnitt mit den Subkapiteln „Doing Identity/ Home/ Family“ geht es in erster Linie um die Veränderung von Zugehörigkeitskonstruktionen und Heimatgefühlen sowie um bestimmte Herstellungsleistungen von Familie über transnationale Lebenszusammenhänge und unsichere Rollenzuschreibungen. Die Tradierung transnationaler Lebenspraxen thematisiert im Anschluss verschiedene Aspekte und Implikationen eines „European Parenting“ und die nachfolgende Generation europäischer „Third Culture Kids“.

*Allgemeine Anmerkung: Im Rahmen dieser Dissertation wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit auf eine geschlechtsspezifische Anrede verzichtet und ausschließlich die männliche Form verwendet.

2. Externe Europäisierung der Familie

2.1 Migration als biographischer Prozess – Überblick

Zur Untersuchung der Lebenspraxis europäisch mobiler Familien gilt es in einem ersten Schritt die Grundbeschaffenheit der betreffenden Akteure und Akteurseinheiten in den Blick zu nehmen. Dabei geht es um die Fragen, aus welchen Beweggründen und in welcher Form Familien überhaupt mobil werden und welche Konsequenzen sich allgemein aus einer solchen Mobilität für das gemeinsame Familienleben ergeben. Die Blickrichtung liegt dabei auf Familien der gehobenen Mittelschicht, die sich der klassischen Konstellation der Gastarbeitermigration mit anschließender Heiratsmigration und Familiennachzug entziehen. Somit müssen andere Prämissen zugrunde gelegt werden als bei Migrationsbewegungen, die auf ökonomischem Druck beruhen und bei denen das klassische Muster von Push- und Pull-Faktoren der Migration zum Tragen kommt. In der Familienmigration von Akademikerpaaren mit Kindern spielen vielmehr Faktoren der Freiwilligkeit anstatt des Zwanges eine Rolle (King 2002), so dass die motivationalen Strukturen zur gemeinsamen Mobilität anderen Ursprunges sind und andere Konsequenzen nach sich ziehen. Mit der Aufschlüsselung dieser grundlegenden Fragen soll somit zu Beginn der Arbeit ein analytischer Rahmen geschaffen werden, anhand dessen der Einstieg in die empirische Untersuchung gefunden und die konkrete Fragestellung nach den familiären Lebenspraxen und den Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa gestellt werden kann.

In der Betrachtung neuer Migrationsformen in Europa erstellt Russel King (2002) einen Überblick zu den unterschiedlichen intra-europäischen Migrationstypen und Subtypen, die sich über die grundlegenden Merkmale der Legalität und Illegalität sowie der Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit aufspannen. Er hält dabei fest, dass der Prozess der Mobilität und Migration nicht isoliert betrachtet werden könne, sondern in seiner ganzheitlichen Komplexität gehandhabt werden müsse, um zu einer adäquaten Einschätzung hinsichtlich bestimmter Migrationsgrundlagen und Folgen zu gelangen. Solcherlei „complex overlappings of socio-economic and mobility types“ seien insbesondere über den Migrationsprozess Hochqualifizierter, innerhalb des Rahmens der freiwilligen Migration, zu beobachten. (King 2002, S. 99)

Die Berücksichtigung von Komplexitätsstrukturen in der Migration bezieht King dabei nicht nur auf die Überlappungsformen bestimmter Migrationstypen sondern ebenfalls auf die verwobenen Strukturen innerhalb der Migrationsbewegung per se, die er als

‚doppelte Einbettung‘ bezeichnet. „(...) we need to recognize what I would call the double embeddedness of migration; at the individual scale, migration must be embedded in a migrant’s life-course (and in some cases of the life-course of the family, even across generations); and at the macro scale, the study of migration must be embedded in the societies and social processes of both the countries / places of origin and of destination.“ (King 2002, S. 101)

Der Migrationsprozess kann als seine Art Stufenmodell betrachtet werden, das mit jedem biographischen Teilschritt um eine weitere Dimension wächst, die auf der vorangegangenen Migrationserfahrung fußt. Für die vorliegende Untersuchungsgruppe scheinen demnach vergangene Migrationsprozesse einzelner Familienmitglieder, Paarmigration oder auch bestimmte Migrationsstrukturen der Herkunftsfamilie auf die Migrations- und Mobilitätsstrukturen der Familie Einfluss zu nehmen. Über die Annahme eines prozessualen Charakters der Mobilität bzw. Migration kann somit auch davon ausgegangen werden, dass Mobilität einerseits den Aspekt eines sich selbst erhaltenden und sich selbst verstärkenden Effekts in sich trägt und andererseits Mobilitätsbiographien bereits in einem sehr frühen biographischen Stadium ausgebildet werden. Umso früher sich also Mobilitätsprozesse in Gang setzen, desto mehr Raum gewinnen sie demnach über den Lebensverlauf und desto stärker beeinflussen sich Mobilitätspassagen und Migrationsentscheidungen wechselseitig. (Vgl. King 2002)

Betrachtet man, wie im vorliegenden Fall, europäisch mobile Familien, so lässt sich zuallererst die Familie selbst als Ort der Europäisierung betrachten. Für die Untersuchungsgruppe der gehobenen Mittelschichtsfamilien, die zu einem Großteil aus Elternpaaren mit akademischem Bildungshintergrund bestehen, lassen sich demnach über eine erste Betrachtung die folgenden innerfamiliären Europäisierungsprozesse nachzeichnen: (Vgl. King 2002)

1. Student Migration: Für die Elterngeneration wird Europa zunächst über die Möglichkeiten der internationalen Bildungskarriere gelebt. Dabei spielt vor allem die Spürbarkeit der Auswirkungen des Bologna-Prozesses eine Rolle sowie die steigende studentische Mobilität innerhalb Europas über das europäische Austauschprogramm ERASMUS. (Siehe Kapitel 2.1.1)
2. Love Migration: Häufig kommt es gerade durch die studentische Mobilität und den interkulturellen Austausch über Ländergrenzen hinweg zu binationalen Partnerschaften und Eheschließungen, so dass das familiäre Leben in

europäischen Familien per se, qua Paarkonstellation und Muttersprachenerziehung, bereits multikulturell gefärbt ist. (Siehe Kapitel 2.1.2)

3. Family Migration: Die europäische Familienmigration ist eng mit dem Feld der beruflichen Migration verbunden. Faktoren, wie vermehrt vorkommende, binationale Paarkonstellationen der Eltern sowie Unterschiede in der Muttersprache, führen zu einer besonderen Form residentieller Berufsmobilität innerhalb Europas, die sich nicht selten über weitere europäische Länder aufspannt, welche weder die Herkunftsgesellschaft der Mutter noch die des Vaters repräsentieren. Die familiäre Multikulturalität wird dabei um eine zusätzliche Dimension erweitert. (Siehe Kapitel 2.1.3)

Neben diesen drei genannten innerfamiliären Europäisierungsprozessen lässt sich außerdem über eine erste Betrachtung feststellen, dass in den betreffenden Familien eine überdurchschnittlich große Affinität zu Mobilität und Migration vorherrscht, wenn die Herkunftsfamilie bereits selber mit Migration in Kontakt gekommen ist, wie beispielsweise über eigene binationale Eltern und über eine bilinguale Erziehung. Insofern lässt sich hinsichtlich der Migrationsneigung ein bestimmter sozialisatorischer Effekt vermuten sowie die Beobachtung festhalten, dass Migration als biographischer Prozess zu behandeln ist, der sich potentiell kumulativ verhält. (King 2002; Klinger 2010)

In den folgenden drei Teilabschnitten des analytischen Rahmens sollen die einzelnen migrationsbiographischen Prozesse europäischer Familien analysiert werden, so dass sich über die Detailbetrachtung der Student Migration, Love Migration und Family Migration ein erstes Bild über die Entstehungsprozesse und Folgewirkungen familiärer Migration in Europa ergibt.

2.1.1 Student Migration

2.1.1.1 Europäische Integration in der Hochschullandschaft

Mit europäischer Mobilität zu europäischer Integration, so lautet der politische Leitgedanke hinter den vielfältigen Bestrebungen zur Stärkung europäischer Vernetzung und Akkulturation. Über die Europäisierung des Hochschulsektors und die Mobilitätssteigerung von Studenten in Europa soll eine binnenorientierte Kohäsionskraft ausgelöst werden, die einen fortschreitenden grenzübergreifenden Annäherungsprozess ermöglicht und mit dem Europa über die biographische Erfahrung zu einem Identifikationsraum heranwächst. Um sich einem solchen Ziel anzunähern, hat die Europäische Union eine Vielzahl von politischen Maßnahmen getroffen und Strategien verabschiedet, die allesamt auf eine europäische Integration über die Form der Hochschulausbildung abzielen.

Als eine der prominentesten und umfassendsten Maßnahmen gilt das 1987 gegründete ERASMUS-Programm (European Action Scheme for the Mobility of University Students). Seit Anfang 2007 ist Erasmus ein Teilprojekt des europäischen Programms für lebenslanges Lernen (PLL), das die Nachfolge des vorangegangenen SOKRATES-Programms der EU angetreten hat. Im Zeitraum von 2007 bis 2013 fördert das Gesamtprojekt mit einem Budget von rund 3,1 Milliarden Euro allgemein den innereuropäischen Austausch von Lernenden und Lehrenden sowie die europäische Zusammenarbeit von Bildungseinrichtungen. (BMBF 2010; Europäische Kommission 2012) Mit dem Teilprogramm ERASMUS soll im Speziellen die Mobilität von Studenten zu Studienzwecken und Praktikumsaufenthalten, die Mobilität von Hochschulpersonal im Rahmen internationaler Lehraufträge und Fortbildungen, ERASMUS-Intensivprogramme im Sinne kurzer, fachbezogener Studienprogramme, Intensivsprachkurse und Projekte für die Zusammenarbeit von Hochschulen gefördert werden. Zum 25-jährigen Jubiläum von ERASMUS im Jahr 2012 haben insgesamt knapp drei Millionen Studierende in Europa einen studienbezogenen Auslandsaufenthalt absolviert. Die Teilnehmerzahl betrug im Gründungsjahr noch 3.000 Studierende und ist seitdem konstant gestiegen, so dass zwar der prozentuale Anteil von ERASMUS-Studenten noch immer relativ gering ist, jedoch kontinuierlich an Umfang gewinnt. ERASMUS habe damit maßgeblich zu einer „Internationalisierung des Europäischen Hochschulraumes“ beigetragen und in wesentlicher Hinsicht die Bologna-Reform geprägt. (Europäische Kommission 2012, S.3)

Der Bologna-Prozess ist ein Vorhaben zur Hochschulreform mit dem Ziel der Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulraumes bis zum Jahr 2010. Zu diesem Vorhaben wurde 1999 im italienischen Bologna von 30 europäischen Unterzeichnerstaaten eine Erklärung abgegeben, in der die Ziele der Harmonisierung von Hochschulabschlüssen mit der Einführung der Bachelor- und Masterabschlüsse sowie die Vergleichbarkeit von Studienleistungen über das Kreditpunktesystem (ECTS – European Credit Transfer System) und das Diploma Supplement festgehalten wurden. Ferner soll mit der Erklärung an einer stärkeren europäischen Zusammenarbeit von Hochschulen gearbeitet werden, ein Akkreditierungssystem geschaffen werden, um Transparenz hinsichtlich universitärer Qualitätsstandards zu gewährleisten sowie die Mobilität von Studenten und Dozenten gefördert werden. (Europäische Kommission 2012)

Der Bologna-Prozess fußt auf zwei vorangegangenen Teilschritten zur Europäisierung der Hochschullandschaft. In einem ersten Schritt wurde 1997 zwischen dem Europarat und der UNESCO das Lissabon-Abkommen geschlossen, welches ein „Übereinkommen über die Anerkennung von Qualifikationen im Hochschulbereich in der europäischen Region“ darstellt. In einem zweiten Schritt wurde 1998 an der französischen Universität Sorbonne von den Bildungsministern aus Frankreich, Deutschland, Großbritannien und Italien eine Erklärung zur „Harmonisierung der Architektur der europäischen Hochschulbildung“ abgegeben, die sogenannte Sorbonne-Deklaration, die ein Jahr später den Bologna-Prozess formte. (HRK 2012)

Zur Realisierung all jener Abkommen trägt das ERASMUS-Programm wesentlich bei. Im Einzelnen sollen beispielsweise Fremdsprachenkenntnisse gefördert werden. Die betreffenden Studenten sollen dabei einerseits von den internationalen Bildungsmöglichkeiten profitieren können und andererseits ein verbessertes interkulturelles Verständnis entwickeln können, was wiederum einen Beitrag zur europäischen Integration leisten soll. Aus Sicht der Europäischen Kommission erhöhe sich parallel mit der Teilnahme am ERASMUS-Programm die europäische Arbeitsmarktmobilität von Absolventen sowie deren Beschäftigungschancen in international strukturierten Unternehmen. (Europäische Kommission 2012)

Im Studienjahr 2011/12 nahmen insgesamt 33 Länder am ERASMUS-Programm teil, darunter alle 27 Mitgliedsstaaten der Europäischen Union sowie Kroatien, Island, Liechtenstein, Norwegen, die Türkei und die Schweiz. Aus der aktuellsten Analyse studentischer Mobilität im Rahmen von ERASMUS geht hervor, dass im Jahr 2010/11 über 231.000 Auslandsaufenthalte absolviert wurden, was im Vergleich zum Vorjahr

einen Anstieg von rund neun Prozent ausmacht. (DAAD 2012) Jedes Teilnehmerland in Europa beschäftigt eine zuständige nationale Agentur, die als Hauptansprechpartner für Studenten und Hochschulen fungiert. In Deutschland übernimmt der Deutsche Akademische Austausch Dienst (DAAD) stellvertretend für das BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) die Aufgaben im Rahmen des ERASMUS-Programms. So hat der DAAD im Jahr 2010/11 Stipendien zur Unterstützung studentischer Mobilität mit einer Durchschnittshöhe von 250 Euro monatlich vergeben. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer im europäischen Ausland betrug in diesem Zeitraum sechs Monate, wobei der geförderte Aufenthalt einen Zeitrahmen von drei bis zwölf Monaten umfasst. (Europäische Kommission 2012; DAAD 2012)

Die Europäische Union sieht in dem Projekt ERASMUS enorme Potentiale zur Förderung der europäischen Integration, so dass sie nach 25 Jahren folgende Zwischenbilanz zieht: „Eine Auslandserfahrung bereichert das akademische Wissen und die beruflichen Kompetenzen der Studierenden, unterstützt ihre persönliche Entwicklung, formt eine europäische Identität und trägt dazu bei, die Mobilität von Menschen während ihrer gesamten Lebenszeit – als zentrales Element des europäischen Projekts – Realität werden zu lassen.“ (Europäische Union 2012, S. 6) Aus dieser Motivation heraus soll ab 2014 ein neues ERASMUS-Programm unter dem Titel „ERASMUS für alle“ starten, welches bis zum Jahr 2020 die Zielvorstellung verfolgt, weitere fünf Millionen Personen in ihrer Auslandsmobilität zu unterstützen. (Europäische Kommission 2012)

Mit Hilfe von persönlichen Erfahrungsberichten zum ERASMUS-Auslandsaufenthalt, die von der Europäischen Union gesammelt und jährlich publiziert werden, sollen auch die individuellen Erfahrungen der Teilnehmer rekapituliert und ausgewertet werden. Aus dem aktuellen Bericht zum 25-jährigen Jubiläum geht aus insgesamt 33 Erfahrungsberichten von Studenten und Dozenten aus jedem Teilnehmerland ein relativ einheitliches Meinungsbild über einen positiven Nutzen von ERASMUS hervor. Die ERASMUS-Erfahrung habe demnach dazu beigetragen, sich kulturell zu öffnen und sich einer europäischen Identität anzunähern. Viele der Teilnehmer berichten davon, dass sie nach dem Auslandsjahr entweder wieder in das jeweilige Gastland zurückgekehrt sind oder einen Beruf in einem international tätigen Unternehmen ergriffen haben und somit in ihrer allgemeinen Haltung ein internationaleres Verständnis ihres Alltagslebens entwickelt hätten. Damit einher geht die Feststellung, dass viele der Studenten während ihres Auslandsaufenthaltes einen Lebenspartner gefunden haben und somit in einem binationalen Partnerschaftsverhältnis leben.

Sowohl beruflich als auch privat konnten somit über den ERASMUS-Zeitraum hinaus aktive Netzwerke in die frühere Gastgesellschaft aufgebaut und aufrechterhalten sowie über weitere europäische Nationen ausgedehnt werden, was gleichzeitig zu einer kontinuierlichen Verbesserung der Sprachkompetenzen beigetragen habe. (Europäische Union 2012)

2.1.1.2 Die ERASMUS-Generation – Studentenmobilität und ihre Folgen

„Student Mobility is encouraged in order to support the higher education contribution to the Lisbon Strategy and to develop the national sense of belonging and identification in a wider, international, and preferably, European sense of identity.” (Davis et al. 2009, S.1)

Laut unterschiedlicher Untersuchungen zur individuellen Motivationslage von ERASMUS-Studenten kann grundsätzlich festgehalten werden, dass die persönlichen und individuellen Motive studentischer Migration in Europa weitestgehend kongruent sind zu den politischen Interessenlagen und intentionalen Anwerbestrategien von ERASMUS-gestützten Auslandsaufenthalten. Insbesondere die Verbesserung und Erweiterung von Sprachkenntnissen wie auch der Kontakt und das Kennenlernen anderer Kulturen sind neben streng studienbezogenen Auslandserfahrungen für Studenten die Hauptgründe für die Teilnahme am ERASMUS-Programm. (Vgl. King/ Ruiz-Gelices 2003, S.237; Maiworm/ Teichler 1997, S. 429)

In Russel Kings Konstruktion einer „new map of European migration“ (2002) gehört die studentische Mobilität über Ländergrenzen hinweg zu einer der Hauptkomponenten europäischer Migration. Anders jedoch als gewöhnliche Migrationsformen sei diese weniger durch wirtschaftliche Faktoren motiviert, sondern viel mehr durch persönliche Beweggründe. King sieht demnach „student migration as a subset of youth migration motivated by a mixture of broader educational goals and experience/ travel/ pleasure-seeking, perhaps facilitated or interleaved with casual or contemporary work.” (King 2002, S. 99) Darüber hinaus stellt Murphy-Lejeune (2002) in ihrer Untersuchung über studentische Migration in Europa fest, dass ERASMUS-Studenten vor ihrem Auslandsaufenthalt bereits ein gewisses Maß an Mobilitätskapital innehaben, wodurch die Migrationsentscheidung in erheblichem Umfang erleichtert werde. Dieses Mobilitätskapital ergebe sich insbesondere aus verwandtschaftlichen Netzwerken, wie

beispielsweise über mobilitätsorientierte Lebensformen der Elterngeneration sowie über innerfamiliäre Mehrsprachigkeit oder eine binationale Ehe der Eltern. Somit ergebe sich häufig automatisch über die Generationen hinweg eine Affinität zu Auslandsaufenthalten und Spracherfahrungen sowie eine gewisse Neugierde gegenüber fremden Kulturen. Studenten mit einem solch sozialisatorisch vorgeprägten Mobilitätskapital zeichnen sich Murphy-Lejeune zufolge zudem dadurch aus, besonders offen, selbstbewusst und flexibel auf neue, fremde Situationen zu reagieren, so dass sich studentische Auslandserfahrungen mehr als eine positive Herausforderung denn als eine persönliche Hürde darstellen. (Murphy-Lejeune 2002, S. 44 f.) Kaufmann und Widmer (2006) bezeichnen ein solches Mobilitätskapital, welches sich über familienstrukturelle und familiendynamische Prozesse ergebe, als „Motilität“. Im Gegensatz zur Mobilität, also der faktischen Form von Bewegung, bezeichne die Motilität das Potential zur Mobilität. Dieses ergebe sich laut Kaufmann und Widmer über den individuellen Lebenslauf und die Form des Familienlebens. In welcher Weise diese potentielle Mobilität ausgelebt werde, also wie und in welchem Umfang das Mobilitätskapital genutzt werde, hänge jeweils von der betreffenden Person ab und reiche vom täglichen Pendeln über gelegentliche Auslandsbesuche bis hin zu residentieller Migration über die Zeitspanne des gesamten Lebensverlaufes. „Motility (...) takes on different forms and may or may not be transformed into different types of mobility.“ (Kaufmann/ Widmer 2006, S. 114)

Die Motilität des Einzelnen und die Intensität der faktischen Umsetzung seiner Motilität hänge dabei immer auch von der persönlichen Mobilitätserfahrung ab und führe im positiven Fall zu einem sich selbst erhaltenden Mobilitätsprozess über den Lebensverlauf. (Hofmeister et al. 2010) „(...) a history of successful mobility experiences make individuals face mobility less as a constraint and more as an opportunity, because through the process they have acquired more mobility capital.“ (Ebd. 2010, S. 169)

Letztlich zählen neben den persönlichen Erfahrungen und Herausforderungen jedoch auch berufliche Wünsche und Ziele als Motivationsfaktoren für akademische Mobilität. In dem Wissen über berufliche Anforderungen, die über rein fachliche Kenntnisse hinausgehen und besonders im Sektor der Hochqualifizierten Mehrsprachigkeit und interkulturelle Soft Skills voraussetzen, ist Migration zunehmend auch Mittel und Zweck persönlicher Qualifikation geworden. Sie kann als eine Art Selbstbehauptungsfaktor in einer zunehmend internationalisierten sozio-ökonomischen Umwelt betrachtet werden. (Vgl. Klinger 2010) Ein Auslandsaufenthalt wird somit mehr und mehr zum festen Bestandteil einer akademischen Ausbildung, so dass einerseits der

Anforderungskatalog unterschiedlicher europäischer Konzerne immer schon eine gewisse Auslandserfahrung voraussetzt und damit gleichzeitig numerische Evidenzen über eine stetig steigende Anzahl europäischer Auslandsstudenten zu beobachten sind. (Siehe Kapitel 2.1.1.1) Innerhalb des studentischen Milieus in Europa entwickelt sich somit fortlaufend eine akademische Migrationskultur zur Steigerung des sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitals. Der Weg führt dabei über die persönliche Weiterentwicklung und eine länderübergreifende Vernetzung, über das Kennenlernen verschiedener Kulturen und die Aneignung eines gewissen transnationalen Habitus sowie über die Chancensteigerung auf dem Arbeitsmarkt im Rahmen einer europäischen Ausbildungsbiographie.

Bereits mit der Teilnahme am ERASMUS-Programm wird den Studenten ein hohes Maß an sozialem Kapital, wie auch eine Grundsicherung an ökonomischem Kapital zur Verfügung gestellt. Der Auslandsaufenthalt wird somit in einem organisatorisch geregelten Rahmen strukturiert und vorbereitet. Unterstützt werden die Studenten einerseits bei der Reisevorbereitung, wie beispielsweise bei der Studienplatz- und Wohnungssuche im Gastland, während der Reise über die Bereitstellung von Kontakten am Campus und der Zuweisung eines betreuenden Dozenten, wie auch nach Abschluss der Reise über die Bereitstellung von Vernetzungsmöglichkeiten über das Alumni-Netzwerk von ERASMUS auf der eigenen Homepage. Die finanzielle Unterstützung von ERASMUS-Studenten bezieht sich einerseits auf den Erlass der Studiengebühren im Gastland und andererseits auf die Zahlung eines monatlichen Auslandsstipendiums. Aktuell, für das Studienjahr 2010/11 liegt die Höhe des Stipendiums bei 250 Euro monatlich und ist somit als Basiszahlung zu betrachten. (Klinger 2010, S. 46 f.; Siehe Kapitel 2.1.1.1)

Nach Antritt der Auslandsreise sehen sich die europäischen Studenten mit dem Thema der Akkulturation und Assimilation konfrontiert. Die ERASMUS-Generation ist dabei von einer besonderen Form der Annäherung an die fremde Kultur und Gesellschaft gekennzeichnet. Einerseits zeichnet sich diese dadurch aus, dass die Studenten über die Auslandserfahrung eine neue Perspektive auf ihre eigene Herkunftsgesellschaft gewinnen und bestimmte Verhaltensweisen angleichen. Gleichzeitig bleiben sie jedoch hinsichtlich der Öffnung für fremde Kulturen und Gewohnheiten aufgrund ihrer Reise im Rahmen eines organisierten Austauschprogramms in gewisser Weise restringiert. „Educational mobility, like any experience of mobility, challenges the individual's value system and introduces a comparative element to the way in which the individual reflects on their own life story.” (Davis et al. 2009, S. 15)

Zwar sei eine gewisse Akkulturation im Gastland bemerkbar, wie beispielsweise hinsichtlich der Übernahme bestimmter Werte und Normen oder auch über die Aneignung der Sprache, jedoch seien assimilatorische Prozesse immer nur in Teilschritten zu beobachten. ERASMUS-Studenten bilden oftmals eine in sich geschlossene Gruppe mit einer starken Gruppendynamik, die sich relativ kohäsiv gestalte und somit nur wenig Umwelteinflüsse von außen in ihr Innerstes lasse. (Klinger 2010) Aufgrund der Tatsache, dass im Rahmen akademischer Mobilität eine Vielzahl an Problemen und Herausforderungen auftreten, die von der gesamten Gruppe der ERASMUS-Studenten geteilt werden, ergibt sich, ob intendiert oder nicht, eine Bildung sozialer Enklaven, in der sowohl positive wie auch negative Erfahrungen geteilt werden und die dem Einzelnen Sicherheit und Solidarität vermitteln. Solcherlei Netzwerke erscheinen zwar für den persönlichen Rückhalt als gewinnbringend, unterbinden jedoch gleichzeitig bestimmte Assimilationsprozesse aufgrund verminderter Berührungspunkte und verringerter Anpassungszwänge in die Gastgesellschaft. (Ebd., S. 47 f.)

Umso positiver wirkt sich eine solche Bildung von Gemeinschaftsnetzwerken innerhalb der ERASMUS-Generation jedoch auf die Zeit nach dem Auslandsaufenthalt aus. Insbesondere durch die starke soziale Verflechtung und die nachhaltige, grenzübergreifende Kontaktpflege über das Alumni-Netzwerk lasse sich ein gewisser Europäisierungsfaktor erkennen. Dieser zeichne sich mitunter dadurch aus, dass die eigene Perspektive über den Prozess der studentischen Mobilität raumgreifender werde und sich über die Grenzen des Nationalen hin zu einer europäischen Perspektive ausdehne. "It [ERASMUS] increases the interest in general international issues, often connected with the EU and the awareness of a common purpose." (Davis et al. 2009, S. 16)

In ihrer Untersuchung über internationale studentische Mobilität und die Auswirkungen auf die Identifikationsprozesse von ERASMUS-Absolventen stellen Russel King und Enric Ruiz-Gelices die Behauptung auf, dass sich eine studentische Auslandserfahrung im frühen Erwachsenenstadium auf die Identitätsbildung der Betroffenen auswirke und zu einer mentalen Öffnung in Richtung einer europäischen Identität führe. (King/ Ruiz-Gelices 2003) Auch Davis et al. konstatieren diesbezüglich, dass solcherlei Mobilitätserfahrungen dazu beitragen, nationale Loyalitäten zu rekapitulieren und neu zu definieren. Im Falle von ERASMUS-Studenten werde demzufolge zumindest teilweise die Dimension einer europäischen Identität parallel zum nationalen Identitätsgefühl mitempfunden. (Ebd., S. 15 f.)

Im Sinne einer fortschreitenden europäischen Integration wird darüber hinaus zunehmend Wert darauf gelegt, an Schulen und Universitäten europäische Kultur zu lehren und die Unterrichtsperspektive um eine europäische Dimension zu erweitern. Nichtsdestotrotz sei, King und Ruiz-Gelices zufolge, insbesondere die studentische Mobilität im Rahmen von ERASMUS ein Hauptinstrument zur Förderung der Ausbildung einer europäischen Identität. „But it is student mobility which is seen as the prime institutional mechanism to foster a sense of ‚European identity‘ or ‚consciousness‘.“ (King/ Ruiz-Gelices 2003, S. 233 f.) Eine solche Erweiterung des eigenen Identifikationsrahmens basiert auf dem nachhaltigen Charakter studentischer Migration. Die grenzübergreifende Bewegung könne nicht länger als kurzzeitiger Wechsel von Nationalcontainer zu Nationalcontainer begriffen werden, sondern bedürfe einer neuen Betrachtung ganzheitlicher Effekte von Migrationsbewegungen, die auf multinationalen Vernetzungsstrukturen und der Schaffung transnationaler Sozialräume basierten. (Klinger 2009; Pries 2010) Gerade durch die besondere Form der Vergemeinschaftung von ERASMUS-Studenten werden transnationale soziale Räume geschaffen; ERASMUS-Studenten pflegen sozio-kulturelle transnationale Aktivitäten und können demnach in Folge der Migrationsklassifikation von Ludger Pries als ein Typus von Transmigranten bezeichnet werden. (Pries 2001; Pries 2003) Die betreffenden transnationalen Aktivitäten erstrecken sich sowohl über die Zeit des Auslandsaufenthaltes wie auch über die Zeit der Rückkehr in die Herkunftsgesellschaft. Ein wichtiger Faktor ist dabei die Zunahme von Kommunikationsmöglichkeiten über die Virtualität, wie auch die Verbesserung und Vergünstigung von Transport- und Reisemöglichkeiten. Für Studenten bietet sich damit eine Vielzahl von Optionen zur Generierung einer sozio-kulturellen transnationalen Umwelt. Einerseits nutzen sie unterschiedliche Kommunikationswege, zumeist in virtueller Form, während ihres Aufenthaltes zum Kontakt mit Verwandten, Bekannten und Freunden aus der Heimat, wie auch nach der Rückkehr mit Bekannten und Freunden aus dem Gastland sowie weiteren Mitgliedern der ERASMUS-Community. Andererseits verfolgen sie, gleich von welchem Standort, ausländische Medien und Berichterstattungen und halten persönlichen Kontakt über gegenseitige Besuche. (Klinger 2010) Der transnationale Interaktionsraum von Auslandsstudenten erstreckt sich somit über ein weites Feld, was unter anderem durch die Transnationalismusdefinition von Glick Schiller et al. (1992) verdeutlicht werden kann. „We have defined transnationalism as the process by which immigrants build social fields that link together their country of origin and their country of settlement. Immigrants who build social fields are designated ‘transmigrants’. Transmigrants develop and maintain multiple relations – familial, economic, social, organizational, religious, and political that span borders. Transmigrants take actions,

make decisions, and feel concerns, and develop identities within social networks that connect them to two or more societies simultaneously.” (Ebd., S. 1 f.)

Ludger Pries zufolge gehe es bei der Transmigration um die Herausbildung eines neuen Migrationstypus, bei dem es sich nicht um die Form einer entweder-oder-Migration handele, in der man sich entweder den Gepflogenheiten der Herkunfts- oder der Ankunftsgesellschaft anpasst. Vielmehr gehe es darum, aus dem Spannungsverhältnis beider Gesellschaften verschiedene Elemente aufzunehmen und daraus eine individuelle Komposition zu schaffen, die wiederum neue Elemente zum Vorschein bringt. (Pries 2003) Somit zeichnet sich der Typus des Transmigranten identifikatorisch und sozialstrukturell durch Emergenz aus. Klinger (2010) spricht in diesem Zusammenhang von einer Art der „adhesiven Assimilation“, die sich durch eine unterschiedlich proportionierte Durchmischung identikativer und verhaltensbezogener Elemente des Heimat- und des Ankunftslandes beschreiben lässt. Sie klassifiziert insbesondere den Typus akademischer Migranten aufgrund seiner besonderen Kapitalausstattung, wie beispielsweise ein bestimmtes, sozialisatorisch vorgeprägtes sprachliches Kapital und ein überdurchschnittlich hohes Maß an Bildungskapital als eine potentiell multipel inkludierte Personengruppe, die sich mit der akademischen Mobilität gleichsam den Weg für ein pluralisiertes Zugehörigkeitsgefüge geebnet habe. (Ebd.) Eine solche Art von multipler Inklusion wird von King und Ruiz-Gelices verstanden als multiples Heimatgefühl. „... higher education, especially where it involves a stay abroad, facilitates self-discovery and enhances expectations both of upward socio-economic mobility and of future transnational mobility. Student migration and the YA [Year Abroad] give an individual ‘place confidence’, being familiar with, even ‘at home’ in, more than one place.”(King/ Ruiz-Gelices 2003, S. 246)

Im Sinne einer solchen, nach Pries als emergent beschriebenen, Herausbildung von Zugehörigkeitskonstruktionen, Interessenlagen und Lebenspraxen reichen die Begrifflichkeiten der Assimilation und Integration nicht länger aus, um eine adäquate Beschreibung dessen liefern zu können, was sich mit dem Prozess der transnationalen Migration für das Gefüge von identifikatorischen und sozio-strukturellen Anpassungsprozessen ergibt. Vielmehr eigne sich Pries zufolge der Begriff der Inkorporation, anhand dessen anstatt von entweder-oder Identitäten sowohl-als-auch Identitäten, wie auch multiple Identitäten in den Blick genommen werden könnten. Der Begriff der Inkorporation setze bereits voraus, dass eine erfolgreiche Interaktion zwischen ‚Einheimischen‘ und ‚zu Inkorporierenden‘ bestehe und somit ermöglicht werde, alle migrationsrelevanten Regionen im Eingliederungs- und

Sozialisationsprozess zu berücksichtigen. (Pries 2003, S. 34) „Transnationale Identitäts- und Inkorporationsmuster sind vergleichsweise variabel und offen. Die Zugehörigkeitsmuster und –strategien von Transmigranten lassen sich nicht eindeutig einem ‚Heimatland‘ oder ‚Zentrum‘ zuordnen. Die sozio-kulturelle Identität und Selbsterfahrung ist von Mehrdeutigkeit und multiplen Bezugsrahmen gekennzeichnet, Lebensstrategien basieren auf plurilokalen ‚mentalen Landkarten‘ transnationaler Räume.“ (Pries 2010, S. 65)

Der Begriff der Bipolarität sei somit für den Typus des Transmigranten nicht hinreichend. Es könne nicht zwangsweise davon ausgegangen werden, dass sich die Zugehörigkeitskonstruktionen von Migranten primär auf eine Lokalität beschränken, wie beispielsweise auf die ihres Heimatlandes, und sie aus diesem Blickwinkel heraus weitere identifikatorische Bezugsrahmen verhandeln. Mit dem Begriff der Bifokalität könne dahingegen verdeutlicht werden, dass Transmigranten in der Lage seien, die Welt über unterschiedlich nationalstaatlich geprägte Perspektiven zu betrachten und somit doppelte bzw. multiple Zugehörigkeiten und Orientierungsmuster zu empfinden. (Klinger 2010; Glick Schiller et al. 1992) Zugehörigkeiten werden somit pluralisiert und entziehen sich mit dem Prozess der Transnationalisierung von traditionellen, unilokalen Heimatkonstruktionen und Identifikationsräumen. Die bereits von Pries beschriebene emergente Mixtur aus Elementen, die sich sowohl an die Herkunfts- wie auch die Ankunftskultur anlehnen und somit neu und vertraut zugleich erscheinen, beschreibt Faist (1998) mit dem Begriff der Übersetzung. Er bezeichnet den Typus der Transmigranten als ‚translated people‘, die beständig innerhalb des mehrdimensionalen Bezugsrahmens ihrer Zugehörigkeit übersetzen, modifizieren und changieren müssen. „Migrants are continually engaged in translating languages, cultures, norms, and social and symbolic ties. Translated people are situated in diverse contexts.“ (Ebd., S. 239) Eine solche identifikative Neuschöpfung innerhalb transnationaler sozialer Räume im Prozess einer steten Übersetzungsleistung zwischen einzelnen Nationalgesellschaften führe zu einem Prozess der Enträumlichung. Weniger lokale Fixpunkte als vielmehr mentale Orientierungsmuster situieren dabei den Typus des Transmigranten innerhalb seiner Bifokalität. Durch den Umstand, dass der transnationale soziale Raum von Auslandsstudenten sich einer Ortsgebundenheit entzieht, indem er zu einem großen Teil auf virtueller Kommunikation und einer hohen Mobilitätsbereitschaft unter den Studenten basiert, komme es zu einer Delokalisierung der studentischen Lebenswelt. (Klinger 2010; Pries 2010)

Der Begriff Heimat verliert dabei seine streng lokale Konnotation. Es vollzieht sich ein Prozess der geographischen Entheimlichung, die durch alternative Formen der Zugehörigkeit kompensiert werden muss. Murphy-Lejeune (2002) spricht in ihrer Studie von einer Relativierung ortsbezogener Zugehörigkeitsbezüge und einer zunehmenden Bezugnahme auf Gesichter und Personen anstatt von Orten. Pries fordert über eine solche Erkenntnis eine Neubestimmung des Verhältnisses von Räumlichem und Sozialem. „Die Dynamik von Vergesellschaftungsprozessen und der Emergenz von mehr oder weniger dauerhaften und dichten Verflechtungszusammenhängen ist nicht auf nationalgesellschaftlich fokussierte Inklusions- und Exklusionsprozesse begrenzt.“ (Pries 2003, S. 23 f.) Er konstatiert, dass bei der Betrachtung des Verhältnisses von Flächenraum zu Sozialraum bedacht werden müsse, dass gerade mit Blick auf den Typus des Transmigranten der subjektive und identifikatorische Bezugsraum nicht mit dem physischen Flächenraum übereinstimmen müsse. Die Folge dieser Dissonanz werde in der Herausbildung pluri-lokaler Sozialräume über transnationale soziale Lebenswirklichkeiten sichtbar. Ortsgebundenheit wird somit durch eine bestimmte Form der transnationalen Netzwerkgebundenheit abgelöst.

Die Entstehung transnationaler Beziehungen durch den Prozess der akademischen Migration hat demzufolge für die biographische Konstruktion der betreffenden Akteure weitreichende Folgen. Sowohl identifikatorisch wie auch handlungstheoretisch erfahren studentische Migranten über den Weg der europäischen Bildungsmobilität eine sozialisatorische Europäisierung, die sich ganzheitlich auf die betreffenden Akteure auswirke und über das Feld der Hochschulbildung weit hinausreichte. „Transnationale Beziehungen bedeuten (...) intensivste Sozialkontakte zwischen Akteuren und Akteursgruppen, die über verschiedene Orte in mehreren Nationalstaaten hinweg verstreut leben. Durch den Intensitätsgrad der Austauschbeziehungen konstituieren sich neue transnationale Sozialeinheiten, die für die alltägliche Lebenspraxis, das Normen- und Wertesystem, die Arbeitsmarkt- und Berufsstrategien, die politischen Einstellungen und Aktivitäten oder die persönlichen Liebes- und Freundschaftsbeziehungen (...) von unmittelbarem Gewicht sind.“ (Pries 2010, S. 15)

Mit der Teilnahme am ERASMUS-Programm, also einer relativ frühen Mobilitätserfahrung im Rahmen der akademischen Ausbildung, steigere sich automatisch die Höhe des Mobilitätskapitals der betreffenden Akteure. Insbesondere der Aufbau innereuropäischer Beziehungen über die studentische Mobilität bringe oftmals eine Forcierung von internationalen Arbeitsbeziehungen und Arbeitsmigration mit sich. Es eröffne sich mit der Bildungserfahrung eine berufliche Perspektive, die eine internationale Orientierung nach sich ziehe und sich dabei insbesondere auf den

europäischen Raum konzentriere. (King/ Ruiz-Gelices 2003) King und Ruiz-Gelices haben anhand ihrer Untersuchung feststellen können, dass ERASMUS-Studenten nach ihrem Auslandsaufenthalt dazu neigen, sich beruflich im Ausland zu orientieren und allgemein verstärkt Auslandsreisen zu unternehmen. Sie hätten damit gleichzeitig die Tendenz, die Idee der europäischen Integration stärker zu teilen und fühlten sich als „belonging to a European cultural space.“ (Ebd., S. 246) Anhand solcher Ergebnisse ergibt sich über die Gruppe studentischer Migranten die Möglichkeit, die Lücke zwischen dem europäischen Arbeitsmarkt und einem europäischen Gemeinschaftsgefühl, das unter anderem auf bestimmten, europäisch interkulturellen Soft Skills basiert, zu schließen. „Labour mobility is regarded as an essential element for the completion of the internal market, and in turn beneficial to member states; and this potentially mobile skilled labour force not only has to recognize the Union in its entirety as its labour market, but needs to acquire linguistic and intercultural communication abilities that enable the individual to live, work and communicate in another EU country.“ (Ebd., S. 233)

Ein solcher Aufbau interkultureller Lebenswelten erfolgt demnach sukzessiv über mehrere Teilschritte. Die studentische Mobilität im Rahmen von ERASMUS ist oftmals der Ausgangspunkt für den Fortgang eines europäischen Lebenslaufes. Daneben spielen nicht nur die Orientierung in Richtung einer interkulturellen Berufswelt eine Rolle, sondern auch grenzübergreifende Liebesbeziehungen, die sich aus der europäischen Vernetzung ergeben und letztlich zu europäischen Familienwelten führen. Migrationsnetzwerke dienen somit also der Aufrechterhaltung und der Reproduktion von Migration, es bestehe Pries zufolge eine „sich selbst erhaltende Dynamik der kumulativen Verursachung von transnationaler Migration.“ (Pries 2003, S. 27) Ein solcher Selbsterhaltungsfaktor innereuropäischer Migration wird als eine Form der positiven Rückkopplung betrachtet, die sich durch die Anhäufung grenzübergreifenden sozialen Kapitals ergibt und somit die Kosten und Risiken für weitere Migrationsbewegungen senkt. (Myrdal 1957; Massey 1990; Klinger 2010)

In dem Konzept der kumulativen Migrationsketten wird demzufolge theoretisch die Herausbildung einer europäischen Migrationskultur antizipiert. Neben der beruflichen Perspektiverweiterung und Netzwerkbildung über den europäischen Raum scheint insbesondere die Transnationalisierung von Intimbeziehungen als wichtiger Teil der europäischen Migrationskultur betrachtet zu werden. (King 2002; Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Gerade über die Migration im frühen Erwachsenenstadium ergäben sich aufgrund der relativen Ungebundenheit und Flexibilität der Akteure grenzübergreifende Liebesbeziehungen. „Students and tourists travel, study abroad,

have sex, fall in love.“ (King 2002, S. 99) King benennt dabei drei Faktoren, die die zunehmende Love Migration beeinflussen. Dabei handelt es sich erstens um „the expansion of linguistic competence“, zweitens um die „expansion of the ‚global ‚experience‘ industries“ sowie drittens um die „extension of youthful attitudes and lifestyles to later ages“. (Ebd.) Auch wenn die grenzübergreifenden Liebesbeziehungen in den meisten Fällen primär als Folgeerscheinungen anderer Migrationsformen betrachtet werden, so ist ihr numerisches Volumen in Europa beträchtlich. Die Transnationalisierung von Intimbeziehungen ist als ein Phänomen eigener Art zu betrachten, welches einen eigenständigen Beitrag zur Herausbildung einer europäischen Migrationskultur leistet. Entsprechend liest sich auch die Schlussfolgerung Russel Kings‘ in seinem Aufsatz zur ‚New Map of European Migration‘ „do not underestimate the libidinal factor in migration“. (Ebd., S. 100)

2.1.2 Love Migration

2.1.2.1 Bildungsmobilität und Partnerschaft – ERASMUS Love

Zweifelsohne kann Russel King (2002) zugestimmt werden in seiner Behauptung, dass etwaige Formen der Liebesmigration in einem Großteil vorkommender Migrationsbewegungen gefunden werden können. Ob der Migrationsraum sich dabei auf Europa beschränkt oder globale Ausmaße annimmt, scheint vorerst irrelevant. Viele Untersuchungen zu binationalen oder transnationalen Partnerschaften und Ehen drehen sich dabei vornehmlich rund um die Thematik der Arbeitsmigration mit anschließender Heiratsmigration. Bezogen auf Europa werden häufig Arbeitsmigranten aus den ehemaligen Anwerbestaaten in den Blick genommen. Es geht im Kern also um Gastarbeiter, die damit verbundene Eröffnung von Migrationschancen und den Nachzug von Familienangehörigen sowie die damit zusammenhängende Integrationsdebatte in der Ankunftsgesellschaft. (Schroedter 2011; Beck-Gernsheim 2006; Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Hochqualifizierte Migranten, die aufgrund eines mobilen und flexiblen Lebensstils potenzielle Lebenspartner auch außerhalb des eigenen Herkunftslandes suchen, spielen im wissenschaftlichen Diskurs kaum eine Rolle.

In der Betrachtung europäischer Migration gewinnt dieser Migrationstypus jedoch zunehmend an Bedeutung. Insbesondere über die stetig anwachsende Zahl europäischer Auslandsaufenthalte während des Studiums, unter anderem im Rahmen von ERASMUS (vgl. Kap. 2.1.1), ergäbe sich eine besondere Gelegenheitsstruktur zur Bildung grenzübergreifender Partnerschaften. (Nauck 2007) Eine solche Gelegenheitsstruktur beschreibt auch Russel King innerhalb seiner Koordinaten einer „new map of European migration“. „The possibility for the initiation of such ‚transnational intimacy‘ is greatly increased by mass travel, study abroad, and tourism; whilst the accelerating speeds and technologies of travel and communication in a shrinking Europe increase the chances of such transnational love being maintained.“ (King 2002, S. 99)

Aus der Unverfänglichkeit von Kontakten und Liebesbeziehungen während des Auslandsstudiums ergibt sich nach Beendigung der Auslandsphase schnell die Frage nach der Art der Fortsetzung einer solch grenzüberschreitenden Liaison. Wenn auch oftmals unintendiert, so gewinnt man doch den Eindruck, dass die europäische Mobilität Studierender die Welt der Liebesbeziehungen maßgeblich verändert. „Wie

sich die Weltenbummelei auf unser Liebesleben auswirkt, hat noch niemand untersucht. Denn nirgendwo sind Anbandeln und unverfängliches Rumknutschen so einfach wie in internationalen Studentenwohnheimen, ob in Rom oder Helsinki. Unterwegs im Auftrag der grenzüberschreitenden Bildung wird geflirtet und fremdgegangen.“ (Moreno 2010) Olga Nottmeyer (2009) stellt in ihrer Untersuchung zu Mischehen in Deutschland fest, dass mit zunehmendem Bildungsgrad die Wahrscheinlichkeit, wie auch die numerische Größe von Mischehen steigt. Bezogen auf binationale Ehen kommt sie zu dem Schluss, dass insbesondere der Arbeitsplatz oder der schulische Ausbildungsort, wie in besonderem Maße die Universität, Laboratorien binationaler Paarbildungen seien. Diese Kopplung grenzüberschreitender Liebesbeziehungen an den Bildungsgrad stellt auch Nauck (2007) fest. „Entgegen weit verbreiteten Vorstellungen kommt eine binationale Partnerwahl gehäuft vor, wenn zumindest ein Partner Abitur oder Fachhochschulreife hat.“ (Ebd., S. 21)

Gekoppelt an den Bildungsgrad ist die Höhe des Mobilitätskapitals, bzw. die Motilität (siehe Kapitel 2.1.1), was sich wiederum unmittelbar auf die Wahrscheinlichkeit der Bildung grenzübergreifender Paarbeziehungen auswirkt. Insbesondere das sprachliche Kapital, wie auch interkulturelle Soft Skills sowie eine hohe Mobilitäts- und Anpassungsbereitschaft spielen dabei eine Rolle und zeigen wiederholt, welchen Stellenwert die Liebesmigration im Bereich Hochqualifizierter einnimmt und in welcher Form sich auch hier kumulative Effekte europäischer Migration auswirken. In der Pionier-Studie der Europäischen Kommission, die unter der Leitung von Ettore Recchi intraeuropäische Migrationsdynamiken in den Blick nimmt, werden grenzübergreifende Liebesbeziehungen als einer der Hauptfaktoren europäischer Migration betrachtet. „(...) the bulk of younger intra-European migrants are highly educated and are drawn from upper-middle class backgrounds. The dominant cause of spatial mobility is love (...) and not economic interests (...). Cross national marriages and personal relationships stand out as the prime sources of free movement.“ (Europäische Kommission 2006, S. 11)

Der Charakter studienbezogener Auslandsaufenthalte zeichnet sich primär dadurch aus, dass die Migrationspassage zeitlich begrenzt ist und die Rückkehr in die Herkunftsgesellschaft von Beginn an antizipiert wird. Solcherlei zeitliche und räumliche Begrenzungen verlieren für die grenzüberschreitende Partnerschaft jedoch ihre Gültigkeit. Die Konsequenzen binationaler Liebesbeziehungen für die Alltagspraxis sind somit vielschichtig und scheinen sowohl positive wie auch negative Aspekte zu beinhalten. Die Eingangsfrage lautet dabei vorerst, wie die geographische Distanz der Liebe zumindest kurzfristig überbrückt werden kann. Das wohl probateste Mittel der

heutigen Zeit ist zweifelsfrei die Virtualität, in der das Verhältnis von Raum und Zeit eine grundlegend andere Bedeutung erhält, so dass die Welt der Liebenden mit der Virtualität einen neuen Optionsraum gewinnt. (Näheres zu grenzüberschreitenden Beziehungsmärkten in der Virtualität liefert das nachfolgende Kapitel.) Ist jedoch mit der Entscheidung der Fortführung einer binationalen Beziehung auf realem Terrain, also einem Zusammenleben an einem gemeinsamen Ort, die Eingangsfrage geographischer Distanz überwunden, so stellt sich die Folgefrage nach der Überwindung der kulturellen Distanz zwischen den Liebenden. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Diese Form der Distanz äußert sich in unterschiedlichen herkunftsbiographischen Merkmalen der Akteure, die über einen gemeinsamen Alltag miteinander konfrontiert und in Bezug zueinander gesetzt werden. Dabei geht es allgemein darum, unterschiedliche kulturelle Gewohnheiten, Bräuche, Werte und Normen, eine unterschiedliche Sprache sowie unter anderem verschiedene Essgewohnheiten reflexiv zu betrachten und auf ein partnerschaftlich handhabbares Niveau zu transportieren. (Näheres zu den Konflikten und Potentialen binationaler Beziehungen in Kapitel 2.1.2.3)

Die britische Tageszeitung „The Guardian“ hat unter dem Titel „Erasmus, Europe’s student exchange scheme, is an unofficial matchmaker“ verschiedene Interviews mit europäisch-binationalen Paaren geführt, die sich während eines ERASMUS-Austausches kennengelernt haben und exemplarisch in Erfahrung gebracht, wie die Paare über eine solche Form der grenzüberschreitenden Partnerwahl denken und was sie in ihrem Alltag umtreibt.

Ein deutsch-spanisches Paar, das gemeinsam in London lebt, berichtet beispielsweise darüber, dass ihre unterschiedlichen Essgewohnheiten eine der wichtigsten Unterschiede des alltäglichen Zusammenlebens ausmachen: „Since then we have adapted to each other’s way of life: most importantly, she has introduced me to her amazing breakfasts. Before, I would have, maybe, some milk and a biscuit. Now we have a full-on meal: muesli, salami, cheese, it goes on and on. I love it.“ (The Guardian 2012) Zwei weitere Paare, ersteres deutsch-dänisch, die gemeinsam in Berlin leben, letzteres italienisch-portugiesisch, die ihren gemeinsamen Alltag in Lissabon verbringen, berichten über die Auswirkungen ihres ERASMUS-Aufenthaltes für ihre Partnerschaft, ihre persönliche Erfahrungswelt und die Netzwerkstruktur, die sie seither grenzübergreifend entwickelt haben: „It’s natural that people spend time studying abroad so this kind of thing happens. It’s also great that through long-distance relationship, you get to know another culture. You have to look on the positive side.“ (Ebd.) “Without Erasmus we’d probably never have met, because he would never have

had the means to travel abroad. And there are still many legacies from the experience: the desire to travel; the friends all around Europe whom you visit; the ease with which you master many different languages; and, above all, the sociability and community spirit that illuminates our everyday lives.” (Ebd.)

2.1.2.2 Grenzüberschreitende Beziehungsmärkte in der Virtualität

Mit dem Internet als „Möglichkeitsraum globaler Intimität, anonymer Intimität“ (Beck/Beck-Gernsheim 2011, S. 33) habe sich die „Welt der Liebesgrenzen (...) [in] eine Welt der Liebesgelegenheiten verwandelt“. (Ebd., S. 65) Partnerwahl und Kennlernprozesse sind mit den Möglichkeiten der Online-Kommunikation nicht länger auf den geographischen Nahraum und auf reale face-to-face Kontakte reduziert. Der virtuelle Raum erweitert das Spektrum der Partnerschaftssuche um ein vielfaches. Begegnungen erhalten dabei eine andere Konnotation, sie müssen nicht zwangsweise real sein, sondern können auch virtuell initiiert werden. Das Problem der geographischen Distanz der Liebe wird damit, zumindest in Teilen, enturzelt.

„Das Internet führt uns in eine ganz andere Epoche von Begegnung.“ (Kaufmann 2011, S. 13) Es habe, laut Kaufmann, in den letzten Jahren ein rasanter Anstieg der Nutzung von Online-Kontaktbörsen und Partnervermittlungen stattgefunden. Das Hauptklientel bestehe dabei vornehmlich aus jungen Akademikern, da mit der Nutzung dieser Plattformen einem „Ideal von Jugend und Modernität“ entsprochen werde. (Ebd., S. 12) Anbieter für solcherlei Partnervermittlungen, wie beispielsweise „Elitepartner“ als einer der führenden Partnervermittlungen im deutschsprachigen Raum, sprechen dabei ganz gezielt einen Nutzerkreis aus jungen Akademikern an, wie bereits der Werbeslogan „für Akademiker und Singles mit Niveau“ verrät. Laut eigenen Angaben bestehe ihr Kundenkreis zu 65 Prozent aus Akademikern. Mit Hilfe eines Online Matching-Systems sollen potentielle Partner vermittelt werden. Die Erfolgsquote liege ebenfalls laut eigener Angaben bei 25 Prozent. (Elitepartner 2012) Ein solches Matchingverfahren beruht auf der elektronischen Auswertung eines zuvor absolvierten Persönlichkeitstests. Es werden dem Nutzer nach dem Datenabgleich kontinuierlich unterschiedliche Paarkonstellationen vorgeschlagen, bei denen sozioökonomische Daten, persönliche Vorlieben und Beziehungsvisionen bestmöglich zueinander passen. Die Vermittlungssysteme anderer Anbieter, wie beispielsweise „Parship“, „eDarling“ und „be2“ basieren dabei auf ähnlichen Matchingverfahren. Studienergebnisse, die

sich mitunter auf Zahlenangaben der betreffenden Anbieter berufen, geben an, dass sich 2010/11 in Europa etwa 40 Prozent aller Singles online auf Partnersuche begeben hätten, wobei alleine in Deutschland etwa sieben Millionen Singles auf Online-Dating-Portalen aktiv gewesen seien. (Singlebörsen-Vergleich 2011)

Die tatsächliche Häufigkeit solch Internet-basierter Partnerschaften und Eheschließungen ist jedoch schwer zu ermitteln, da sich viele Paare hinsichtlich ihres Kennenlernens im virtuellen Raum eher bedeckt halten und somit ein Großteil online-basierter Liebesbeziehungen anonym bleibt. Es müsse daher von einer hohen Dunkelziffer ausgegangen werden. Nicht zuletzt aufgrund auf einer solch breiten Zurückhaltung hinsichtlich der Bekundung von Internet-Partnerschaften wurde im Sommer 2012 erstmalig der 24. Juli zum „Virtual Love Day“ ausgerufen, an dem sich von da an alljährlich Paare feiern sollen, deren Beziehung auf einer Internet-Bekanntschaft beruht. Initiiert wurde dieser „Feiertag“ vom Online-Partnervermittler „be2“, der die Nutzer zu mehr Offenheit und Selbstbewusstsein hinsichtlich des Umgangs mit Online-Dating animieren möchte. (Die Welt 24.07.2012)

Auf Grundlage einer Online-Studie von ARD und ZDF schreibt der Spiegel, dass in der Alterskohorte der 30- bis 50-Jährigen etwa ein Drittel aller Kontaktaufnahmen, aus denen eine Partnerschaft hervorgeht, auf virtueller Basis erfolgt, wobei die Tendenz weiterhin steige. (Moreno 2010, S. 85) Auch Nicola Döring (2003) versucht sich in ihrer Arbeit über die Formen der Internet-Liebe an einer realitätsgetreuen Hochrechnung entsprechender Zahlen, kommt jedoch letztlich zu folgendem Resümee: „Bei der Internet-Liebe handelt es sich weder um eine exotische Randerscheinung noch um ein Massenphänomen, sondern um eine Erfahrung, die zum Alltag eines nennenswerten Anteils der (weiterhin wachsenden) Netzpopulation gehört.“ (Ebd., S. 239)

Dabei muss nicht zwingend der Kennlernprozess virtuell erfolgt sein, um dem Internet eine tragende Rolle in Sachen Liebesbeziehung zuzuweisen. Online-Partnerschaften über geographische Distanzen können sich auch nach dem Kennlernprozess entwickeln und dafür Sorge tragen, dass Liebe und Intimität über geographische Entfernungen, und somit auch länderübergreifend, aufrecht erhalten werden können. Beck und Beck-Gernsheim bezeichnen eine solche Liebesbeziehung, die, zumindest zeitweise, auf ein gemeinsames reales Terrain verzichten muss, als eine Form der Fernliebe. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Im Rückblick auf die europäische Studentenmobilität und die daraus resultierenden grenzübergreifenden Liebesbeziehungen (siehe Kapitel 2.1.2.1) scheint diese Form der virtuellen Überbrückung körperlicher Abwesenheit besonders effektiv zur Aufrechterhaltung der

eigenen Fernliebe. Allerdings, so konstatieren Beck und Beck-Gernsheim, könne die Liebe nicht permanent der Realität (als Antonym der Virtualität) entzogen werden, um in der Zukunft Bestand zu haben. „Für Normalmenschen muß es immer wieder Oasen der direkten, alle Sinne einbeziehenden Sinnlichkeit geben, des Sich-satt-Liebens. Und für die anderen Zeiten braucht es Rituale und Symbole, die an die Gemeinsamkeit erinnern, sie neu erfinden, bewahren und stärken. (...) Intimität auf Distanz ist angewiesen auf feste Vereinbarungen, um die innere Verbindung zu erhalten.“ (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 69 f.) Insofern scheint die Beziehungspflege über die geographische Distanz zwar einerseits als Herausforderung im Sinne körperlicher Einsamkeit und Enthaltbarkeit sowie eines besonderen Vertrauensbedarfes, andererseits jedoch scheint gerade die Intensität und Qualität der realen, punktuellen Treffen der Partner ausschlaggebend zu sein für eine dauerhafte Aufrechterhaltung der Liebesbeziehung.

Gerade diese „Oasen“ des unmittelbaren Kontakts über den Verlauf einer geographischen Fernliebe entsprächen jedoch nur selten dem realen Abbild eines normalen Beziehungsalltages. Über kurze Phasen des Kontakts werde selten die Energie aufgewendet, Differenzen in den Blick zu nehmen oder gar potentielle Konfliktpunkte gemeinsam anzugehen. Die kostbare Zeit seltener face-to-face Kontakte scheint für Grundsatzdiskussionen über unterschiedliche Werte- und Normenvorstellungen nicht angemessen. Vielmehr seien die Partner in solchen Momenten beiderseits auf Harmonie bedacht, Konflikte würden gemieden. Die Zeit solcher Art der Zweisamkeit dient der Erholung, nicht der Alltagsarbeit. „Fernliebe ist die Liebe des Feiertags-Ich zum Feiertags-Anderen, gereinigt von den Banalitäten des Alltags.“ (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 71) Gerade für bikulturelle Beziehungen stellt sich dabei jedoch die Frage, inwiefern solche Feiertagsrealitäten die Beteiligten auf eine tatsächliche Beziehung vorbereiten. Zu vermuten ist: Der Schock folgt auf die geographische Fernliebe. Entscheidet man sich für eine Beziehung jenseits geographischer Distanz, richtet man sich ein auf ein Leben an einem gemeinsamen Ort, so werden die Oasen der Zweisamkeit plötzlich zu einem gemeinsamen Alltag, der es nicht länger erlaubt, seine Banalitäten unbeachtet zu lassen. Nach der geographischen Distanz binationaler Paare wird die kulturelle Distanz im Alltag spürbar, die oftmals eine weitaus größere Hürde darstellt und die noch kein Kompensationsmedium wie das des Internet für sich gefunden hat.

2.1.2.3 Binationale Paare – Konflikte und Potentiale

Mit Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim wird die Fernliebe als eine angepasste Lebensform an einen mobilitätsorientierten und zunehmend internationalisierten Lebensstil verstanden. „Fernliebe ist die flexible Liebe des „flexiblen Menschen“ (Sennett 1998), ist die Lebens- und Liebesform, in der die Arbeitsmarktflexibilität zum Identitäts- und Organisationsprinzip des eigenen Lebens geworden ist.“ (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 75) Über die Dynamiken der Arbeitsmarktflexibilität werden somit grenzübergreifende, binationale Partnerschaften wahrscheinlicher. Die Herausforderungen, die eine solche Liebesform mit sich bringt, sind dabei vielschichtig und bedingen sich aus der Grundkonstellation der Liebesform selbst.

Charakteristisch für ein binationales Paar ist zuallererst die Unterschiedlichkeit der Staatsangehörigkeit der Partner, zumindest zum Zeitpunkt des Kennenlernens. Laut der Angaben von Olga Nottmeyer liegt der Anteil binationaler Ehen in Deutschland, gemessen an der Gesamtzahl aller Eheschließungen, bei 25 Prozent, Tendenz steigend. (Nottmeyer 2009) Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) hat dazu im Familienreport 2010 folgende Zahlen festgehalten: „Der Anteil der ausländischen Eheschließungen (mindestens ein Partner mit ausländischer Staatsangehörigkeit) lag 2008 bei 13 Prozent und ist damit leicht zurückgegangen. Die Zahl der binationalen Ehen (nur ein Partner mit ausländischer Staatsangehörigkeit) blieb seit 1991 dagegen nahezu konstant. Die Zahl der binationalen Paare (Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften in einem gemeinsamen Haushalt) hat sich seit 1996 jedoch nahezu verdoppelt, was auf einen Anstieg von binationalen nichtehelichen Lebensgemeinschaften hinweist.“ (Familienreport 2010, S. 23 f.) Für den gesamteuropäischen Raum, innerhalb der Grenzen der EU, heißt es, dass 2012 etwa 16 Millionen Paare binationaler Herkunft waren. (Euronews 2012)

Das Charakteristikum der unterschiedlichen Staatsbürgerschaft der Partner impliziert neben rein formalen Unterschieden gleichzeitig auch eine gewisse kulturelle Distanz, die innerhalb gemischt-nationaler Beziehungen verhandelt werden muss. „Hier treffen die Verschiedenheit der Sprachen, die Verschiedenheit der Vergangenheiten, die Verschiedenheit der politischen und rechtlichen Ordnung aufeinander.“ (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 65) Jeder Partner einer bikulturellen Beziehung bringe spezifische und individuelle „Erinnerungskisten“ mit, die sich im Alltag binationaler Paare übereinanderstapeln und gemeinsam ihren Platz im gemischt-kulturellen Paarleben finden müssen. (Ebd., S. 61)

Das gemeinsame Leben binationaler Paare ist dabei jedoch nicht bloß die Summe aller Herkunftscharakteristika und kultureller Eigenheiten der betreffenden Personen. Es ist weitaus mehr als das, nämlich eine Art emergenter Mixtur, die die Verschiedenheit herkunftsbezogener Erfahrungen verarbeitet und daraus eine individuelle Komposition erschafft. Diese Komposition ist für jedes binationale Paar und jede transnationale Familie ein Unikat, das einer hochgradig individualisierten Lebenspraxis entspringt.

Folgt man der Überlegung von Beck und Beck-Gernsheim, so müssen sich die Partner binationaler Beziehungen im Sinne einer gemeinsamen Übereinkunft der Lebensstile so weit von ihrem eigentlichen kulturellen Hintergrund distanzieren, dass dort bereits im Voraus eine gewisse Abkopplung zum eigentlichen Lebensstil zu vermuten sei. „Viele Menschen, die eine binationale/ bikulturelle Ehe eingehen, haben in der Kindheit keine feste Bindung an ihre Herkunftskultur entwickelt; oder sie haben sich, wenn es eine solche Bindung gab, früh davon distanziert, gegen Werte und Weltbild der Eltern rebelliert.“ (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 56)

Eine gewisse Distanz zur eigenen Herkunftskultur oder zumindest eine große Flexibilität hinsichtlich der eigenen Lebensgestaltung und der kulturellen Anpassungsleistung wird in der Regel von mindestens einem Partner binationaler Beziehungen gefordert. Denn oftmals gestalten sich binationale Beziehungen so, dass einer der Partner die Entscheidung trifft, in die Residenzgesellschaft bzw. Herkunftsgesellschaft des anderen Partners zu ziehen und seinen Lebensalltag dort mit ihm zu verbringen. Dabei komme es automatisch zu einer Verschiebung der Machtbalance zwischen den betreffenden Personen, da der einheimische Partner zum Kulturexperten der eigenen Umwelt avanciere und den anderen, als Fremden in dieser Lebensumwelt, unterstützen müsse. (Ebd.) Ein solches Leader-Prinzip kann erst durch den abgeschlossenen Assimilationsprozess in der neuen Umgebung aufgelöst werden und somit wieder zu einem ausbalancierten Machtverhältnis zwischen den Partnern beitragen. Hinzu kommt jedoch, dass trotz kultureller Eingewöhnung auch auf rechtlicher Seite Ungleichgewichte entstehen können. Da zumindest einer der Partner dem Ausländergesetz unterliegt, muss er mit bestimmten rechtlichen Einschränkungen rechnen. Das Wahlrecht ist dabei nur ein Beispiel unter vielen.

Grundsätzlich müsse sich in der Fernliebe über elementare Rahmenbedingungen des Zusammenlebens verständigt werden. Es werden dabei Alltäglichkeiten verhandelt, die in nationalen Partnerschaften selbstverständlich sind. Aspekte, wie die Alltagssprache, das gemeinsame Essen, kulturelle Bräuche, nonverbale Kommunikation oder unterschiedliche Moralvorstellungen müssten untereinander verhandelt und auf ein

gemeinschaftlich praktizierbares Niveau gebracht werden. Dabei sei, laut Beck und Beck-Gernsheim, die „Kunst des interkulturellen Dialogs“ (ebd., S. 51) gefragt, wobei immer auch eine Reflexion des eigenen Lebens und der eigenen Herkunft mitgedacht werde. Dieser Dialog oder auch das „interkulturelle Decodieren“ (ebd.) diene der Aufschlüsselung unterschiedlicher alltagspraktischer Handlungen in die eigene Verständnisform und helfe, Konflikte zu vermeiden.

Binationale Beziehungen sind dabei jedoch keinesfalls ausschließlich als Laboratorien potentieller Problemlagen zu verstehen. Gerade ein solcher Zwang des „interkulturellen Decodierens“ kann maßgeblich zum Erwerb interkultureller Kompetenzen beitragen. Zudem haben die Partner bikultureller Beziehungen oftmals ein hohes sprachliches Kapital. Einerseits bedingt eine hohe Fremdsprachenkompetenz überhaupt erst das Zustandekommen binationaler Partnerschaften und andererseits wird durch die Partnerschaft selbst die Sprache des Partners verstärkt zu eigen gemacht. Gegebenenfalls führen binationale Partnerschaften auch zu einer intensiven Nutzung einer dritten Sprache, wie beispielsweise Englisch, um beide Akteure auf ein gemeinsames Kommunikationsniveau zu bringen. Tina Spies sieht gerade im täglichen Umgang binationaler Partner und dem kulturellen Übersetzen eine Art des „kreativen Potentials“ bikultureller Beziehungen, das ihrer Ansicht zufolge in der bisherigen Forschung unberücksichtigt geblieben sei. (Spies 2004, S. 5)

Dabei könne eine solche Beziehungsform mitunter dazu beitragen, die eigene Vergangenheit aus einer neuen Perspektive zu betrachten und vergangenes positiver zu bewerten, als es zu Anfang der Beziehung der Fall war. Beck und Beck-Gernsheim sprechen in einem solchen Fall von einer „biographischen Rückwende“ (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 60), die häufig bei der Geburt des ersten gemeinsamen Kindes auftrete. „Der Blick auf die Zukunft der Kinder ruft Erinnerungen an die eigene Kindheit wach, führt unweigerlich zu einer Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit, Sozialisation und Geschichte, mit den eigenen Wertvorstellungen und Wünschen – mit der eigenen Identität.“ (Ebd.) „Biographische Rückwenden“ beschreiben dabei allgemein eine Form von interkulturellen Überraschungseffekten, die sich auch nach vielen Jahren der kulturellen Fernliebe und des interkulturellen Decodierens ergeben können. Diese Effekte sorgen dafür, dass, ausgelöst durch bestimmte Ereignisse, die Herkunftsbiographien der Partner blitzartig und unerwartet in Erscheinung treten und damit den zuvor ausgehandelten und ausbalancierten Lebensalltag ins Wanken bringen und hinterfragen. Oftmals wird die Vergangenheit der betreffenden Personen von sentimental Bildern durchwirkt und rückt vergangene Erfahrungen, die im Eifer des bikulturellen Kompromissstrebens in den Hintergrund getreten sind, in ein positives

Licht. Dabei führt gerade das Nachdenken über die Sozialisation der eigenen Kinder zwischen zwei Kulturen zu einer Rekapitulation der eigenen Vergangenheit. Mit der Gründung einer Familie werden binationale Beziehungen somit vor neue Herausforderungen gestellt. Aus einer binationalen Partnerschaft wird dann eine binationale Elternschaft, die nicht mehr nur zur Aufgabe hat, den eigenen Weg zwischen zwei Kulturen zu finden, sondern es möglich zu machen, diesen eigenen Weg auf die Sozialisation der Kinder zu übertragen.

2.1.3 Family Migration

2.1.3.1 Berufsmobilität in Europa

Die Unterschiedlichkeit kultureller Prägungen und die Notwendigkeit kultureller Aushandlungsprozesse im Binnenraum der Familie beschränkt sich nicht nur auf binationale Paarkonstellationen, wie sie im vorangestellten Kapitel zur Sprache gebracht wurden. Auch nationale Paare, die unter den zunehmenden Anforderungen von Flexibilitäts- und Mobilitätsansprüchen des Erwerbslebens stehen, werden über die grenzübergreifende Migration mit kultureller Differenz konfrontiert. Insbesondere der Übergang zur Elternschaft, ob national oder binational, gilt dabei als Auslöser zur Reflexion der eigenen Vergangenheit und zur Aushandlung der zukünftigen kulturellen Lebenspraxis. (Vgl. Kapitel 2.1.2.3) Diese Notwendigkeit kultureller Aushandlungsprozesse für die individuelle Familienpraxis multipliziert sich in ihrer Komplexität bei solcherlei Paarkonstellationen, die sich binational zusammensetzen und aus beruflichen Gründen in ein drittes Land migrieren, das weder die Herkunftskultur der Mutter noch die des Vaters repräsentiert. Somit müssen im Familienalltag zwei unterschiedliche Herkunftskulturen plus eine dritte Kultur, die Residenzkultur, gestaltbar und handhabbar gemacht werden.

Die Familie wird demnach über die Anforderungen arbeitsbedingter Mobilität somit zunehmend zum Spielball der Kulturen. Im Zuge eines sich ausdehnenden Prozesses der Professional Migration, in Abgrenzung zu den gängigen Formen der Gastarbeitermigration mit anschließender Heiratsmigration, wird die Familie selbst zum Migrationsgegenstand. Das Feld der Family Migration ist ohne das Feld der Professional Migration kaum zu denken und steht in starker Interdependenz zueinander. Die gegenseitige Einflussnahme ist dabei austauschbar: Ob die nationale Familie mit berufsbedingter Mobilität konfrontiert wird oder das binationale, berufsmobile Paar den Übergang in die Elternschaft organisieren muss, führt jeweils in dieselbe Richtung. Familie, Beruf und Mobilität müssen über eine gemeinsame Alltagspraxis und einen kulturellen Dialog in Einklang gebracht werden. Über die Migration wird die Vereinbarkeitsleistung von Familie und Beruf vielschichtiger; was im Nationalen bereits eine Herausforderung war, wird grenzübergreifend umso komplexer.

Auch wenn die mobile Familie keinem Massenphänomen angehört und somit die Herausforderung einer mehrdimensionalen Vereinbarkeitsleistung nur an einen minoritären Teil der europäischen Bevölkerung gestellt wird, so ergeben aktuelle

Untersuchungen zu den Formen der Berufsmobilität und den Auswirkungen auf Familienstrukturen über die letzten Jahre eine steigende Tendenz zur Mobilität unter den Erwerbstätigen, insbesondere im europäischen Raum. (Lück/ Ruppenthal 2009; Schneider/ Collet 2010) Die EU erschaffe über die Möglichkeiten der Niederlassungsfreiheit und der wechselseitigen Anerkennung von Berufsabschlüssen einen Migrationsraum eigener Art. Dabei bringen, so die These von Roland Verwiebe und Matthias Müller in einer Untersuchung über die Biographien transnational mobiler Europäer, innereuropäische Wanderungen aufgrund der wirtschaftlichen, institutionellen und politischen Rahmenbedingungen in der EU besondere Formen von Berufsbiographien hervor. (Verwiebe/ Müller 2006, S. 110)

Für die Entstehung dieser europäischen Berufsbiographien nennen Lück und Ruppenthal (2009) drei Gründe. Erstens die Zunahme der internationalen Vernetzung von Unternehmen über die Prozesse der Europäisierung und Globalisierung und die damit einhergehenden verstärkten Mobilitätsansprüche an die Arbeitnehmer. Zweitens die Zunahme an befristeten Verträgen und somit die Zunahme von Jobwechseln an unterschiedlichen Orten. Drittens begründen Lück und Ruppenthal den Mobilitätsanstieg mit der steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen und der damit einhergehenden Zunahme von Doppelkarrierepaaren. „Wenn von zwei Partnern in einer Partnerschaft immer häufiger beide einem Beruf nachgehen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass das Paar mit Mobilität konfrontiert wird.“ (Ebd., S. 3)

In der Ausbildung und der beruflichen Karriere, wie auch der persönlichen Entwicklung wird Mobilität heute bereits als Wert per se betrachtet. Wer immobil bleibt, beschränkt sich nicht nur räumlich, sondern limitiert gleichzeitig seine beruflichen Chancen. „Mobilitätsbereitschaft erscheint heute als Voraussetzung für steile Karrieren, und je größer diese ist, so das ungeschriebene Gesetz, desto steiler kann die Karriere werden.“ (Pohlmann/ Bär 2009, S. 14) Diese Tendenz sehen auch Lück und Ruppenthal und beschreiben Mobilität dabei nicht nur als Wert, sondern als eine zunehmende Selbstverständlichkeit. „Mobilität (...) wird mit dem Heranwachsen der jüngeren Generation zunehmend zu einem selbstverständlichen Teil des Berufslebens werden. Dies gilt zumindest für weite Teile der Gesellschaft, vor allem für die Höherqualifizierten.“ (Lück/ Ruppenthal 2009, S. 5) Aus diesen Feststellungen lassen sich zwei Schlussfolgerungen ziehen. Einerseits, so konstatieren Lück und Ruppenthal, sind jüngere Erwerbstätige (zwischen 25-34 Jahren) mobiler als ältere Generationen. Diese Altersunterscheidung gelte besonders für die Gruppe der Umzugsmobilen. „Residenzielle Mobilität ist damit in der Phase der beruflichen Etablierung am wahrscheinlichsten.“ (Ebd., S. 3) Andererseits lässt sich festhalten, dass Mobilität

insbesondere bei Akademikern vorkommt und mit zunehmender Zeit wahrscheinlicher wird. (Lück/ Ruppenthal 2009; Pohlmann/ Bär 2009; Kreutzer/ Roth 2006) „Je qualifizierter das Personal, desto mobiler ist es. Für Studierende, angehende Führungskräfte, hoch qualifizierte „professionals“ und „high potentials“ gehören Auslandsaufenthalte zum „guten Ton“ in der Gestaltung und Darstellung des eigenen Karriereweges.“ (Pohlmann/ Bär 2009, S. 31)

Berufsmobilität kann dabei verschiedene Formen annehmen. Schneider, Limmer und Ruckdeschel (2002) sowie Lück und Ruppenthal (2010) unterscheiden grundlegend zwischen besonderen Formen der Pendlermobilität, bzw. der zirkulären Mobilität auf der einen Seite und der residentiellen Mobilität auf der anderen Seite. Unter die Pendlermobilität fallen die Shuttles, Fernbeziehungen, Fernpendler und Varimobile, bzw. Multimobile während sich die residentielle Mobilität, gemessen an der Definition der genannten Untersuchungen, mit der reinen Form der Umzugsmobilität beschäftigt. Diese könne entweder punktuell, also über den Lebensverlauf einmalig sein oder in sich wiederholender Form auftreten. Um als umzugsmobil zu gelten, müsse zwischen dem alten und dem neuen Wohnsitz eine Distanz von mindestens 50 Kilometern bestehen, bzw. der Umzug müsse grenzübergreifend erfolgen, um einen signifikanten Einschnitt in die geographische und soziale Umwelt zu bedeuten. Dieser Einschnitt habe zur Folge, dass die berufliche Mobilität eine Reorganisation des gesamten Alltagslebens erforderlich mache und dabei bestimmte Integrationsmaßnahmen und Netzwerkakquisen vonnöten werden. (Schneider et al. 2002)

Mit diesem Prozess nimmt demnach die Stabilität von Netzwerken und die Sicherheit lokaler Einbindung ab, so dass Arbeitnehmer über ihre beruflichen Mobilitätserfordernisse zunehmend auch sozial mobil sein müssen. Schneider et al. bezeichnen dieses Phänomen als „horizontale soziale Mobilität“: „Stark zugenommen hat die horizontale soziale Mobilität. Soziale Mobilität in diesem Sinne geht einher mit Prozessen der Einbindung, des Verlassens und der Wiedereinbindung in soziale Netzwerke. Sozial mobil ist, wer seine Netzwerke wechselt, sie immer wieder neu konfiguriert.“ (Schneider et al. 2002, S. 24) Gerade über eine solche Form der grenzübergreifenden Mobilität, die nicht nur das Erlernen interkultureller Soft Skills, sondern gleichzeitig auch eine gewisse Flexibilität hinsichtlich sozialer Netzwerke und lokaler Teilhabestrukturen nach sich zieht, forme sich, so Florian Kreutzer (2006a) eine Klasse transnationaler Europäer, die in ihrer Biographie eine insgesamt wesentlich höhere Diversität aufweisen als nationale Europäer. Über die Berufsmobilität entwickle sich demnach ein Prozess der Entstandardisierung und es bilde sich ein europäischer Habitus. Über die Transnationalisierung der Lebensführung komme es dabei zu einer

Werteverschiebung. Anerkannte Werte lägen weniger auf nationalen Besonderheiten und mehr auf transnationalen Erfahrungen. Über die Ausbildung eines solch eigenen, europäischen Habitus vermutet Kreutzer darüber hinaus eine Öffnung des Klassenbegriffs hin zu transnationalen Klassen und somit einer Transnationalisierung der Sozialstruktur. Dabei gehe es um ein Cluster von Menschen, deren soziale Position sich nicht länger im Rahmen von nationalen Wohlfahrtsstaaten verstehen lasse, sondern den Bezug auf transnationale Unternehmen benötige. (Kreutzer 2006a) „Die transnationale Organisation – das globale Unternehmen – tritt hier sowohl politisch als auch sozial an die Stelle des nationalen Wohlfahrtsstaates.“ (Ebd., S. 52)

Florian Kreutzer bezieht seine Überlegungen dabei auf eine spezielle Gruppe von Berufsmobilen, die Gruppe der Expatriates. Die Frage danach, wer Expatriates, kurz Expats, sind, wird oftmals unterschiedlich beantwortet. Allgemein zählen sie zu den „mobile professionals“, also ausschließlich zu der Gruppe Berufsmobiler, die größtenteils hochqualifiziert sind und der Karriere wegen grenzübergreifend mobil sind. Dabei gibt es die Unterscheidung, nur die klassisch entsendeten Berufsmobilen, die im Rahmen internationaler Organisationen auf einen Auslandsposten versetzt werden zu den Expatriates zu zählen oder aber auch diejenigen Berufsmobilen hinzuzurechnen, die unabhängig von institutionellen Rahmungen einen Auslandsposten annehmen. Florian Kreutzer fasst beide Gruppen Berufsmobiler gemeinsam unter den Begriff Expatriates, fügt jedoch an, dass der klassische Expatriate als „organizational man“ zu betrachten sei. (Kreutzer 2006b, S. 3608) Demnach werde sein Auslandsaufenthalt durch eine internationale, transnationale oder globale Organisation gemanagt, so dass sich das jeweilige Human Resource Department um die gesamte Organisation rund um die Entsendung der Arbeitnehmer kümmere. Dazu gehöre in einem ersten Schritt die Auswahl des zu entsendenden Angestellten sowie die Umzugsvorbereitungen. Viele Firmen unterstützen ihre Angestellten dabei in Form eines Relocation-Management, das ihnen bestimmte Immobilien im Ankunftsland bereitstellt, welche bereits an eine gewisse Infrastruktur angebunden sind und somit die Integration ein Stück weit erleichtern. Dabei kann es sich unter anderem um die Anbindung an Schulen und Kindergärten für die mitziehende Familie handeln oder sogar um die Unterbringung in sogenannten Combats, einer abgeschlossenen Wohneinheit für Expatriates. Klassisch ist diese Unterbringung jedoch primär für die Gruppe der Diplomaten unter den Expatriates, die als spezielle Form der Migranten, als „highly-skilled migrants“ eine besondere Form der residentiellen Pendelmigration ausüben. (Kreutzer 2006a; vgl. Kap. 4.4)

Nach Kreutzer sind die meisten Expatriates nicht für ihr gesamtes Leben berufsmobil, die Phase ihres Expat-Daseins beschränke sich oftmals auf zeitliche Episoden. „Sie sind nicht nur heute hier und morgen dort – was häufig auch der Fall sein mag –, sondern leben und arbeiten mit befristetem Aufenthaltsstatus von einigen Wochen, Monaten und Jahren in einem oder mehreren fremden Ländern und Gesellschaften.“ (Kreutzer 2006b, S. 3602) Expatriates werden in vielen Untersuchungen als Kosmopoliten umschrieben, was Kreutzer jedoch zu relativieren versucht. Entgegen der klassischen Konstruktion des Kosmopoliten, der sich idealtypisch in der Ankunftsgesellschaft durch ein „going native“ auszeichne, weise der „real existierende Kosmopolit“ vielmehr spezifische Varianten eines „home plus“ auf. Für Expatriates bedeute dies „home plus better assignments and career options“. (Kreutzer 2006b, S. 3603)

Das Leben von Expatriates sei dabei weniger optimistisch kosmopolitisch zu betrachten, sondern sei stets geprägt von kulturellen Gegensätzen und lokaler sowie sozialer Destabilisierung. Eine solche Form der Berufsmobilität ist demnach voraussetzungsvoll und stellt gewisse Anforderungen an die betreffenden Personen. „Zum einen müssen sie für das Leben in der Fremde offen und motiviert sein und dann auch die Chance und Möglichkeit erhalten ins Ausland zu gehen, zum anderen müssen sie die Kompetenzen erlernen, um im Ausland leben und arbeiten zu können, und sie müssen es schließlich genießen – oder doch zumindest vorteilhaft finden – im Ausland zu leben, da sie sonst nach einem einmaligen Versuch und Aufenthalt höchst wahrscheinlich wieder in ihr Heimatland (...) zurückkehren würden, ohne einen zweiten Versuch wagen zu wollen.“ (Ebd., S. 3607)

Wer somit nicht bereits qua Geburt die Voraussetzungen eines Expatriate erfülle, also als sogenanntes „Third Culture Kid“ (Pollock 2003; vgl. Kap. 5.2.2) Kind von Expatriate-Eltern sei, benötige ein gewisses Grundarsenal habitueller und sozialstruktureller Eigenschaften, um sich als Expatriate etablieren zu können. (Kreutzer 2006b) Kurz gefasst, lassen sich diese Eigenschaften folgendermaßen auflisten: Jung, hochqualifiziert, karriereorientiert, offen und flexibel, was den Wohnort, die soziale Einbindung und lokale Gepflogenheiten anbelangt sowie eine gewisse Kompetenzausstattung, wie unter anderem eine Fremdsprachenkompetenz, die sich unter dem Begriff Mobilitätskapital zusammenfassen lässt. (Murphy-Lejeune 2002; vgl. Kap. 2.1.1.2) Lück und Ruppenthal bezeichnen diese Form der Zusammensetzung bestimmter Eigenschaften als „Lebenslaufeffekt“ der Mobilität: Umso jünger die Betroffenen, desto mobiler, da somit eine gewisse Ungebundenheit bezüglich Eigentum, Job und Familie vorherrsche. (Lück, Ruppenthal 2010, S. 59) Schneider et

al. kommen in ihrer Untersuchung über die Negation dieser Beobachtung zu einer ähnlich gelagerten Schlussfolgerung: „Insbesondere schlecht ausgebildete junge Männer, Hausbesitzer und Eltern haben eine geringe Mobilitätsbereitschaft und sind wenig mobil.“ (Schneider et al. 2009, S. 112)

Eine besondere Konfliktsituation ergibt somit sich aus der steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen, damit einhergehend einem erhöhten Mobilitätsanspruch an Frauen und der vorherrschenden Dissonanz zwischen Mobilität und Familienleben. Berufsmobile Frauen blieben demnach häufiger kinderlos als nichtmobile Frauen. „Frauen, die auf Beruf und Karriere nicht verzichten wollen, werden mobilitätsbedingt noch häufiger partnerlos und kinderlos bleiben, obwohl der Wunsch nach Familiengründung existiert haben mag. Frauen werden unter diesen Bedingungen zu ‚Mobilitätsverliererinnen‘.“ (Schneider et al. 2009, S. 126) Es wurde insbesondere für zirkuläre Mobilitätsformen, wie beispielsweise die Pendlermobilität, festgestellt, dass mobile Frauen häufiger kinderlos bleiben als mobile Männer und mitunter ihren Kinderwunsch ganz aufgeben. Während mobile Männer tendenziell ein eher klassisches, also traditionelles Familienmuster leben, wobei in vielen Fällen die Frau als Mobilitätsressource die Mobilitätsanforderungen des Mannes kompensiert, sind mobile Frauen oftmals alleinstehend und organisieren ihren Alltag über Hausangestellte. (Ebd., S. 125 ff.)

Dem gegenüber steht das Untersuchungsergebnis von Lück und Ruppenthal, die behaupten, dass sich gerade Formen zirkulärer Mobilität, im Gegensatz zur Umzugsmobilität, positiver auf das Familienleben auswirken würden. Durch eine Umzugsvermeidung vermeide man gleichzeitig die Delokalisierung und damit die Destabilisierung von Familie. „Die in Europa vorherrschende Bindung an das lokale Umfeld wird so in Einklang gebracht mit einem nach Flexibilität und Mobilität verlangenden Wirtschaftssystem. Der „mobile Immobiler“ ist zwar beruflich häufig unterwegs, jedoch weiterhin stark an den einmal gewählten Lebensmittelpunkt gebunden.“ (Lück/ Ruppenthal 2009, S. 3) Gestützt wird diese Beobachtung durch eine quantitative Untersuchung zur Berufsmobilität in Europa über die Länder Deutschland, Frankreich, Spanien, Schweiz, Polen und Belgien. Der Anteil der Berufsmobilen unter den Erwerbstätigen in den untersuchten Ländern liege bei 16 Prozent, wobei der Anteil residentiell Mobiler unter den Mobilen bei lediglich 20 Prozent liege. (Lück/ Ruppenthal 2010, S. 47) Nichtsdestotrotz werde gerade die residentielle Mobilität in der Erfahrung positiver bewertet als die Pendlermobilität. (Ebd.) Rüger und Ruppenthal (2010) halten in Bezug auf die Gruppe der „Recent Relocators“, also derjenigen Arbeitnehmer, die mindestens einmal in den letzten drei Jahren länderübergreifend oder mindestens 50

Kilometer weit umgezogen sind, folgendes fest: „They consider this step to be a predominantly positive choice. They feel that being mobile makes them more independent (81%), and 69% simply find moving to be fun. To many, moving is connected to improving the job situation, 77% move for better career opportunities, and 68% for better income opportunities. 78% think that mobility improves their quality of life with regard to the housing situation.” (Ebd., S. 75)

Auch wenn sich die Untersuchungsergebnisse bezüglich der Wahrnehmung von zirkulärer und residentieller Mobilität nicht gänzlich ineinanderfügen und zu teilweise unterschiedlichen Schlussfolgerungen kommen, so lässt sich anhand der quantitativen Daten zweifelsohne ein relativ hoher Anteil beruflicher Mobilität im Allgemeinen festhalten. Während also für Europa 16 Prozent der Arbeitnehmer als berufsmobil gelten, kommen Lück und Ruppenthal bezogen auf Deutschland zu dem Ergebnis, dass 19 Prozent aller Erwerbstätigen zwischen 25 und 54 Jahren aktuell berufsmobil sind und weitere 31 Prozent in ihrer Vergangenheit beruflich mobil waren. „Fasst man alle Personen zusammen, die entweder selbst mobil sind oder mobil waren oder aktuell einen mobilen Partner haben, so machen diese einen Anteil von 54 Prozent unter den erwerbstätigen Deutschen aus.“ (Lück/ Ruppenthal 2009, S. 2)

Darüber hinaus lässt sich resümierend festhalten, dass trotz des verstärkten Autonomiestrebens von Frauen und einer verstärkten weiblichen Erwerbsbeteiligung Mobilität bei Frauen oftmals dazu führt, dass sie entweder kinderlos bleiben oder ihre beruflichen Ambitionen reduzieren, um sich verstärkt der Familie widmen zu können. Daran erkenne man, so Lück und Ruppenthal (2009), noch immer die starke Tendenz, dass sich Frauen zu einem größeren Anteil um die Haus-, Familien- und Erziehungsarbeit kümmern und sich mit Eintritt der aktiven Elternschaft Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf ergäben. Dieser Rückfall in traditionelle Rollenmuster sei insbesondere von problematischer Natur hinsichtlich residentiell mobiler Paare. „If relocating becomes necessary due to the women’s job situation, it can be assumed that their partners will disburden them not as much as it would be the case vice versa. External and internal role expectations have a high self-committing character for women to the point that they feel obliged to stay in touch with friends and family, organise the move, as well as take care of the household.” (Rüger/ Ruppenthal 2010, S. 79)

2.1.3.2 Expatriates und die Familie – Restrukturierung von Berufs- und Familienleben

„Familiengift“, so nennt Ulrich Beck (1986) die erhöhten Mobilitätserfordernisse für die Familie. Über die familiäre Mobilität vervielfältige sich die Belastung hinsichtlich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, da die Mobilität für sich, also das Leben an einem anderen Ort/ in einem anderem Land bereits selbst eine hohe Organisationsleistung erfordere und somit die Familie, bzw. bereits die Familiengründung einschränke. Mit der zusätzlichen mobilitätsinduzierten Belastung verschiebe sich Elternschaft ins höhere Alter, was einhergehe mit einer verringerten Kinderzahl oder letztlich sogar zu einem Verzicht auf Kinder, ob gewollt oder ungewollt, führen könne. (Lück/ Ruppenthal 2009) Die Faktoren steigender beruflicher Mobilitätsansprüche und einer zunehmenden Erwerbsbeteiligung von Frauen, aufgrund des eigenen Autonomiestrebens auf der einen und der Humankapitalausschöpfung auf der anderen Seite, führten zu einer Transnationalisierung der Familienperspektive. (Schneider et al. 2009) Damit potenziere sich die Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf. Neben dem Anspruch der „doppelten Lebensführung“ zwischen „Erwerbsautonomie und Präsenz in der Familie“ (Geissler/ Oechsle 1994, S. 147 f.) befinde sich der transnationale Arbeiter als Prototyp des flexiblen Menschen von Sennett (1998) in einem *circulus vitiosus* des doppelten Anspruches zwischen Karriereanforderungen und persönlichen Lebensansprüchen. (Kreutzer 2006a)

Zusammengefasst benennen Schneider et al. (2009) für diesen *circulus vitiosus* drei strukturelle Probleme, die sich aus den Forderungen der Marktstruktur, der Politik, bzw. dem Gesellschaftsbild sowie den individuellen Anforderungen ergeben. Erstens forderten Unternehmen von ihren Arbeitnehmern zunehmend Flexibilität und Mobilität, zweitens steige der gesellschaftliche Anspruch an Elternschaft, wie auch an die Qualität von Betreuungseinrichtungen und drittens steige der Anspruch an die eigene Partnerschaft. Die Erfüllung dieser drei Forderungen werde zu einem Balanceakt, wobei das Problem der sich ändernden Marktstruktur, respektive der Mobilitätsansprüche die beiden letztgenannten Herausforderungen zusätzlich beeinflusst.

Betrachtet man beispielsweise die residentielle Berufsmobilität von Expatriates und ihren Familien, so werden diese mit dem länderübergreifenden Umzug maßgeblich vor zwei Herausforderungen gestellt. Einerseits besteht der Bedarf, den Kontakt zu

Personen aus dem Herkunftsort, wie Familie, Freunde oder Kollegen weiterhin zu pflegen und andererseits sich am neuen Wohnort zu integrieren, insbesondere im Sinne der Kinder und ihrer Teilhabestrukturen. Dabei ergebe sich mit der mobilitätsinduzierten „Neolokalität“, also dem starken räumlichen Abstand zum familiären Umfeld der Ehepartner, ein Verlust verwandtschaftsgestützter Dienstleistungen, insbesondere in Bezug auf die Betreuung der Kinder. Dieser Verlust werde häufig durch die Inanspruchnahme professioneller Dienstleistungen ausgeglichen, die jedoch einen gewissen ökonomischen Status der Familie voraussetzen und somit die Mobilitätskosten erhöhen. (Schneider et. al 2009) „Je höher das nicht transportable Kapital, etwa in Form von lokalen sozialen Netzwerken, Kinderbetreuung, speziellen Ortskenntnissen, Sprache, Immobilien, beruflichen Qualifikationen, desto höher die Kosten eines Umzuges.“ (Ebd., S. 129)

Es sei somit nicht ausreichend, am neuen Wohnort neue soziale Netzwerke zu knüpfen, sondern gleichzeitig auch die strukturellen Integrationsbarrieren zu überwinden, wie beispielsweise die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Bildungssystemen oder verschiedenartigen beruflichen Qualifikationsstrukturen. (Schneider et al. 2009) All jene Hürden sind dem Mobilitätsanspruch per se geschuldet und bedeuten für Familien eine zusätzliche Kraftanstrengung. Die geordneten familiären Verhältnisse innerhalb traditioneller Familienstrukturen und einem lokalen Knotenpunkt haben sich aufgelöst. Insbesondere Frauen haben dabei zwar einen Zuwachs an Autonomie gewonnen, gleichzeitig ist das Familienleben mit der Zunahme von Doppelverdienerpaaren jedoch voraussetzungsvoll geworden und bedarf, auch unter dem Druck von flexiblen Arbeitszeiten und -orten, einer kontinuierlichen Organisationsleistung. „Je unterschiedlicher sich Lage und Rhythmus von Arbeitszeit und privater Zeit, von Werktag und arbeitsfreien Tagen für die Menschen gestalten, je stärker Frauen und Männer entscheiden können und müssen, welche Rolle berufliche und familiäre Arbeit in ihrem Leben jeweils spielen sollen, desto mehr müssen die Personen ihr Alltagsleben mit komplexeren Anforderungen abstimmen und eigenständig gestalten. Pointiert gesagt: das Alltagsleben wird der Tendenz nach immer mehr selbst zu einem Stück Arbeit.“ (Rerrich 1994, S. 205)

Laut Schneider et al. (2002) benötige man demzufolge „moderne, gestaltungsoffenerere Familienstrukturen“ (ebd., S. 16), um den Ansprüchen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf weiterhin nachkommen zu können. Es sei dabei weniger der Mobilitätsdruck, der Familien in die Knie zwingt, sondern vielmehr die kontinuierliche Veränderung und Pluralisierung von Familienformen, die die zunehmenden strukturellen Anforderungen an Arbeitnehmer und Eltern realisierbar werden lassen. „Während der beruflich

induzierte Mobilitätsdruck wächst, schafft der Wandel von Familie und privater Lebensführung die Möglichkeiten tatsächlich mobil zu sein. Individualisierung und Pluralisierung der Lebensführung eröffnen Optionen für die individuelle Ausgestaltung der Lebensform. Ohne diese Optionen wäre die Vereinbarkeit von Familie und Beruf noch schwieriger, als sie es ohnehin schon geworden ist.“ (Ebd.) Familie und Familienpraxis sind somit keine Selbstverständlichkeit mehr, sie bedürfen einer Herstellungsleistung. (Vgl. Kap. 5.1) Mit dem Prozess der Individualisierung beginne diese Herstellungsleistung bereits mit der Konstruktion des eigenen Lebenslaufes. „Aus Normalbiographie wird Bastel-Biographie.“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 120) Die Individualisierung verändere dabei das Binnenverhältnis von Familie und verursache die Notwendigkeit einer permanenten Aushandlung und Abstimmung der Einzelinteressen der Familienmitglieder; Familie werde zum „Balance-Akt“, bzw. zu einer Art „Kleinunternehmen“, das eine kontinuierliche Organisationsleistung erfordere. (Beck-Gernsheim 1994, S. 123 ff.) Im Angesicht dieser Entwicklung ziehen Schneider et al. folgende Schlussfolgerung: „Für größere Teile der Bevölkerung wird Familie aufhören, etwas objektiv Gegebenes zu sein. Sie erhält dort den Charakter eines individuellen und partnerschaftlichen Projektes, offen für Redefinition und Rekonstruktion.“ (Schneider et al. 2002, S. 34)

Für diesen Wandel von Familie wurden unterschiedliche Begriffe geprägt. Als „postfamiliale Familie“ bezeichnet beispielsweise Elisabeth Beck-Gernsheim neue Familienformen, die die Aushandlung von Gemeinsamkeiten und die Konstruktion familiärer Einheit benötigen. (Beck-Gernsheim 1994) Ihr Blick richtet sich dabei primär auf das Verhältnis von Individualisierung und Familienleben. Knapp zwei Jahrzehnte später erweitern Beck und Beck-Gernsheim diese Perspektive um den Faktor der Globalisierung und entwerfen den Begriff „Weltfamilie“, der gleichzeitig auch die Verhandlung unterschiedlicher kultureller Prägungen innerhalb eines Familienkomplexes miteinbezieht und mitunter das Familienleben binationaler Paare in den Blick nimmt. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011; siehe Kap. 2.1.2.3) Die Berücksichtigung dieser multilokalen Perspektive findet man auch bereits bei Beck-Gernsheim (1994), ohne jedoch auf eine Erweiterung des Begriffes der „postfamilialen Familie“ zu stoßen. „So lebt jedes binationale Paar seine eigene Geschichte, seine ganz eigene Version der binationalen Familienkultur.“ (Ebd., S. 128)

Schneider et al. (2002) beziehen in ihre familientheoretischen Überlegungen ebenso die neuartige Form der Aushandlungspraxis familiärer Zusammengehörigkeit mit ein, haben dabei jedoch weniger die nationale oder transnationale Familie im Speziellen im Blick, sondern bezeichnen mit dem Begriff „Verhandlungsfamilie“ einen allgemein

gefassten, neuartigen Entwurf familiärer Aushandlungsmuster von Rollen, Berufsansprüchen, Familienansprüchen und individuellen Bedürfnissen. „Die Notwendigkeit zur Selbstkonstruktion erzeugt in einer Zeit, in der die durch die Berufswelt diktierten Sachzwänge zunehmen, egalitäre Geschlechterrollen etabliert und Kinder als Personen mit eigenen Ansprüchen anerkannt sind, eine neue Art von Familie, die Verhandlungsfamilie. Dieser Familientypus besitzt im Vergleich zu den traditionellen Modellen eine neue Qualität. Er ist offener und bedürfnisorientierter und er erfordert die Bereitschaft zur Auseinandersetzung. Verhandlungsfamilien bestehen auf der Grundlage ausbalancierter Beziehungen zwischen allen Familienmitgliedern. Diese Balancen zu erreichen und aufrecht zu erhalten ist eine der großen Herausforderungen der Moderne.“ (Schneider et al. 2002, S. 33) Der Begriff „Verhandlungsfamilie“ wird bereits 1986 bei Beck genannt und bezeichnet auch dort neuartige, sich pluralisierende Familienformen, die sich aus einem zunehmenden Individualisierungsprozess ergeben und keiner traditionellen und vorhersagbaren Struktur mehr folgen.

Neben den genannten Aspekten innerfamiliärer Aushandlungsprozesse bezieht Katharina Zoll (2007) mit einem weiteren neuen Familienbegriff auch den Faktor der Konstruktion grenzübergreifender Familienbeziehungen mit ein. (Anders als bei den Weltfamilien, die, zumindest primär, die innerfamiliäre Aushandlung kultureller Differenz beschreiben.) Der Begriff, den sie dafür verwendet, ist die „multilokale Familie“ in Abgrenzung zur „lokalen Familie“. „Denn die Familie ist in der Lage mithilfe heutiger Kommunikations- und Transporttechnologie über die Distanz näher zusammenzurücken, d.h. eine Gemeinschaft zu erzeugen, die nicht auf eine spezifische Lokalität beschränkt ist und trotzdem eine soziale Einheit darstellt.“ (Zoll 2007, S. 44) Kreuzer (2006a) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass sich eine gewisse Unabhängigkeit der Lebensstile von den Besonderheiten des Ortes ergeben habe, die jedoch nicht gleichbedeutend sei mit einer Entbettung von Orten. „Die stabile, territorial fixierte gemütliche Welt der alltäglichen Praxen gibt es nicht mehr; eher wandert die gemütliche Welt mit dem Individuum und bestimmte Territorien werden umgestaltet, um die multiplen gemütlichen Welten der mobilen Individuen einzuschließen.“ (Ebd., S. 205) Dabei bedeute Mobilität und Migration im Kontext der „multilokalen“ Familie von Zoll „keinen Bruch mit oder Abschied von der Herkunftskultur und seinem sozialen Umfeld, sondern eher ein Leben in der Zwischenwelt geprägt von Herkunfts- und Ankunftskultur, da der Kontakt bestehen bleibt.“ (Zoll 2007, S. 106)

Kreuzer formuliert für das Modell der Delokalisierung von Familienpraxen drei Formen, jeweils Formen des sogenannten „Eigenen“, die bestimmte Wege beschreiben, um mit

dem Leben zwischen unterschiedlichen Lebensmittelpunkten, wie dem Herkunftsland und der Residenzgesellschaft umgehen zu können. Erstens beschreibt er das „interkulturelle Eigene“, das eine Art Vermittlungsposition einnimmt. Die betreffenden Personen sprechen oftmals mindestens zwei Sprachen und pflegen ein transnationales Netzwerk außerhalb von nationalen Grenzen; ihr Charakteristikum ist das der kulturellen Pendelbewegung. Das „atopische Eigene“ hingegen ist nach Kreuzer eine grenzenlos transnationale Strategie, während das „unpassende Eigene“ eher einen Rückzug auf die eigene Herkunftsidentität beschreibt und einen Abgrenzungsmechanismus zu den Gepflogenheiten der Ankunftskultur impliziert. (Kreutzer 2006a, S. 248 ff.)

Ein ähnlich gelagertes Drei-Stufen-Modell, bezogen auf die mobilitätsinduzierte Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf beschreiben Schneider et al. (2002) mit den Begriffen der „Polarisierung“, der „Phasierung“ sowie der „Synchronisation“. Mit diesem Modell werden drei Strategien beschrieben, die auf die Handhabung von Familie einerseits und beruflichen Mobilitätsansprüchen andererseits abzielen. Die „Polarisierung“ beschreibt ein entweder/oder-Modell, das zwischen Mobilität, bzw. Karriere und Familie entscheidet, die „Phasierung“ meint dagegen ein sequentielles Abwechseln zwischen Familienphase und Mobilitätsphase während die „Synchronisation“ den Versuch einer allumfassenden Vereinbarkeit umschreibt und somit Mobilitätsphase und Familienphase simultan aufeinandertreffen. (Schneider et al. 2002, S. 35) Damit werde zwar dem beruflichen, wie dem familiären Bedürfnis gleichermaßen nachgegeben, gleichzeitig sei der Belastungsfaktor in dieser Familienform jedoch am stärksten. „The balance between work and family life depends greatly on the number and age of children in the household. (...) Stress and tiredness are also greater for parents of young children, creating an overlap between family and professional spheres.“ (Eurofound 2010, S. 54)

Bereits anhand solcher basisstrategischen Modelle zur Aushandlungspraxis von Familienleben und Berufsmobilität lässt sich ablesen, dass die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf mittlerweile von großer Bedeutung ist. Sowohl in der Familienforschung wie auch der Wohlfahrtsstaatenforschung wird die Frage gestellt, in welcher Form Familie und Beruf am besten zu vereinbaren seien, bzw. ob überhaupt ein generalisiertes Best-Practice-Modell der Vereinbarkeit von Familie und Beruf existiere. Europa, als Container unterschiedlicher wohlfahrtstaatlicher Modelle und familienpolitischer Unterstützungsleistungen, dient dabei oftmals als Analyseeinheit.

2.1.3.3 Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa – eine wohlfahrtspolitische Perspektive

Die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa ist im wissenschaftlichen Diskurs primär eine wohlfahrtspolitische, strukturell gestellte Frage. Im Sinne einer komparativen Wohlfahrtsstaatenforschung werden dabei unterschiedliche familienpolitische Strategien bezüglich des Umgangs mit der Vereinbarkeitsproblematik diskutiert und ausgewertet. Am Ende einer solchen Diskussion bleibt seit geraumer Zeit stets die Frage zurück: Gibt es ein Best-Practice-Modell der Vereinbarkeitspolitik und benötigt Europa die Initiierung eines sozialpolitischen Lernprozesses?

Zur Klärung einer solchen Fragestellung wird seit Anfang der 90er Jahre das Operationsbesteck wohlfahrtsstaatlicher Typologien verwandt. Der bis heute prominenteste Vertreter in der Beforschung wohlfahrtsstaatlicher Strukturen ist der dänische Politikwissenschaftler und Soziologe Gøsta Esping-Andersen. In seinem 1990 publizierten Werk „The Three Worlds of Welfare Capitalism“ stellt er eine Kategorisierung dreier wohlfahrtsstaatlicher Regime-Typen auf, die bis heute, trotz unterschiedlichster Kritiken und beständiger Versuche der Rekonfiguration, Verwendung findet. Im Folgenden soll kurz die Typisierung Esping-Andersens sowie eine ausgewählte Anzahl von Modifikationsvorschlägen alternativer wohlfahrtsstaatlicher Erfassungsstrukturen dargestellt werden. Anzumerken ist dabei jedoch die große Anzahl von Publikationen zur komparativen Wohlfahrtsstaatenforschung, so dass der folgende Abschnitt allenthalben der groben Übersicht denn einer auf Vollständigkeit abzielenden Darstellung dient.

Allgemein bezeichnet Esping-Andersen (2004) Wohlfahrtspolitiken als „Sammelsurium unterschiedlicher Gerechtigkeitsprinzipien“. (Ebd., S. 195) Betrachte man Sozialstaaten im Detail, so stelle man trotz grundsätzlicher Gemeinsamkeit hinsichtlich von Normen- und Wertevorstellungen eine distinkte Heterogenität ihrer Ziele und Strukturen fest. (Frevel/Dietz 2004) Trotz dieser Distinktion stellt Hartmut Kaelble gerade für die Formen innereuropäischer Wohlfahrtsstaatlichkeit vier Besonderheiten heraus, die historisch und auch aktuell eine gemeinsame Basis europäischer Sozialpolitik verdeutlichen. Erstens betont er dabei die „lange Geschichte der europäischen öffentlichen sozialen Sicherung“ und damit eine relativ starke Pfadabhängigkeit der einzelnen Systeme. Zweitens zeichne sich eine europäische Wohlfahrtsstaatlichkeit

durch die Implementierung der staatlichen Sozialversicherung in Verbindung mit einer relativ hohen staatlichen Belastung an Sozialausgaben aus sowie durch „die Aufnahme sozialer Grundrechte in die nationalen Verfassungen und/ oder Rechtsprechungen“. Kaelble hält in einem dritten Punkt die Entstehung einer besonderen Form nationaler Solidarität fest, die sich durch „die Herausbildung eines modernen Wohlfahrtsstaats“ ergeben habe, wodurch der „europäische Nationalstaat eine neue Legitimation“ erfahren habe. Zudem, so Kaelble in seinem letzten Argument, lasse sich eine „stark entwickelte transnationale Seite“ europäischer Wohlfahrtsstaatlichkeit über multilaterale Abkommen, supranationale Institutionen und eine zunehmende grenzübergreifende Sozialpolitik erkennen. (Kaelble 2004, S. 40 f.)

Trotz dieser Parallelen der europäischen Wohlfahrtsstaatlichkeit existieren viele unterschiedliche Vorschläge zur strukturellen Gliederung von wohlfahrtsstaatlichen Systemen, in welchen jeweils insbesondere die Unterschiede einzelner Systeme anstatt ihrer Gemeinsamkeiten herausgestellt werden sollen. Esping-Andersen unterscheidet dabei in einem seiner ersten Werke zu dieser Art von Forschungsperspektive zwischen drei unterschiedlichen Regime-Typen der Wohlfahrtsstaatlichkeit. Diese nennt er den liberalen, den korporatistisch-konservativen sowie den sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaat. Für die Klassifikation in die genannten Modelle hat Esping-Andersen die wohlfahrtsstaatlichen Politiken auf gewisse Faktoren hin untersucht und klassifiziert. Zu jenen Faktoren gehört der Grad der *Dekommodifizierung* („Ausmaß der sozialen Sicherung gegen marktbedingte oder anderweitig verursachte Einkommensausfälle“), der *Stratifikation* (auf soziale Ungleichheit abzielende Modifikationsmaßnahmen), des *Residualismus* („Ausmaß der auf Bedürftigkeitsprüfungen beruhenden sozialen Sicherung“), der *Privatisierung* („Relation von öffentlichen zu privaten Sozialausgaben“), des *Korporatismus/ Etatismus* („Grad der einheitlichen bzw. (berufs-)gruppenspezifischen Organisation sozialer Sicherung für die Risikobereiche Alter, Arbeitslosigkeit und Krankheit“), der *Umverteilungskapazität* („sozialpolitische Umverteilungspolitik“) sowie der *Vollbeschäftigungsgarantie* („Aktivität des Staates zur Herstellung von Vollbeschäftigung“) im jeweiligen sozialstaatlichen Zusammenspiel. (Frevel/ Dietz 2004, S. 202)

Esping-Andersen betrachtet bezüglich der Typisierung in übergeordneter Hinsicht das Wechselspiel und die unterschiedliche Gewichtung der drei Wohlfahrtsproduzenten Staat, Markt und Familie, wobei die feministische Kritik an seinem System Tendenzen der Ignoranz des familiären Einflusses in der Wohlfahrtsproduktion anmerkt. Esping-

Andersen reagiert auf diese Kritik 1999 mit einer Überarbeitung seines Konzeptes, in dem die Familie gleichwertig zum Staat und zum Markt gewichtet wird.

In seinem ersten Strukturvergleich 1990 beschreibt Esping-Andersen die drei Wohlfahrtstypen wie folgt:

→ *Liberale* und damit marktbasierende Wohlfahrtsstaaten rücken die private Vorsorge in das Zentrum des Wohlfahrtsprinzips. Sie stützen sich auf eine „bedarfsgerechte Sozialfürsorge, niedrige universelle Transferleistungen und ebenso bescheidene Sozialversicherungsprogramme“. (Esping-Andersen 1990b, S. 43) In Bezug auf die genannten Indikatoren zur Typisierung lässt sich demnach ein geringer Dekommodifizierungsgrad, ebenso wie ein hoher Grad der Privatisierung und ein relativ hoher Grad des Residualismus konstatieren. Als Beispiel für einen solchen Typus zählt allen voran die USA. Der europäische Vertreter des liberalen Wohlfahrtsstaates ist Großbritannien.

→ In *korporatistisch-konservativen* Wohlfahrtsstaaten, wie z.B. in Deutschland, Frankreich, Österreich und den Niederlanden baue man auf die Aufrechterhaltung traditioneller Familienformen und auf eine auf Subsidiarität basierende, primäre Fürsorgeleistung, die erst ab ihrem Versagen über den Staat abgedeckt werde. Der Familie wird demnach eine große Rolle in der Wohlfahrtsproduktion zugeschrieben. Grundsätzlich und in seiner Urform basiert die Idee des konservativen Sozialstaats demnach auf dem Modell des männlichen Ernährers und adressiert wohlfahrtsstaatliche Leistungen in erster Linie an die Position des Arbeitnehmers. Die Rolle der Frau, so der Grundtenor feministischer Kritik an diesem Modell, bleibe dabei grundsätzlich unterminiert. Daneben, so ein weiteres Charakteristikum des konservativen Modells, sei der Staat als Wohlfahrtsproduzent dominanter als der Markt, „daher spielen in diesem Modell private Versicherungen und betriebliche Zusatzleistungen auch nur eine allenfalls marginale Rolle.“ (Ebd.) Die betreffenden Indikatoren dieses Typus gestalten sich somit folgendermaßen: Der Dekommodifizierungsgrad hat eine mittlere Ausprägung, es herrscht ein hoher Korporatismus/ Etatismus und eine schwache Umverteilungskapazität.

→ Insbesondere Schweden, aber auch Norwegen, Dänemark und Finnland repräsentieren den staatlich basierten, *sozialdemokratischen* Wohlfahrtstypus, der ganzheitlich das Prinzip der Egalität verfolge. Im Sinne einer Defamilialisierung von Wohlfahrtsproduktion baue er auf eine „vorausseilende Vergesellschaftung familiärer Kosten“ und im Sinne des Ziels der Vollbeschäftigung auf eine starke „Verknüpfung von Arbeit und Wohlfahrt“. (Ebd.) Ziel sei es, „Familien durch ihre Entbindung von

innerfamiliären Pflichten zu stärken und (...) zugleich größere individuelle Unabhängigkeit zu ermöglichen.“ (Esping-Andersen 2004, S. 200) Die marktbasierete Wohlfahrtsproduktion spielt bei diesem Typus eine eher untergeordnete Rolle, so dass die Wohlfahrt vielmehr auf hohen Steuereinnahmen und damit auf einer hohen Beschäftigungsquote fußt. Gemäß des Indikator-basierten Untersuchungsmaßstabes zeichnet sich der sozialdemokratische Wohlfahrtsstaat durch ein hohes Maß an Dekommodifizierung, eine hohe Umverteilungskapazität, ein geringes Maß an Korporatismus/ Etatismus sowie durch die starke Idee der Vollbeschäftigung aus.

Gemessen an dieser Typisierung wohlfahrtsstaatlicher Modelle zeichnet Inga Halwachs (u.a.) die sozialstaatlich basierten Ermöglichungsstrukturen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf in drei europäischen Ländern, Großbritannien als liberales, Frankreich als korporatistisch-konservatives und Schweden als sozialdemokratisches Beispiel nach. Für Großbritannien bezeichnet sie die Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf als relativ defizitär, aufgrund minimaler Sozialleistungen, die dem Prinzip der privaten Vorsorge geschuldet seien. Sie konstatiert für diesen Typus eine starke traditionelle Rollenaufteilung und damit die fortdauernde Dominanz der gesellschaftlichen Norm des männlichen Ernährermodells. Frauen fordern, so Halwachs, im Sinne einer besseren Vereinbarkeitsstruktur flexiblere Arbeitszeiten und eine Verbesserung der Versorgungsdichte an staatlicher Kinderbetreuung, die in Großbritannien zu einem großen Teil über informelle Betreuungsformen abgefangen würden. (Halwachs 2010) Frankreich hingegen setze auf starke familienpolitische Unterstützungsleistungen zum Zwecke der Steigerung der Fertilitätsrate. Dazu wurde über die Steuerminderung bei Familiengründung (und steigender Kinderzahl) ein besonderes Anreizsystem geschaffen, das sich hinsichtlich der europaweit höchsten Geburtenrate bezahlt gemacht hat. In Frankreich stehen darüber hinaus die Versorgungs- und Betreuungsmöglichkeiten im Vordergrund der staatlichen Fürsorge. Nichtsdestotrotz, so Halwachs, scheint auch dort eine traditionelle Prägung des Familienalltags vorzuherrschen, so dass die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf letztlich eine Frage der Rolle der Frau und Mutter sei. Diese geschlechtsspezifische Konzentration der Vereinbarkeit von Familie und Beruf treffe in geringstem Maße auf Schweden zu. Der Fokus liege dort gleichsam auf der Versorgung von Kindern wie auch auf der Berufstätigkeit der Frau gemäß des wohlfahrtsstaatlichen Egalitätsprinzips. Dieses Prinzip ist zudem für eine stärkere Einbeziehung der Väter in die Familienorganisation verantwortlich, indem in Schweden eine besondere Form der Elternzeit geschaffen wurde, die zwei Monate Väterurlaub vorsieht, der bei Nicht-Antritt verfällt und auch lediglich durch den Vater in Anspruch

genommen werden kann. (Halwachs 2010) Trotz der starken Gleichstellungsbemühungen ist in Schweden zwar eine hohe Beschäftigungsquote von Frauen zu konstatieren, diese befänden sich jedoch zu einem großen Teil in Teilzeitbeschäftigungsverhältnissen und sind somit nach wie vor stärker in die Betreuung des Nachwuchses involviert.

Auch wenn, wie das vorangegangene Beispiel von Inga Halwachs zeigt, die Typologisierung Esping-Andersens grundsätzlich zur Analyse unterschiedlicher wohlfahrtspolitischer Ausgangsstrukturen und einer besseren innereuropäischen Vergleichbarkeit dient, so haben sich viele Kritiker gefunden, die das 1990 entworfene Modell über unterschiedliche Aspekte in Frage stellen. Dabei geht es einerseits um eine feministische Kritiklinie, die insbesondere die Rolle der Frau und der Familie in Esping-Andersens Modell als unterrepräsentiert, bzw. fehlinterpretiert betrachtet. Daneben geht es zweitens um eine allgemeine Kritiklinie, die primär die generelle Grobschlächtigkeit der Modelle und ihrer Pfadabhängigkeiten in den Blick nimmt. Aus diesem Grunde wurden im Laufe der Jahre durch unterschiedliche Autoren zwei weitere Modelle europäischer Wohlfahrtsstaatlichkeit entworfen. Eines der Modelle bezieht sich auf den südeuropäischen, auch als mediterran bzw. rudimentär bezeichneten Wohlfahrtstypus, der durch Spanien, Italien, Portugal und Griechenland repräsentiert wird. (z.B. Ferrera 1996; Mäder 2002) Das zweite und deutlich später entworfene Modell berücksichtigt den Prozess der EU-Osterweiterung hinsichtlich der sozialstaatlichen Kategorisierung und benennt einen fünften, in sich eher heterogenen Typus, den osteuropäisch-postsozialistischen Wohlfahrtsstaat. (u.a. Ferge 2007; Kollmorgen 2009)

In der feministischen Kritik geht es dahingegen allgemein um das Fehlen einer Gender-Perspektive in der Typologisierung Esping-Andersens. Es wird konstatiert, dass die Analyse auf einer generalisierten Grundannahme des „Male-Breadwinner“-Modells basiere. „Ausgangspunkt der Analysen ist die Hypothese, dass die verschiedenen sozialpolitischen Konzepte höchst unterschiedliche Bedeutung für die soziale Sicherheit der Frauen, für ihre Teilhabe an Arbeit und Gesellschaft sowie für die Gestaltung von Partnerschaft und Familie haben.“ (Frevel/ Dietz 2004, S. 208) Ausgehend von einer solchen feministischen Perspektive gab es unzählige Versuche und Vorschläge zur Bildung einer Gender-basierten Typologisierung von Sozialstaatlichkeit. Im Folgenden sollen drei der Entwürfe kurz dargestellt werden.

Jane Lewis und Ilona Ostner (1994) haben ein dreidimensionales Modell der geschlechterzentrierten Typologisierung vorgeschlagen, dass sich an der

unterschiedlichen sozialstaatlichen Gewichtung des männlichen Ernährersmodells orientiert. Mit Hilfe einer solchen Einteilung soll stärker berücksichtigt werden, inwieweit Frauen in den unterschiedlichen wohlfahrtsstaatlichen Modellen einen autonomen Status besitzen, also selbst erwerbstätig sind und somit ebenfalls als Arbeitnehmer bzw. Familienernährerin betrachtet werden können. Somit wird der gesamte Funktionsapparat rund um das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf stärker in den Fokus gerückt, was beispielsweise auch die Versorgungsdichte und den Versorgungsumfang von Kinderbetreuungsmöglichkeiten anbelangt. Das Modell von Lewis und Ostner nimmt dabei die Einteilung in ein starkes, modifiziertes und schwaches Ernährersmodell vor. (Lewis/ Ostner 1994) Das starke Ernährersmodell stehe repräsentativ für Großbritannien und Irland und weist auf ein sehr traditionelles Rollenverhältnis hin, bei dem der Mann die dominante Rolle des erwerbstätigen Familienernährers bekleidet. Das modifizierte Modell hingegen bilden unter anderem Deutschland und Frankreich ab, die den Frauen zwar höhere Partizipationschancen böten, wo jedoch trotzdem eine gewisse Geschlechtsspezifität vorherrschend sei. Für das dritte Modell, das schwache Ernährersmodell, beschreiben Lewis und Ostner die Situation der weitgehenden Geschlechteregalität als kennzeichnend, was besonders in skandinavischen Ländern wie Schweden und Dänemark zu erkennen sei. Allgemein lässt sich bei der Betrachtung einer solchen Dreiteilung eine starke Parallele zur Typologisierung Esping-Andersens in die Bereiche liberal, korporatistisch-konservativ und sozialdemokratisch erkennen, da sich diese Linie kongruent zu der Einteilung in stark, modifiziert und schwach verhält. Bei der Benennung wird lediglich der Fokus der Analyse hin zur Ausprägung des jeweiligen Ernährersmodells und damit in gewisser Hinsicht zum Autonomiestatus der Frau verschoben. „Die Stärke oder Schwäche der „male-breadwinner“ Modelle dient hierbei als Indikator dafür, welchen Status Frauen im System sozialer Sicherung haben, wie hoch das Niveau sozialer Dienstleistungen ist (...) und in welchem Maße die Wohlfahrtsstaaten dekommodifiziert sind.“ (Halwachs 2010, S. 50)

Ein zweiter Vorschlag der wohlfahrtsstaatlichen Typologisierung von Marie-Thérèse Letablier und Ingrid Jönssen (2003) konstruiert ein Modell, das den Fokus der Einteilung auf die unterschiedlichen Kinderbetreuungsregime in den einzelnen Sozialstaaten legt. Ergebnis dieser Einteilung ist ein fünfstufiges Modell. Darin wird als erstes das „nordeuropäische Kinderbetreuungsregime“ genannt, für welches Schweden den Archetyp repräsentiert und welches auf „Gleichberechtigung und Kinderbetreuung als staatliche Aufgaben“ setze. Eine Form der „Kinderbetreuung im Zusammenspiel familienpolitischer Anliegen, bevölkerungspolitischer Ziele und

republikanischer Erziehungsideale“ führe dahingegen Frankreich als zweites Modellbeispiel aus. In England praktiziere man das Modell „Kinderbetreuung als Privatangelegenheit“ während in Deutschland das Modell „Kinderbetreuung als Verantwortung der Mütter“ vorherrschend sei. In einem fünften und letzten Modell typologisieren die Autorinnen das „mediterrane Kinderbetreuungsregime“, welches „Kinderbetreuung als Angelegenheit von Familie und Verwandtschaft“ betrachte. Prototypisch für dieses Modell sei unter anderem Spanien. (Letablier/ Jönssen 2003, S. 88 ff.)

Ein Modell, das sowohl den Aspekt der Geschlechtsspezifität (Lewis/ Ostner 1994) als auch den Aspekt der Kinderbetreuungsregime (Letablier/ Jönssen 2003) berücksichtigt, wird von der Hamburger Soziologin Birgit Pfau-Effinger zur Diskussion gestellt. Sie entwirft ebenfalls eine Klassifizierung, die sich in fünf unterschiedliche, geschlechterkulturelle Modelle einteilen lässt. Mit Blick auf die Spezifizierung nach europäischen Kinderbetreuungsregimen entwirft sie als Modellbasis eine allgemeine Übersicht verschiedener Betreuungsformen, die sich jeweils mehr oder weniger stark in der Typologisierung wiederfinden lassen. Dabei geht es erstens um die Form der formellen und damit staatlich finanzierten Kinderbetreuung über Organisationen und Institutionen. Zweitens benennt sie semi-formelle Formen der Kinderbetreuung, die beispielsweise durch Eltern im Rahmen wohlfahrtsstaatlicher Programme durchgeführt würden. Darunter fällt unter anderem die Betreuung im Rahmen des Mutterschutzes, so dass im semi-formellen Bereich zumindest teilweise von einer Bezahlung bzw. einer sozialen Absicherung ausgegangen werden könne. Im Kontrast dazu steht die dritte Form der Kinderbetreuung, die informelle Form. Diese könne beispielsweise durch die erweiterte Familie geleistet werden oder durch verschiedene Formen der Schwarzarbeit, wobei an dieser Stelle das Phänomen „transnational motherhood“ (u.a. Beck/ Beck-Gernsheim 2011) bzw. der „global care chains“ (Hochschild 2000; Rerrich 2006, 2010 u.a.) zu erwähnen ist. (Pfau-Effinger 2005b, 2009) Die fünf Modelle, die Pfau-Effinger vor diesem Hintergrund entwirft, gestalten sich folgendermaßen: Erstens benennt sie das (vormoderne) familienökonomische, zweitens das Hausfrauenmodell, das auf der männlichen Versorgerehe basiert, drittens das Vereinbarkeitsmodell, das ebenfalls auf der männlichen Versorgerehe fußt, viertens das Doppelversorgermodell, in welchem die Kinderbetreuung staatlich und somit außerhäuslich organisiert ist und fünftens ein Doppelversorgermodell, das auch zugleich ein Doppelbetreuermodell darstellt, in dem eine partnerschaftliche Kinderbetreuung dominant ist. (Pfau-Effinger 2000, 2005a)

Ebenso wie diese Form der feministischen Kritik berücksichtigt Esping-Andersen auch die allgemeine Kritiklinie zu seiner Wohlfahrtstypologie in einer späteren Überarbeitung (1999). Diese bezieht sich dabei einerseits auf die geringe Repräsentativität der Typologisierung, da die Einteilung in drei Modelle zu gering und holzschnittartig sei, um die Realität tatsächlich abbilden zu können. Hinzu komme außerdem eine erzwungene Separierung von Einzelsystemen, die realitätsgetreu vielmehr als Hybridsysteme in Erscheinung treten müssten. Viele sozialstaatliche Modelle seien demnach weniger leicht einzuordnen als die Typologie dies antizipieren würde. Darüber hinaus weisen, so weitere Kritiken, die Modelle Esping-Andersens eine zu starke Form der Pfadabhängigkeit auf, so dass sie in ihren Grundfesten nicht veränderbar seien. Nach der Veröffentlichung der „drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus“ finden sich als Reaktion darauf in weiteren Publikationen 1999 und 2004 einige Modifikationen des Modells, wobei sowohl die geschlechtsspezifische Kritik, die kritischen Anmerkungen zur Grobeinteilung, wie auch zur starken Pfadabhängigkeit seines Systems in gewisser Form Berücksichtigung finden.

Unter anderem mit dem Aufsatz „Die gute Gesellschaft und der neue Wohlfahrtsstaat“ (2004) möchte Esping-Andersen die dringende Notwendigkeit einer Neukonstruktion des Wohlfahrtsstaates aufgrund von veränderten Prämissen der postindustriellen Gesellschaft herausstellen. Er spricht dabei von einer derzeitigen Umbruchphase des Wohlfahrtsstaates, da man sich „inmitten eines revolutionären demographischen und familialen Wandels, der maßgeblich durch Frauen auf der Suche nach persönlicher Unabhängigkeit und beruflicher Karriere angestoßen worden ist“ befände. (Ebd., S. 189) Zudem werde eine solche wohlfahrtsstaatliche Neukonstruktion vor dem Hintergrund einer zunehmenden Herausbildung gesellschaftlicher Risikostrukturen durch technischen Fortschritt, die zunehmende Pluralisierung von Familienformen, ökonomische Wandlungsprozesse und eine veränderte Marktstruktur immer wichtiger. Zu diesem Zwecke stellt Esping-Andersen drei Bausteine zur Konstruktion eines neuen Wohlfahrtsstaates vor, durch die eine dauerhafte Verfestigung sozialer Benachteiligung vermieden werden sollen. Als ersten Baustein schlägt er eine spezielle Methode der Diagnostik vor, mit der über eine ganzheitliche Lebenslaufperspektive die Dynamiken sozialer Realität erfasst werden sollen. Sein zweiter Baustein bezieht sich auf die Betrachtung normativer Grundregeln wohlfahrtspolitischer Entscheidungen. Berücksichtigt wird dabei die Feststellung, dass jeder Wohlfahrtsstaat seine jeweils eigenen Ideen einer „guten Gesellschaft“ zur Grundlage hat. Als drittes Element der Neukonstruktion plädiert Esping-Andersen für ein investives Verständnis von Sozialpolitik, in welchem stärker zwischen Konsumtion und Investition zu differenzieren

sei. In diesem Zusammenhang votiert er unter anderem für nachhaltige Investitionen in eine kinderorientierte Familienpolitik. Auch der Aspekt der Humankapitalausschöpfung und damit verbunden der Geschlechtergleichheit und einer verbesserten Vereinbarkeit von Familie und Beruf fällt unter diesen Aspekt. „Wenn unsere Gesellschaft nicht in der Lage ist, Mutterschaft und Berufstätigkeit miteinander vereinbar zu machen, verstellt sie nämlich den sichersten Weg zur Bekämpfung von Kinderarmut – die Erwerbstätigkeit von Müttern. Zusätzlich riskiert sie entweder Arbeitskraftmangel oder Geburtenknappheit. Und da Frauen ein durchweg höheres Bildungsniveau erreichen als Männer, wird auf diese Weise wertvolles Humankapital verschleudert. Geschlechtergleichheit stellt sich somit als Dreh- und Angelpunkt eines positiven postindustriellen Gesellschaftsarrangements dar.“ (Esping-Andersen 2004, S. 197) Somit sei es, Esping-Andersen zufolge, als eine entscheidende „wohlfahrtspolitische Weichenstellung“ zu erachten, dass sich die Europäische Union (mittlerweile) der Geschlechtergleichstellung und der Förderung weiblicher Beschäftigung verschrieben habe. (Ebd., S. 209) Um jedoch ganzheitlicher das wachsende Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und geringer Fertilitätsraten entgegen zu können, schlägt Esping-Andersen die Konstruktion eines neuen Gesellschaftsvertrages vor, der sich im Wesentlichen auf vier Politikfelder zu konzentrieren habe. Erstens auf den Bereich Kinder und Familie (z.B. hinsichtlich stärkerer Investitionen in Betreuungseinrichtungen), zweitens auf Geschlechterbeziehungen, drittens auf Beschäftigungsverhältnisse und viertens auf die Generationengerechtigkeit. (Ebd., S. 204 ff.)

Hinsichtlich der Neuinterpretation von Aufgabenbereichen und Zielvorstellungen europäischer Wohlfahrtsproduktion lässt sich insbesondere über die sozialpolitische Analyse Esping-Andersens ein gewisser Bewertungsmaßstab erkennen, der bestimmte wohlfahrtsstaatliche Modelle als Vorbildnationen kennzeichnet. „Einige europäische Wohlfahrtsstaaten sind auf dem Weg der Kompatibilisierung von Mutterschaft und Berufskarriere vorangegangen.“ (Esping-Andersen 2004, S. 206) Bei diesen Vorbildnationen handelt es sich nach wie vor um das schwedische, wie auch um das französische Modell. Im Zuge dessen wurde und wird wiederholt diskutiert, inwiefern andere europäische Nationen von den sogenannten Vorreitern der Vereinbarkeitspolitik im Sinne eines „sozialpolitischen Lernprozesses“ profitieren können, bzw. ob es überhaupt erstrebenswert erscheint, sozialpolitisch ein bestimmtes Best-Practice-Modell zur Norm zu machen. (Frevel/ Dietz 2004) „Der Blick in andere Systeme der Sozialpolitik kann helfen, die Sozialpolitik im eigenen Land besser zu verstehen, besser bewerten und würdigen zu können. Und die Analyse bestehender Ansätze und

Lösungen kann auch dazu beitragen, Fehler zu erkennen und zu vermeiden, sie hilft vielleicht, Ideen zu entwickeln und damit zu verhindern, das Rad nochmals neu zu erfinden.“ (Ebd., S. 198) Gerade in konservativ geprägten Staaten, wie beispielsweise in Deutschland, könne somit zumindest versucht werden, auf die geringe Fertilitätsrate zu reagieren. „Vor dem Hintergrund des demographischen Wandels, der Pluralisierung der Lebensstile und der Entwicklung der Scheidungsraten geraten das Versorgermodell wie auch das Vereinbarkeitsmodell unter erheblichen Druck, da der Bedarf an unabhängiger sozialer Sicherung der Frauen wächst. Staaten, die sich durch die Gestaltung der Arbeits-, Gesellschafts- und Sozialpolitik von den traditionellen Sicherungsformen lösen, gelingt es deutlich stärker als beispielsweise Deutschland, Arbeitsmarktprobleme sozial verträglich(er) zu bearbeiten, höhere Geburtenraten zu erreichen und die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Frauen zu fördern.“ (Ebd., S. 210)

Trotz des möglicherweise lohnenswerten „Blick(s) über den Tellerrand“ (Ebd., S. 235) dürfe dabei jedoch nicht der Grad der Pfadabhängigkeit wohlfahrtsstaatlicher Systeme und damit die, teilweise hohe, „Interdependenz der Subsysteme“ (Ebd.) außer Acht gelassen werden. Über den sozialpolitischen Lernprozess könnten zwar durchaus familienpolitische Erfolge verbucht werden, jedoch bedarf es dabei stets einer Betrachtung der Ganzheitlichkeit komplexer Systeme, in welchen ein unbedarfter Austausch singulärer Funktionseinheiten folgenschwere Konsequenzen für das Gesamtsystem nach sich ziehen könnte.

Diese Perspektive hinsichtlich der Nachahmung potentieller Best-Practice Modelle der Vereinbarkeitspolitik wird, trotz der sich bietenden Möglichkeiten, mitunter auch äußerst kritisch betrachtet. Sigrid Leitner (u.a.) weist beispielsweise darauf hin, dass eine gute Familienpolitik immer auch einer bestimmten Normativität und Zielvorstellung unterliege, die in den europäischen Sozialstaatsmodellen sehr unterschiedlich ausfallen können. Sie zeigt auf, dass innereuropäische Disparitäten hinsichtlich der normativen Bewertungsaspekte einer guten Familienpolitik existieren, die sich beispielsweise auf die „Steigerung der Geburtenrate“, eine „bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ oder die „Ermöglichung von partnerschaftlichen Erziehungsarrangements“ bezögen. (Leitner 2011, S. 185) Dabei sei es der Fall, dass entweder das Wohlergehen des Kindes oder vielmehr die Geschlechtergleichstellung, wie auch die Wahlfreiheit der Eltern im Fokus des gesellschaftlichen und politischen Interesses stünden und somit grenzübergreifend als „normative Zielkonflikte der Familienpolitik“ zu betrachten seien. (Ebd.) Hinsichtlich der Disparität von Zielkonflikten und der Infragestellung eines europäischen Best-Practice Modells hat Sigrid Leitner

fünf europäische Länder, Deutschland, Island, Österreich, Finnland und Frankreich untersucht und letztlich feststellen müssen: „Die Analyse der fünf Länderbeispiele zeigt, dass in keinem Land alle Bausteine für ein „good-practice“-Modell der Vereinbarkeitspolitik vorfindbar sind, wohl aber in jedem Land eine Auswahl davon.“ (Ebd., S. 197) Auch Birgit Pfau-Effinger hält rein sozialstaatlich orientierte Optimierungsmaßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf für fehlgeleitet. Sie betont, dass beispielsweise die Organisation von Kinderbetreuung zwar einerseits auf dem wohlfahrtsstaatlichen Arrangement basiere, aber gleichwohl auch das jeweils gültige kulturelle Leitbild der Familie mitverantwortlich sei für die Ausgestaltung der je eigenen Kinderbetreuungsform. (Pfau-Effinger 2009) Trude Knijn, Ingrid Jönssen und Ute Klammer gehen anhand ihrer Untersuchung sogar so weit, den Wohlfahrtsstaat als denjenigen Faktor in der Kinderbetreuung und dem familiären Vereinbarkeitsmanagement zu bezeichnen, der tendenziell am stärksten an Bedeutung verliert. Sie sprechen davon, dass Familien vielmehr dazu neigen, so genannte Betreuungspakete zu schnüren, die unterschiedliche Möglichkeiten hinsichtlich der Arbeitszeitregelung, unterschiedliche informelle Hilfeleistungen hinsichtlich verwandtschaftlicher Unterstützung, Veränderungen im Beziehungsarrangement zum Partner und letztlich auch, als ein Punkt unter vielen, die Optionen der staatlichen Betreuungsformen kombinieren. „Betreuungspakete zu schnüren bezeichnet die Aktivität, eine individuelle Zusammenstellung aus den verfügbaren Ressourcen zu treffen, die von den institutionellen Säulen des Wohlfahrtspluralismus bereitgestellt werden, d.h. von Staat, Markt, Familie und von gemeinnützigen Organisationen.“ (Knijn/ Jönssen/ Klammer 2003, S.162)

Es stellt sich somit also die Frage, wie weit der Best-Practice Ansatz der komparativen Wohlfahrtsstaatenforschung, trotz unhinterfragter Evidenzen des Erfolges europäischer Vorbildnationen (beispielsweise hinsichtlich der hohen Fertilitätsrate Frankreichs oder der hohen Erwerbsbeteiligung schwedischer Mütter) tatsächlich ein fruchtbares Modell hinsichtlich einer verbesserten Vereinbarkeitspolitik darstellt oder ob, wie in den genannten Untersuchungen ebenfalls aufgezeigt wurde, nicht der Fokus eher auf der gesellschaftlich und familienspezifisch kulturellen Prägung betroffener Familien liegen sollte, um dem Bild einer guten Vereinbarkeitspolitik näher kommen zu können. Zu vermuten ist dabei, dass eine gute Vereinbarkeitspolitik nicht generalisierbar ist und somit keinem einheitlichen Beispielcharakter folgen kann. Diese Frage jedoch über eine komparativ, strukturelle Perspektive zu beantworten, so, wie die vorangestellten Untersuchungen dies praktizieren, scheint ebenso problematisch wie der Versuch der

Konstruktion eines generalisierten Bewertungsmaßstabes zur familiären Vereinbarkeitspolitik.

2.2 Zwischenfazit: Externe Europäisierung der Familie

Die externe Europäisierung der Familie basiert, hinsichtlich der Betrachtung der vorangestellten Kapitel, auf einem biographischen Migrationsprozess, der unter Berücksichtigung unterschiedlicher Faktoren, einen sich selbst erhaltenden und verstärkenden, einen kumulativen Charakter besitzt. Über Europäisierungsdynamiken im akademischen Bildungssektor, die grenzübergreifende Expansion von Liebes- und Heiratsmärkten und die zunehmende Forderung nach beruflicher Mobilität wird die Familie vor neue Herausforderungen gestellt. Diese Herausforderungen haben etwas mit einer zunehmenden innerfamiliären kulturellen Vielfalt, verstärkten Delokalisierungstendenzen und somit einer Mehranstrengung bezüglich der Pflege von Netzwerkstrukturen zu tun.

Anhand unterschiedlicher innereuropäischer Migrationsformen, der Student Migration, Love Migration und Family Migration (Professional Migration) wurde diskutiert, welchen Einfluss diese Prozesse wechselseitig auf sich nehmen und welche Konsequenzen sich hinsichtlich der Entwicklung einer binneneuropäischen Migrations- und Mobilitätskultur für die Familie ergeben.

Die Student Migration, bzw. die Entwicklung einer akademischen Migrationskultur innerhalb des studentischen Milieus ist dabei zunächst als Auslöser eines sozialisatorischen Europäisierungseffekts zu betrachten. Über die verstärkten Anstrengungen der Europäischen Union mit Hilfe von europäischen Austauschprogrammen, wie beispielsweise ERASMUS, die Mobilitätsdynamiken in Europa ganzheitlich, das heißt nicht nur für den Bildungsbereich sondern gleichzeitig auch für den Arbeitsmarkt zu fördern und damit den Weg der europäischen Integration zu gehen, entwickelt sich ein Prozess biographischer Mobilitätsdynamiken. Mit Blick auf das akademische Milieu lässt sich dabei einerseits die Generierung eines gewissen Mobilitätskapitals beobachten (Murphy-Lejeune 2002), wie auch, darauf basierend, die zunehmende Aneignung eines transnationalen Habitus, wodurch sich maßgeblich ein kumulativer Effekt der Migration, bzw. eine eigenständige europäische Migrationskultur speist. Migrationseffekte, wie das Erlernen von Fremdsprachen und interkulturellen Soft Skills, eine zunehmende Akkulturation, eine transnationale Netzwerkbildung und ein allgemeines transnationales Bildungskapital wirken sich dabei positiv auf das Mobilitätspotenzial, bzw. die Motilität (Kaufmann/ Widmer 2006) aus. Als Konsequenz dieser Entwicklung kann sich, zumindest in Teilen, eine Delokalisierung von

Zugehörigkeitsmustern und damit eine Pluralisierung von Identitätskonstruktionen beobachten lassen.

Der Prozess der Love Migration knüpft an diese Entwicklung an. Die Formen neuartiger Liebemigration resultieren, mit Blick auf die Diskussion in Kapitel 2.1.2, einerseits aus der Expansion von Kontaktmärkten über die zunehmende Bildungsmobilität sowie aus der verstärkten Expansion virtueller Beziehungsmärkte. Damit erweitert sich einerseits die Gelegenheitsstruktur von Liebesmärkten grenzübergreifend mit der Migration, was sich sowohl auf die kulturelle, wie auch die geographische Distanz der Liebe auswirkt. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Andererseits ergibt sich aus dem Weg über die Virtualität sowohl die Möglichkeit der Initiierung von Liebesbeziehungen, wie auch die Möglichkeit des Kontakthaltens und damit die Kompensation von geographischer Distanz.

Mit der Europäisierung des Liebesmarktes und infolgedessen der steigenden Anzahl binationaler Partnerschaften und Eheschließungen ergeben sich, wie in dem Kapitel zur Love Migration aufgezeigt wurde, unterschiedliche Herausforderungen und Potenziale für grenzübergreifende Partnerschaften. Erstens sei ein offener und kreativer Umgang mit kultureller Andersheit bzw. Fremdheit zu erwarten. (Spies 2004) Zweitens ist das Leben in einer binationalen Partnerschaft stets durch einen kulturellen Experimentierprozess gekennzeichnet. Über eine gemeinsame Alltagspraxis spielen Faktoren der Reflexion, der Nostalgie, der Offenheit und der Kompromissbereitschaft eine große Rolle. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011) Drittens multipliziert sich die Komplexität binationaler/ bikultureller Beziehungen mit dem Eintritt in die Elternschaft. Die Fragen nach der Sozialisation und der kulturellen Prägung des Nachwuchses werden zu Fragen der Tradierung und der Zugehörigkeitskonstruktion innerhalb von Familien. (Ebd.)

Über die Student Migration und der damit zusammenhängenden Internationalisierung von Arbeitsmärkten sowie der Zunahme binationaler Paare über grenzübergreifende Beziehungsmärkte wird die Familie als Gesamtkomplex vor neue Herausforderungen gestellt. Die Thematisierung der Family Migration ist eine Thematisierung der Vereinbarkeitsleistung zwischen Familie, Beruf und Mobilität. Zwar ist der Faktor der Mobilität oftmals beruflich induziert, gleichzeitig ist er jedoch auch ein Faktor eigener Art, der in der Vereinbarkeitsthematik über die Frage der Integration, der Akkulturation und der Aufrechterhaltung von Netzwerksstrukturen zum Tragen kommt. Mit der steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen und der Zunahme international vernetzter Arbeitsmärkte wird die Wahrscheinlichkeit, als Familie von Mobilität betroffen zu sein,

kontinuierlich höher. Vor diesem Hintergrund muss die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf noch einmal neu gestellt werden, will man dem Prozess der Retraditionalisierung von Geschlechterrollen nach Eintritt der Elternschaft bzw. sinkender Fertilitätsraten entgegenwirken.

Es bedürfe dabei gestaltungsoffenerer Strukturen von Familie, um mit der Diversität unterschiedlicher Anforderungsstrukturen an das Familienleben umgehen zu können. (Schneider et al. 2002) Die zunehmende Delokalisierung von Familienleben zieht eine Individualisierung von Familienstrukturen nach sich, die im Laufe der letzten Jahre mit Hilfe unterschiedlicher familientheoretischer Modelle zu erfassen versucht wurden. Darunter fällt unter anderem die postfamiliale Familie (Beck-Gernsheim 1994), die Weltfamilie (Beck/ Beck-Gernsheim 2011), die Verhandlungsfamilie (Schneider et al. 2002/ Beck 1986), wie auch die multilokale Familie (Zoll 2007). (Siehe Kap. 2.1.3.2)

Generell wird jedoch die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa stets über die Frage der Wohlfahrtspolitik gestellt. Daraus ergibt sich eine komparativ, makrostrukturell operierende Perspektive, die sich auf die Darstellung und Bewertung von Best-Practice-Modellen (wie Frankreich und Schweden) stützt und im selben Zuge nach den Möglichkeiten eines sozialpolitischen Lernprozesses Ausschau hält. (Frevel/ Dietz 2004)

Generell lässt sich also vorerst festhalten, dass über die Prozesse zunehmender und sich potenziell selbst verstärkender innereuropäischer Mobilität die Frage der Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Mobilität und damit die Frage zur Grundkonstitution neuartiger Familienmodelle immer dringlicher wird. Hinsichtlich der Dominanz makrostruktureller, komparativ wohlfahrtspolitischer Untersuchungsstrategien stellt sich jedoch gleichzeitig die Frage, welche Erkenntnisse daraus für die familiäre Alltagspraxis in Europa gewonnen werden können, bzw. ob solcherlei Modelle überhaupt dabei behilflich sind, Familienpraxis abzubilden. Die derzeitige Form der Abbildung findet allenfalls über die Thematisierung wohlfahrtspolitischer Best-Practice Modelle statt. Dabei bleibt jedoch, trotz numerischer Evidenzen eines gewissen Vorbildcharakters, offen, welche Reichweite die Sozialpolitik überhaupt für die familiäre Alltagspraxis hat bzw. inwiefern sich die europäische Familie an Wohlfahrtsstaatlichkeit orientiert.

Interessant ist, wie sich Familie vor dem Hintergrund einer wachsenden Erwerbsbeteiligung von Frauen, steigender Mobilitätsanforderungen und einem zunehmend transnational gefärbten Lebensumfeld konstituiert. Ob und in welchem Maße die staatliche Wohlfahrt dabei eine Rolle spielt, bleibt ebenso offen wie die

Vermutung, ob hinsichtlich eines zunehmend individualisierten Familienalltags nicht mittlerweile die familiäre, auf Reziprozitätsbeziehungen basierende Wohlfahrt einen sehr viel stärkeren Stellenwert erreicht. Welche Form der Alltagspraxis europäisch mobile Familien ausüben, welche Bezugspunkte ihnen Sicherheit und Verbindlichkeit vermitteln, in welcher Form sie ihren familiären Lebensstil tradieren und was diese Form des europäischen Familienlebens für ihre Identitätskonstruktion bedeuten mag, sind Fragen, die mit der bisherigen Forschungslinie unbeantwortet geblieben sind und die im Folgenden dieser Arbeit untersucht werden sollen. Konträr zu den bisherigen Strategien sollen jedoch keine wohlfahrtspolitischen Untersuchungen im Vordergrund stehen. Vielmehr geht es mit der empirischen Erhebung darum, die unmittelbar betroffenen Akteure, also die Familien selbst und ihre familiale Alltagspraxis im Rahmen europäischer Berufsmobilität in den Blick zu nehmen. Inwiefern man im Anschluss eine Einschätzung über die Bedeutung staatlicher Wohlfahrtspolitik auf Akteursebene abgeben kann, bleibt vorerst offen.

3. Methodische Herangehensweise

3.1 Forschungsinteresse

3.1.1 Fragen an die Empirie

Aufgrund des offenen, empiriegeleiteten Charakters der qualitativen Forschungsarbeit verfolgt dieser Erhebungsprozess im Gegensatz zu quantitativen Forschungsverfahren nicht das Ziel, vorformulierte Hypothesen zu überprüfen. Vielmehr wird die Erhebung nach einem offenen Fragesystem gestaltet, das sich im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder an neue Gegebenheiten und Erkenntnisse anpassen lässt und somit zwar grundsätzlich interessen­geleitet verläuft, jedoch einen flexiblen und prozessualen Charakter besitzt. Eine solche Erhebung bleibt demnach über den gesamten Forschungsprozess erkenntnisoffen, um auf nicht antizipierte Erkenntnisgewinne adäquat reagieren zu können.

In diesem Fall wurde bereits zu Beginn der Erhebung deutlich, dass die eigentliche Ausgangsfrage und der empirische Bezugspunkt verändert werden müssen, um die Forschungserkenntnisse aus den ersten Interviews verwerten zu können. Im Vorfeld der Untersuchung wurde ein Fragenkatalog entwickelt, der sich primär auf die Perspektive elterlicher Vergleichs- und Beurteilungspraktiken unterschiedlicher, länderbezogener Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa konzentriert hat. Aufgrund der Situation struktureller Unterschiede in der Verfügbarkeit und der formalen und inhaltlichen Gestaltung institutioneller Rahmenbedingungen zur Kinderbetreuung, wie auch aufgrund von Unterschieden der Kinderbetreuungskultur und der Auslegung von Elternschaft über die unterschiedlichen europäischen wohlfahrtsstaatlichen Modelle hinweg entstand die Idee, nach jenen Erfahrungen mit solcherlei Unterschieden im biographischen Verlauf zu fragen. Entlang der Untersuchungen des dänischen Politikwissenschaftlers und Soziologen Gøsta Esping-Anderson zur europäischen Wohlfahrtstypologie (Esping-Anderson 1990) und deren Weiterentwicklung in wohlfahrtstypologische Vereinbarkeitsmodelle (Esping-Anderson 2002; Lewis/ Ostner 1994; Halwachs 2010; Pfau-Effinger 2000; Metz-Göckel et al. 2008) erschien insbesondere die Frage nach dem individuellen Erleben dieser wohlfahrtstypologisch unterschiedlich strukturierten Vereinbarkeitsmodelle interessant. Speziell der Verweis auf die betreuungspolitischen Vorbildnationen, wie Frankreich und Schweden, hat im Vorfeld der Untersuchung die Frage danach aufgeworfen, inwiefern die Familien selbst länderbezogene Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und

Beruf beurteilen und in welcher Art sie Vergleiche zwischen den einzelnen Nationen anstellen. Die erste Idee in der Untersuchungsentwicklung bestand somit darin, die europäische Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht über einen Strukturvergleich einzelner wohlfahrtsstaatlicher Modelle und institutioneller sowie gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu stellen, sondern auf einer mikrosoziologischen Ebene die Familien selbst in den Fokus zu rücken. Anstatt von Strukturen sollte vielmehr die Beurteilung über das Erleben von Vereinbarkeitsmodellen und die individuellen Vergleichskriterien im Vordergrund stehen.

Bereits in den ersten Interviews hat sich jedoch herausgestellt, dass die eigentliche Frage zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf und zu den Beurteilungen unterschiedlicher wohlfahrtsstaatlicher Systeme keine valente Datenbasis ergeben hat. Die Interviewpartner waren einerseits durchgängig dazu geneigt, dem Interviewer ihre individuelle Rechtfertigungslogik zu ihren jeweiligen Vereinbarkeitspraktiken zu präsentieren (siehe Kapitel 4.1) und haben sich darüber hinaus in ihren Erzählungen auf Themenbereiche konzentriert, die vor dem Hintergrund der Ausgangsfrage zunächst unerheblich schienen. In den meisten Fällen konnte festgestellt werden, dass die Interviewten in ihrer Erzählung ein Familienbild dargestellt haben, das, in Abhängigkeit von der jeweiligen Verfassung der Probanden, zu stark stimmungsbasiert gefärbt schien und in seinen Aussagen, in Abhängigkeit der Fragesituation, variabel ausfallen konnte. Einerseits kam es vor, dass die Interviewten mit der Gesamtsituation ihrer familienspezifischen Work-Life-Balance unzufrieden waren und somit die landesspezifische Vereinbarkeitssituation besonders negativ beurteilt haben, auch wenn diese Situation mehr von individuellen Einflussfaktoren, wie beispielsweise von speziellen Regelungen ihres Arbeitgebers abhingen, als von gesamtgesellschaftlichen oder politischen Strukturen. Andererseits konnte festgestellt werden, dass die Vereinbarkeitsmöglichkeiten in Ländern wie Frankreich und Schweden, die sich in der allgemeinen Wahrnehmung in der Rolle der europäischen Vorbildnationen befinden, besonders zu Beginn der Interviews extrem positiv dargestellt wurden, um zum Ende der Erzählung das Gesagte zu relativieren oder gar ins Gegenteil umzukehren.

Die Vermutung liegt also nahe, dass die Probanden zu einem Großteil der allgemeinen Meinung über die Vereinbarkeitsmöglichkeiten von Familie und Beruf in Europa gefolgt sind. Zu einem Zeitpunkt, an dem sich Familienmodelle im Umbruch befinden, Frauen stärker im Sektor der Erwerbstätigen repräsentiert sind und somit neue Modelle der Kinderbetreuung und der Aushandlung von Elternschaft gefunden werden müssen, scheint eine starke Sensibilität bezüglich des Blickes auf die eigene

Vereinbarkeitsstrategie zu bestehen. Aufgrund von persönlichen Unsicherheiten und dem Umstand sich wechselnder institutioneller und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen im Falle berufsmobiler Familien, werden persönliche Urteile über Vereinbarkeitsmöglichkeiten entweder nur sehr zurückhaltend formuliert oder folgen lediglich der allgemeinen Meinung und weisen somit einen geringen Grad an Validität auf.

In Abwendung von der eigentlichen Forschungsfrage war es jedoch interessant zu beobachten, inwiefern den getätigten Aussagen der Probanden auch tatsächlich bestimmte Lebenspraxen zugeordnet werden konnten. Im Sinne des von Robert K. Merton publizierten *Serendipity-Effekts*, der in der Wissenschaft eine zufällige Entdeckung neben der gestellten Ausgangsfrage als eine Art des unintendierten Gewinns beschreibt (Merton/ Barber 2004) konnte aus der Analyse der Nebenerzählungen der ersten Interviews ein interessantes Bild über die eigentlichen Alltagspraxen europäischer Familien gewonnen werden. Über Aussagen, die sich zur Beurteilung über unterschiedliche Vereinbarkeitsmodelle grundlegend auf familiäre Alltagsroutinen, Integrationsmodelle, Teilhabekonzepte und Identitätskonstruktionen bezogen haben, wurde unvermittelt ein Bild über lebenspraktische Alltagsabläufe und Veränderungsprozesse in europäischen Familien deutlich, das auf den Kern, also die Praxis des eigentlichen Familienlebens abzielt. Für den Fortgang der Erhebung erschien diese Art der Nebenanalyse weitaus erkenntnisreicher und vielversprechender, als die Ergebnisse des ersten Interviewanlaufs. Für die folgenden Interviews wurde dementsprechend nicht die Fragestellung per se, sondern viel mehr der Bezugspunkt der Inhaltsanalyse verändert. Damit sollte verhindert werden, dass eine zu direkte Fragestellung, wie im ersten Erhebungsdurchgang, bereits zu stark auf den inhaltlichen Kontext des relevanten Bezugspunktes hinweist und somit erneut Antworteffekte ausgelöst werden, die sich hauptsächlich im Rahmen der „sozialen Erwünschtheit“ (Esser et al. 1999, S. 348) bewegen.

Für den weiteren Verlauf der Forschung wurden somit drei Veränderungen in der empirischen Erhebung vorgenommen. Zum einen wurde grundsätzlich der Bezugspunkt der Fragestellung verschoben. Von der Perspektive auf individuelle Vergleichs- und Beurteilungsmuster zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa wurde für den weiteren Verlauf vielmehr die eigentliche familiäre Lebenspraxis im Kontext europäischer Berufsbiographien ins Zentrum gerückt. Mit dieser Verschiebung des Untersuchungsgegenstandes hat sich parallel dazu eine Verschiebung der Kernfragen zu den Erhebungsinhalten ergeben. Die Antworten auf diese Fragen wurden in den ersten Narrationen bereits immer schon mitgeliefert und haben erst

dadurch zu einer Verschiebung des Bezugspunktes geführt, wurden jedoch für den Fortgang der Forschung nochmals im Leitfaden der exmanenten Nachfragephase verarbeitet. (Siehe Kapitel 3.2.2) In einem dritten Schritt wurde die Erhebungsform der Kernfragen neu überdacht. Dabei ist die Entscheidung getroffen worden, die Erhebung weiterhin über die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa zu operationalisieren, so dass für den Erzählstimulus und die Interviewführung (siehe Kapitel 3.2.1) keine Veränderungen vorgenommen werden mussten. Diese Art der Operationalisierung ist aus zwei Gründen von Vorteil. Einerseits konnte die Sampleauswahl mit ihren spezifischen Merkmalsausprägungen beibehalten werden, so dass sich in der Grundstruktur der Erhebungseinheit keine Änderungen ergeben haben. Andererseits hatte die Ausgangsfrage zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf bereits in den ersten Erhebungen dazu geführt, dass über jedwede Alltagsbereiche europäischen Familienlebens berichtet wurde (z.B. Sprache, Alltagsleben, Partnerschaft, Betreuungssituation, Arbeitsleben sowie Identität und Integration) und infolgedessen alle Bereiche, die für die Verschiebung des Bezugspunktes von Interesse waren, angesprochen wurden.

Für jede Frage des Untersuchungsdesigns gilt demnach grundsätzlich die Prämisse, dass die Praxis selbst und nicht die Beurteilung von Lebenspraxen Gegenstand der Erhebung ist. Dabei geht es allgemein um die alltagspraktischen Aushandlungen europäischen Familienlebens. Im Speziellen wird die Herstellungsleistung von Familie unter den Bedingungen von Multikulturalität und Transnationalität innerhalb europäischer Berufsmobilität in den Blick genommen.

Die zentralen Forschungsfragen, die sich nach dieser Verschiebung des Bezugspunktes an die Empirie ergeben haben, sind dabei folgendermaßen zusammengesetzt:

- Welchen Einfluss nimmt die innereuropäische, residentielle Mobilität auf Familien und wie macht sich in der Familie selbst ein Europäisierungseffekt geltend?
- Was kann ausgesagt werden über die Lebensstile europäischer Familien?

Ziel ist demnach die Beschreibung europäischer Lebenspraxen. Es gilt zu erfahren, was sich im familialen Lebenszusammenhang mit dem Prozess der Europäisierung ändert. Dabei spielen unterschiedliche Aspekte struktureller, kultureller und persönlicher Natur eine Rolle, die jeweils auf die Art des familiären Umgangs mit der Vielfalt Europas ihren Einfluss nehmen und somit erhebungsrelevant sind:

- Wie wird mit Sprachdifferenzen im europäischen Alltag umgegangen? Beeinflusst die Vielfalt der Sprachen über den europäischen Raum die familieninterne Alltagssprache?
- Welchen Einfluss nehmen die europäische Mobilität und der Sprachaspekt auf die nationale Zugehörigkeitskonstruktion einzelner Familienmitglieder? Wie konstituiert sich dabei der Begriff Heimat in europäischen Familien?
- Teilt jedes Familienmitglied dieselbe Identität und denselben Integrationsgrad in die jeweilige Ankunftsgesellschaft?
- Wie werden unter der Bedingung externer, transnationaler Einflussfaktoren familiäre Zusammengehörigkeitsgefühle erzeugt?
- Welchen Einfluss nimmt die Berufsmobilität auf die Lebensführung und Identitätskonstruktion der Kinder? In welcher Weise wird die europäische Lebenspraxis tradiert?
- Welche Rolle spielen in der europäischen Berufsmobilität Reziprozitätsstrukturen bei der Kinderbetreuung und inwiefern nimmt die Herkunftsfamilie Einfluss auf das Leben europäischer berufsmobiler Familien?
- Ob und inwiefern haben wohlfahrtspolitische Rahmenbedingungen Einfluss auf die Lebenspraxis europäischer Familien?

Über die teilbiographische Narration der Haupterzählung der Probanden sowie den Fragenkomplex aus dem Leitfaden der exmanenten Nachfragephase (siehe Kapitel 3.2.2) soll den oben genannten Fragen nachgegangen werden, um sich am Ende der Erhebung ein Bild über die Lebenspraxis europäischer Familien machen zu können. Absicht der Untersuchung ist es, über den Zusammenhang und den Wirkmechanismus von gesellschaftlichen Umbrüchen und individuellen Lebenspraxen Auskunft zu geben. Speziell geht es bei dieser Untersuchung also zusammenfassend um die Frage, welchen Einfluss die fortschreitende Europäisierung auf den familialen Lebenszusammenhang nimmt.

Dabei muss bedacht werden, dass sich im Rahmen dieser Untersuchung die oben genannten Fragen an eine spezifische Untersuchungsgruppe richten, die bestimmte Voraussetzungen erfüllen muss, um überhaupt untersuchungsrelevant zu sein. Es geht dabei um Aspekte der Bildungsvoraussetzung, der Formen der Berufsbiographien sowie um den Autonomisierungsfaktor der Frau in solcherlei Familienkonstellationen. Die Erhebung zielt dementsprechend auf aktive Europäisierungsteilnehmer, die im Bereich der oberen Mittelschicht situiert sind und bezüglich ihrer familialen Verlaufsbiographie Wahlfreiheit besitzen. (Näheres siehe Kapitel 3.1.2)

3.1.2 Suchprofil und Sampleauswahl

Ein Großteil vorliegender Studien zu familiären Migrationsverläufen und Lebensumständen bezieht sich auf Familien im unteren Lohnsektor. Die Migrationsbewegung erfolgt dabei aus dem Umstand ökonomischer Prekaritätskonstellationen, so dass in der Arbeitsmigration zumeist der einzige Ausweg gesehen wird die Familie ernähren zu können. So schreibt beispielsweise Maria Rerrich über die Lage *cosmobiler Putzfrauen* (Rerrich 2006) sowie über vornehmlich weibliche Migrationsverläufe im Bereich des *Care* (Rerrich 2010), ein Konzept, das bereits Arlie Russel Hochschild mit ihrer Arbeit über *globale Betreuungsketten*, die sogenannten *global care chains* (Hochschild 2000) öffentlich gemacht hat. In all jenen Arbeiten geht es um Migrationsverläufe, die einerseits aus einem bestimmten ökonomischen Druck heraus entstehen und andererseits zwar die gesamte Familie der Migranten betreffen, jedoch im Migrationsprozess oftmals nicht alle Familienmitglieder mit einbeziehen. Besonders im Bereich von Hausarbeitsmigranten, wie auch im Falle von Gastarbeitern und Saisonarbeitern (u.a. Treibel 2011; Becker 2010; Fassmann et al. 2009) entstehen Migrationsbiographien somit aus einem bestimmten ökonomischen Druck heraus und zwingen die Familien, sich an die spezifischen Migrationskonstellationen anzupassen.

Die vorliegende Forschung jedoch zielt auf die Untersuchung von Europäisierungseffekten auf die Lebenspraxis von Familien unter der Bedingung der Wahlfreiheit von Mobilitätsentscheidungen. Grundvoraussetzung ist demnach einerseits, dass nur solcherlei Familien untersucht werden, die als Gesamtverband mobil sind, bei denen also alle Familienmitglieder der Kernfamilie in die Mobilitätsbewegung einbezogen werden. Andererseits soll die Entscheidung zur europäischen Binnenmigration frei von ökonomischen Zwängen, also freiwillig gefällt worden sein. Dabei ist zu erwähnen, dass im Sektor der Berufsmobilität mitunter Arbeitsentsendungen durchgeführt werden, die von den Mitarbeitern nicht immer auch gewünscht werden. Bei dem Faktor der Freiwilligkeit geht es jedoch darum, dass solcherlei Familien nicht vollkommen alternativlos sind und sie ihre Mobilitätsbiographie zu einem gewissen Grad aus eigener Antriebskraft heraus begonnen und gestaltet haben. Die Sampleauswahl der Untersuchung beruht dabei hauptsächlich auf drei Basisbedingungen. Zum einen geht es um eine gewisse Bildungsvoraussetzung. Innerhalb des Samples befinden sich vornehmlich Familien aus der Mittelschicht bis gehobenen Mittelschicht mit einem akademischen Bildungshintergrund. Die

Konsequenz aus dieser schichtspezifischen Auswahl ist, dass in solcherlei Familien vorerst, ganz verallgemeinernd, eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit vorausgesetzt werden kann und demnach der Aspekt der Freiwilligkeit grundsätzlich gegeben sein sollte. Zum zweiten geht es in der Grundvoraussetzung der Sampleauswahl um die Form der beruflichen Biographie. Das heißt, eine gewisse Form der innereuropäischen Berufsmobilität wird vorausgesetzt. Dabei ist es unerheblich, ob diese Mobilität im Rahmen eines einzigen Unternehmens stattfindet, also beispielsweise auf Auslandsentsendungen beruht oder ob Arbeitsplätze im europäischen Ausland unabhängig von einem speziellen Arbeitgeber gesucht werden. Es spielt also auch keine Rolle, ob sich der betreffende Proband in einem Angestelltenverhältnis befindet oder als Selbstständiger tätig ist. Einzig die Bedingung der innereuropäischen Berufsmobilität muss gegeben sein. In einem letzten Schritt der Sampleauswahl geht es schließlich um den Autonomisierungsfaktor der Frau in den betreffenden Familien. Konkret bedeutet das, dass ein Hauptaugenmerk auf solcherlei Familien liegt, die nicht dem traditionellen Rollenmodell des männlichen Ernährers folgen. Es geht vielmehr darum, nicht nur die männliche, sondern im Zuge der steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen, auch die weibliche Berufsmobilität in Augenschein zu nehmen. Damit soll die Frau nicht länger als bloße, passive Mitgereiste in der Berufsmobilität betrachtet werden, sondern als aktiver Migrationspartner. Im Rahmen dieser Erhebung sind gerade die veränderten Rahmenbedingungen der Mutterschaft vor dem Hintergrund der stärkeren Einbindung in das Erwerbsleben und damit auch der beruflichen Mobilität von Interesse. Es geht also um Frauen, die sowohl die Anforderungen der Mutterschaft, wie auch die der Berufsmobilität zu vereinbaren haben. Dabei ist es unerheblich, ob es sich bei den Familien aus dem Sample um Doppelverdienerpaare oder um alleinerziehende Mütter handelt.

Bedingung ist aber in jedem Fall eine Familie, die aus mindestens einem Elternteil und einem Kind besteht und die gemeinsam mindestens einmal innerhalb Europas die Residenzgesellschaft gewechselt hat. Das Kind sollte sich während des Wohnortwechsels in einem noch betreuungsbedürftigen Alter befinden, also auf die Unterbringung in Betreuungs- oder Schuleinrichtungen angewiesen sein. Darüber hinaus werden ausschließlich solcherlei Mobilitätskonstellationen in den Blick genommen, bei denen es sich um eine Form der residentiellen Mobilität handelt, also um eine punktuelle Umzugsmobilität anstatt von Pendelbewegungen, also bestimmten Formen der zirkulären Mobilität. Diese Vorbedingung ist deshalb vonnöten, da im Falle von Pendelbewegungen oftmals nur ein Elternteil aktiv am Mobilitätsgeschehen

teilnimmt und somit die institutionelle Einbindung in neue Strukturen für den Rest der Familie nicht von Belang ist. Auch wenn die Pendelbewegung ihre spezifischen Spuren in der Familie hinterlässt und das Familienleben in bestimmten Alltagsbereichen verändert, so kann man in der residentiellen Mobilität stärkere, familienspezifische Konsequenzen beobachten. Die Familie als Gesamtverbund muss sich mit einem Wohnortwechsel auseinandersetzen und sich sowohl institutionell wie auch sozial in das Gefüge des neuen Wohnortes einfinden. Gerade in Bezug auf die länderübergreifende residentielle Mobilität müssen dabei unter anderem auch neue rechtliche Rahmenbedingungen beachtet werden, Arbeits- und Lebensbedingungen verändern sich mitunter eklatant, ebenso wie externe kulturelle Einflüsse, Sprache, Essen, Freizeitgestaltung und vieles mehr. Das Erleben und der Umgang mit dem Alltag in einem fremden Land stehen im Mittelpunkt. Die Frage nach der Gestaltung des Familienlebens wird dabei neu gestellt. An dieser Frage orientiert sich die vorliegende Forschung, so dass die Sampleauswahl dem vorangestellten Suchprofil mit seinen spezifischen Voraussetzungen nachkommen muss.

In der Fallauswahl wurde dabei stets versucht, die vorhandene Bandbreite an potentiellen Fallkonstellationen zu bedienen. Im Sinne des Theoretical Samplings (Glaser/ Strauss 1967; 1979) wurde nach dem Verfahren einer „bewussten, kriteriengesteuerten Fallauswahl und Fallkontrastierung“ (Kelle/ Kluge 2010, S. 43) gearbeitet, damit all jene Fälle, die hinsichtlich der Fragestellung untersuchungsrelevant erscheinen, im Prozess der Erhebung und Auswertung berücksichtigt werden können. Entsprechend der genannten Suchkriterien werden im Prozess des Theoretical Samplings „bestimmte Eigenschaften eines sozialen Phänomens konstant gehalten, während andere nach bestimmten Kriterien systematisch variiert werden.“ (Kelle/ Kluge 2010, S. 48)

Diejenigen Parameter, die konstant gehalten wurden, sind in jedem Fall alle genannten Vorbedingungen des Samples, wie die Bildungsvoraussetzung, die Form der Berufsbiographie, speziell der residentiellen, innereuropäischen Mobilität mit Kindern und der Autonomisierungsfaktor der Frau. Variabel war hingegen einerseits die Familienform und Größe, also alleinerziehende Probanden oder Elternpaare mit einem oder mehreren Kindern, wie auch berufsbedingte Rahmenbedingungen der Umzugsmobilität, wie beispielsweise Auslandsentsendungen oder unabhängige Berufswechsel ins Ausland in einem selbstständigen oder angestellten Arbeitsverhältnis. Im Sinne des Theoretical Samplings wurde zudem nach unterschiedlichen Berufssparten gesucht, da sich mit jedem Berufsfeld auch unterschiedliche Verhältnisse zum Lebensumfeld ergeben. Zudem wurde darauf

geachtet, die räumliche Mobilitätsbewegung variabel zu halten. Das heißt konkret, dass mit dem Sample so viele europäische Länder wie möglich abgedeckt werden sollten. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher wohlfahrtsstaatlicher Modelle in Europa, die sich insbesondere auf die Form der Kinderbetreuung und die Ausübung des Berufes auswirken und einer hohen Varianz kultureller Leitbilder zu Elternschaft und Familie in den einzelnen Ländern, wurde speziell darauf geachtet, eine große Bandbreite an Migrationskonstellationen hinsichtlich der Herkunfts- und Residenzgesellschaften, wie auch der Umzugshäufigkeit zu bedienen. Wichtig war es dabei, mitunter auch solcherlei Migrationskonstellationen in den Blick zu nehmen, die einer deutschen Perspektive entbehren, also weder Deutschland als Herkunfts- noch als Residenzgesellschaft repräsentieren. Aufgrund der Tatsache, dass die Forschungsarbeit per se von Deutschland aus durchgeführt wurde, besteht die Gefahr, dass das Ergebnis der Arbeit auf einer rein deutschen Perspektive hinsichtlich der europäischen Familienmobilität beruht und somit relativ einseitig gedacht ist. Auch wenn sich gerade im Falle von nur einem Forscher ein solcher, nationalstaatlich geprägter Blick niemals gänzlich eliminieren lässt, so kann jedoch bereits die Charakteristik eines Samples, welches zusätzlich eine externe Perspektive beinhaltet, dazu beitragen, die Forschungsergebnisse reflektierter darstellen zu können.

Um die inhaltliche Spezifik des Samples genauer untersuchen zu können und die Forschungsergebnisse inhaltlich verdichten zu können, wurde außerdem entschieden, eine Vergleichsgruppe zu bilden, die dem eigentlichen Sample gegenübergestellt werden soll. Bei dieser Vergleichsgruppe handelt es sich um Familien, die unter diplomatischem Status berufsmobil sind, also beispielsweise um Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes. In dieser Gruppe besteht der Unterschied zum herkömmlichen Sample darin, dass zwar einerseits stets die gesamte Familie umzugsmobil ist, diese Mobilität allerdings in zirkulärer Form ausgeübt wird. Bereits bei Berufseintritt wissen die Betroffenen von ihrer zukünftigen Mobilität, kennen in etwa die Zeiträume, die sie in einem Land verbringen werden und wissen um den Umstand, dass dieser Mobilitätszyklus immer wieder von neuem beginnt. Zudem ist die Umzugsmobilität diplomatischer Familien in besonderem Maße in die Strukturen des Arbeitgebers eingebettet, was wiederum eine andere Ausgangssituation für das Leben im Ausland bedeutet. Ein weiterer wesentlicher Unterschied besteht außerdem darin, dass diplomatische Familien global mobil sind und somit ihre Berufsbiographie nicht auf Europa beschränken können. Um jedoch trotzdem eine gewisse Vergleichbarkeit herstellen zu können, wurden nur solcherlei diplomatische Familien zum Vergleich herangezogen, die bereits mindestens einmal innereuropäisch umzugsmobil waren.

Die Idee zu dieser Vergleichsgruppe besteht darin, in Erfahrung bringen zu können, wie sich die Lebenspraxis und die Alltagsgestaltung von Familien mit dem fortschreitenden Prozess der Europäisierung ändert. Mit der Analyse der Lebenspraxis diplomatischer Familien steht dem Sample eine Gruppe gegenüber, die eine etablierte Form der Umzugsmobilität auslebt und von stabileren Umzugsfaktoren umgeben ist, als europäisch berufsmobile Familien es in der Regel sind. Insbesondere die Verhandlung von Diversität und Instabilität scheint mit Hilfe der Vergleichsgruppe im eigentlichen Sample spezifischer analysiert werden zu können.

3.1.3 Suchstrategie

Aufgrund der Anforderungen des vorformulierten Suchprofils (siehe Kapitel 3.1.2) hat sich die Akquise nach potentiellen Probanden für die Erhebung gerade zu Beginn der Forschungsphase als relativ schwierig erwiesen. Phänomenologisch stellt das Untersuchungssample eine Besonderheit anstatt einer Regelmäßigkeit dar, so dass im Vorfeld der Untersuchung eine Strategie entwickelt werden musste, um die passenden Probanden auffinden zu können.

Dabei wurde bewusst darauf verzichtet, im Verwandten- und Bekanntenkreis des Forschers nach Probanden Ausschau zu halten. Zwar beginnen viele Erhebungsphasen mit einem solchen Feldeinstieg, jedoch sind wissenschaftliche Interviews mit bekannten Personen oftmals schwierig und inhaltlich verzerrt, da sie aufgrund gegenseitiger Kenntnisse zum Teil von Auslassungen und rudimentären Erzählinhalten gekennzeichnet sind, um den Interviewer nicht zu langweilen. Andererseits werden häufig pikante inhaltliche Details ausgespart, weil man sich in einer Situation befindet, die dem Probanden die Sicherheit der Anonymität nicht gewährleisten kann. Der Verzicht auf diese Form der Probandensuche führt jedoch dazu, dass der Feldeinstieg mit einem hohen Suchaufwand verbunden ist und eine mehrdimensionale Suchstrategie voraussetzt. Diese Strategie beinhaltet im Falle der vorliegenden Untersuchung vier Schritte:

In einem ersten Anlauf wurden zur Probandenakquise mehrere große Unternehmen im Raum Hamburg angeschrieben, die eine internationale Mitarbeiterstruktur haben, also potentiell Angestellte beschäftigen, die ins Ausland entsendet wurden oder aus dem Ausland gekommen sind. Der Raum Hamburg wurde gewählt, um den Firmen über den Aspekt der Regionalität und über den Bekanntheitsfaktor des Hamburger Instituts

für Sozialforschung eine Vertrauensbasis zu schaffen und somit potentielle Vorbehalte gegen wissenschaftliche Untersuchungen minimieren zu können. Nichtsdestotrotz war diese erste Strategie nur von sehr mäßigem Erfolg gekrönt. In den meisten Fällen waren die Ansprechpartner in den Unternehmen nicht bereit, konkrete Mitarbeiter zu nennen, auf die das beschriebene Suchprofil hätte zutreffen können.

In einem zweiten Schritt wurden Anschreiben an unterschiedliche internationale Schulen und Kindergärten in Deutschland sowie an verschiedene Auslandsschulen und internationale Betreuungseinrichtungen im europäischen Ausland versendet. Diese Versendung erfolgte stets via Email mit einem entsprechenden Suchaushang bzw. Interviewaufruf im Anhang. Dieser Weg war im Sinne der Akquise deutlich erfolgversprechender. In den meisten Fällen wurden Rückmeldungen gegeben, in denen mitgeteilt wurde, dass man die Suchanfrage in den entsprechenden Einrichtungen öffentlich ausgehängen hat oder aber per Mail an Elternvertreter oder das Personal weitergeleitet hat. Dadurch wurden verschiedene Kontakte ermöglicht, aus denen sich einige Interviewtermine ergeben haben.

Die erfolgreichste Akquisestrategie auf Initiativbasis war jedoch die virtuelle Probandensuche. Online konnten insbesondere über Auswandererforen und Mütternetzwerke, wie auch über private Blogbeiträge oder Homepages untersuchungsrelevante Personengruppen aufgespürt und kontaktiert werden. Über die Online-Recherche wurde dem Forscher ein besonderes Maß an Vertrauen entgegengebracht, so dass sich eine Vielzahl an Kontakten und letzten Endes an Interviewterminen ergeben hat. Das erste Auslandsinterview und damit der erste Schritt in die eigentliche Erhebungsphase verlief über einen Online-Interviewaufruf in einem internationalen Auswandererforum, in dem kurz über den Rahmen der Forschung, das betreffende Institut sowie den Forscher berichtet wurde und im Anschluss eine Kurzübersicht über das Anforderungsprofil an die gesuchten Probanden sowie den Rahmen eines potentiellen Interviews berichtet wurde. Dieser Aufruf war einer der ersten Online-Initiativen und war zu Beginn nur in deutscher Sprache verfasst. Nach einigen Tagen erfolgte auf diesen Aufruf ein Kontakt aus den Niederlanden, wo auch das erste Interview stattgefunden hat und kurz darauf eine zweite Antwort aus England, die ebenso zu einem persönlichen Interview geführt hat.

Nach diesen ersten Rückmeldungen und Interviewterminen hat sich zu den ersten drei aktiven Suchanstrengungen eine vierte, passive Suchstrategie ergeben. Mit Hilfe des Schneeballeffekts haben sich im Verlauf der Erhebung über die sozialen Netzwerke der bereits akquirierten Probanden immer wieder neue Kontakte ergeben, die in vielen

Fällen zu erfolgreichen Interviewerhebungen geführt haben. Allerdings durfte die Strategie des Schneeballeffekts nur sehr begrenzt eingesetzt werden, da ansonsten dem Ziel der theoretischen Sättigung nicht hätte nachgekommen werden können. Dementsprechend konnte ein solcher Effekt immer nur ein Effekt ersten und maximal zweiten Grades sein, da ansonsten die Merkmalsstreuung, speziell bezogen auf den Ortseffekt sowie die Berufssparte, nicht breit genug ausgefallen wäre, was somit die Effekte des Theoretical Samplings konterkariert hätte. Hauptsächlich hat dementsprechend in der Akquise die Strategie der virtuellen Probandensuche mit der Strategie des Schneeballeffekts wechselseitig zum Erfolg geführt.

3.2 Forschungsmethode

3.2.1 Methodenwahl und Interviewführung

Zur Untersuchung der Lebenspraxen europäischer Familien wurden qualitative face-to-face Interviews durchgeführt. Interviewpartner waren dabei hauptsächlich Mütter und zu einem geringeren Anteil beide Elternteile, also Mutter und Vater, gemeinsam. Bezüglich der Interviewform wurde fallübergreifend das narrative Interview nach Fritz Schütze (1983) angewandt. Dabei wird den Interviewten im Hauptteil des Interviews, einer offenen Erzähleinheit, die Freiheit gelassen, ihre Erzählung eigenhändig zu strukturieren und nach individuellem Bedarf Schwerpunkte zu setzen. Bedingt durch den explorativen Charakter dieser empirischen Erhebung trägt die Wahl der narrativen Interviewform nach Schütze dazu bei, den Probanden eine möglichst hohe Erzählfreiheit zu gewährleisten. Damit soll verhindert werden, die Probanden in ihrem Erzählfluss zu stark zu beeinflussen und einzugrenzen, so dass dem Forscher die eigentlichen Erkenntnisse in der Fallanalyse potentiell verwehrt bleiben, beziehungsweise nur in verzerrter Form zum Ausdruck kommen und somit die Gefahr einer Fehlinterpretation der Narration besteht. (Vgl. Schütze 1983; Diekmann 2005; Küsters 2006)

Da bereits zu Beginn der Untersuchung hinsichtlich der Vielfalt möglicher Migrationskonstellationen über den europäischen Raum fest stand, dass die Fallzahl der zu führenden Interviews nicht unter 20 liegen könne, wurde deutlich, dass die Durchführung narrativ-biographischer Interviews möglicherweise zu zeitintensiv ausfallen könnte. Um also den Auswertungsaufwand bezüglich der Anfertigung der Interviewtranskripte sowie der Interpretationsphase in einem angemessenen Rahmen halten zu können, liegt der Fokus der Interviews eher auf der Erzählung teil-biographischer Ausschnitte, als auf einer gesamtbiographischen Perspektive, wie sie von Schütze beschrieben wird. (Schütze 1983) Demzufolge wurden für die Kerninterviewzeit, exklusive Vor- und Nachgespräch, ein durchschnittliches Zeitkontingent von etwa 60 Minuten eingeplant. Die Gesamtzeit der einzelnen Interviewtermine wurde mit einer Dauer von etwa 90 Minuten einkalkuliert, wobei die vorberechneten Zeitangaben teilweise stark abgewichen sind, jeweils in Abhängigkeit des entsprechenden Interviewpartners.

In Anlehnung an die Verlaufsbeschreibung narrativer Interviews wurde der Erhebungsprozess in die folgenden acht unterschiedlichen Erhebungsphasen unterteilt: (Vgl. Küsters 2006, S. 54 ff.)

1. Vorgespräch
2. Erzählstimulus
3. Haupterzählung
4. Immanenter Nachfrageteil
5. Exmanenter Nachfrageteil mit Leitfaden
6. Erhebung soziodemographischer Daten
7. Nachgespräch
8. Interviewprotokoll

Das eigentliche Vorgespräch hat sich im Großteil der Fälle direkt an die erste Kontaktaufnahme angeschlossen und ist somit in der Regel telefonisch erfolgt. In Ausnahmefällen wurden die Details des Vorgesprächs auch per Mail geklärt, so dass beim ersten persönlichen Treffen von Proband und Interviewpartner häufig nur die Inhalte des Vorgesprächs nochmals aufgegriffen und ggf. vertieft wurden. Über die grundlegenden Parameter zum Interviewablauf und –inhalt bestand in jedem der Fälle jedoch bereits vor dem persönlichen Gespräch Einigkeit, um ein Scheitern von Interviews zum Interviewtermin zu verhindern, was im Fall von Auslandsterminen besonders wichtig war. Andernfalls hätte dies eine unnötige und überdurchschnittlich hohe Verschwendung von finanziellen und zeitlichen Ressourcen nach sich gezogen.

Inhalt des Vorgesprächs war zunächst ein gegenseitiges Kennenlernen. Einerseits galt es dabei zu klären, ob und inwiefern der jeweilige Proband tatsächlich ins Suchprofil der empirischen Erhebung passt und damit für die spätere Auswertung inhaltlich interessant und wertvoll erscheint. Dabei wurden grundlegende Aspekte der momentanen Lebensumstände des Probanden abgefragt, wie beispielsweise die familiäre und berufliche Situation. Entsprechend der beschriebenen Grundkoordinaten des Suchprofils für das Erhebungssample (siehe Kapitel 3.1.2) galt es, sich der Aspekte der Mobilitätsbedingung, Bildungsvoraussetzung, Elternschaft sowie einer bestimmten Form der mütterlichen Karriereorientierung und des Autonomiebestrebens zu versichern.

In einem zweiten Schritt wurde das Vorgespräch dazu genutzt, sich persönlich, als Interviewer näher vorzustellen und den Rahmen des Projektes zu erläutern, ohne dabei jedoch das inhaltliche Interesse in Detail preiszugeben. Die Probanden sollten durch diese Vorstellung einerseits Vertrauen zum Interviewer aufbauen und über die

Verwertung ihrer Angaben im Bilde gehalten werden. Andererseits sollte die inhaltliche Ausrichtung ihrer Narration nicht im Voraus beeinflusst werden. Unter Beachtung dieser Anforderung wurde in den Vorgesprächen sowohl der Grund des Interviews und die grobe inhaltliche Ausrichtung als auch die Form der Weiterverwendung des Gesagten zur Sprache gebracht. Damit verknüpft war zudem die Anmerkung über den Einsatz des Diktiergerätes während des Interviews sowie die Zusicherung der Anonymisierung persönlicher Daten, wie beispielsweise Namen, Adressen und Arbeitgeber.

Das eigentliche Interview wurde örtlich und zeitlich stets nach den Wünschen der Probanden ausgerichtet. Durch das, dem Sample inhärenten, Merkmal der Doppelbelastung durch Berufstätigkeit und Familie, wurde insbesondere die Frage der Zeit oftmals als Hürde betrachtet. In Ausnahmefällen wurde den Probanden angeboten, die eigentliche Interviewzeit von durchschnittlich einer Stunde leicht zu reduzieren, um ein Treffen beispielsweise während der Mittagspause der Probanden zu ermöglichen. In vielen Fällen wurde diese Begrenzung des Zeitkontingents jedoch von den Probanden selbst während des Interviews wieder aufgehoben, so dass eine reale Verkürzung der Erzählzeit in den wenigsten Fällen vonnöten war. Wie bereits erwähnt, fanden viele Interviews zur Mittagspause, entweder in den Büros der Probanden oder aber in Bistros und Cafés statt, so dass nebenbei das Mittagessen eingenommen werden konnte und die Zeit für die Probanden in dieser Hinsicht doppelt genutzt werden konnte. In anderen Fällen fanden die Treffen nach Feierabend im Privathaushalt der Probanden statt, so dass oftmals auch die Kinder mit anwesend waren und die Interviewzeit somit entsprechend ausgeweitet werden musste.

Während der Treffen wurde zu einem Großteil das Gesagte aus dem Vorgespräch wiederholt, zumal es sich in nahezu allen Fällen bei dem Interview selbst um das erste persönliche Treffen gehandelt hat und man sich auf diese Weise näher kommen konnte ohne wiederum weitere Details zum Interview preisgeben zu müssen.

Nach einem wiederholten Hinweis zum Einsatz des Diktiergerätes wurde jedes Interview aus Zwecken der Vergleichbarkeit mit derselben Sequenz durch den Interviewenden begonnen, dem „Erzählstimulus“ und damit der zweiten Phase der Erhebung. (Schütze 1983, S. 285) Mit diesem Stimulus soll der Proband aufgefordert werden, aus einem bestimmten, thematisch eingegrenzten Bereich seiner Biographie zu berichten. Es geht dabei darum, den Stimulus so offen zu halten, dass der Interviewte selbst entscheiden kann, auf welche Fakten und Ereignisse er eingehen möchte. Jedoch sollte die thematische Ausrichtung der Narration durch den Stimulus

wiederum klar genug angedeutet werden, um der Gefahr zu entgehen, dass das Gesagte vollkommen an dem inhaltlichen Interesse des Interviews vorbei geht. (Diekmann 2005) Für die vorliegenden Interviews wurde somit folgender Stimulus in deutscher und englischer Sprache verwendet:

→ *„Berichten Sie mir über Ihre persönlichen Erfahrungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Wie organisieren Sie Ihren Alltag und spielt dabei der Umstand, dass Sie Ihr Leben nicht in Ihrem Herkunftsland verbringen eine besondere Rolle?“*

Wie bereits kurz angedeutet, wurde der Stimulus im Laufe der Erhebung inhaltlich nicht modifiziert, um sich die Möglichkeit zu erhalten, die einzelnen Narrationen komparativ analysieren zu können. Auch der Wortlaut wurde aus diesem Grunde durchgehend beibehalten. Lediglich die Form der Anrede musste flexibel gestaltet werden, da Proband und Interviewer sich nicht einheitlich geduzt oder gesiezt haben und somit situativ die Form der Anrede anzupassen war.

Nach der Gesprächseröffnung durch den Erzählstimulus war es an den Probanden, die dritte Phase der Erhebung, die Haupterzählung, durch ihre eigene teil-biographische Narration zu gestalten. Jeweils in Abhängigkeit von der Persönlichkeit und der Redegewandtheit des betreffenden Probanden wurde diese Phase mal etwas kürzer und mal etwas ausgedehnter gestaltet, wobei auch in Interviews mit Startproblemen, wie Erzählhemmungen, letztlich die Erzählung des Probanden in den meisten Fällen gehaltvoll und informativ gestaltet wurde.

Fritz Schütze spricht diesbezüglich davon, dass die Probanden in der Narration von den „Zugzwängen“ der Erzählung geleitet werden und durch das Bewusstsein ihrer eigenen erzählerischen Expertenrolle ihrem Gegenüber ihre biographische Narration möglichst detailgetreu und logisch konsequent präsentieren. Diese Zugzwänge setzen sich dabei aus drei einzelnen Zwängen zusammen, dem „Gestaltschließungszwang“, dem „Kondensierungszwang“ sowie dem „Detaillierungszwang“, die im Zusammenspiel dafür sorgen, dass die Erzählung möglichst vollständig und gehaltvoll ist, eine gewisse, subjektiv ausgelegte Akzentuierung aufweist und eine logische Struktur erkennen lässt, die durch notwendige Detailinformationen gebildet wird. (Schütze 1984, S. 79) Laut Schütze verläuft die Befolgung dieser Zwänge in der Narration oftmals unbewusst, bildet jedoch eine wichtige Komponente zum Verstehen und Deuten einer Erzählung. Dabei ist es wichtig, dass der Interviewer in der Phase der Haupterzählung den Probanden ungestört reden lässt, ohne seinen Erzählfluss durch Zwischenfragen oder Anmerkungen zu stören und damit zu beeinflussen. Yvonne Küsters nennt diese Form

der Zurückhaltung und des Zuhörens „erzählenregendes Schweigen“, wobei es darauf ankommt, den Probanden in seiner Erzählung zu unterstützen, beispielsweise durch zustimmendes Nicken und durch Blickkontakt ohne ihn dabei durch unangebrachte Kommentare aus dem Konzept zu bringen. (Küsters 2006, S. 58) Der Erzähler soll fortlaufend zu seiner Narration ermutigt und motiviert werden. Erst wenn der Interviewer definitiv davon überzeugt ist, dass die Narration des Probanden beendet wurde und tatsächlich kein neuer Erzählansatz folgt, kann mit der vierten Erhebungsphase begonnen werden, dem immanenten Nachfrageteil.

Dabei geht es hauptsächlich darum, Erzählpassagen aufzugreifen, die der Proband während der Narration nur angedeutet hat oder nicht zu Ende erzählt hat, die dem Interviewer jedoch inhaltlich wichtig erscheinen. In der immanenten Nachfragephase besteht die Möglichkeit, diese „Erzählstümpfe“ (Schütze 1983, S. 286) aufzugreifen und um eine Erläuterung des Gesagten zu bitten. Die immanenten Nachfragen ergeben sich demzufolge im Laufe des Interviews mit der jeweiligen Narration und variieren in ihrem Umfang in Abhängigkeit der einzelnen Interviews.

Im Gegensatz dazu wurde in der fünften Erhebungsphase mit einem einheitlichen, im Voraus der empirischen Erhebung erstellten, Frageleitfaden gearbeitet, der problemzentrierte Themengebiete und Fragestellungen umfasst und immer dann zum Einsatz gekommen ist, wenn die Narration des Probanden im Laufe des Interviews zu stark vom inhaltlichen Interesse des Interviewers abgewichen ist. Die exmanente Nachfragephase schützt somit den Interviewer, trotz der Offenheit narrativer Interviews, Narrationen erheben zu müssen, die am Interesse der Forschung vorbeigehen bzw. in denen für die Auswertung wichtige inhaltliche Erzählpassagen ausgelassen werden. Mit der exmanenten Nachfragephase besteht somit die Möglichkeit, die Erzählinhalte auf ausgewählte Themengebiete zu lenken. (Küsters 2006) In diesem Fall wurde dafür ein Frageleitfaden entwickelt, der in Abhängigkeit der Narration entweder ganzheitlich, nur punktuell oder in Einzelfällen, bei besonders zielgerichteten, detaillierten Narrationen, gar nicht zum Einsatz gekommen ist. (Siehe Kapitel 3.2.2)

Nach Beendigung der exmanenten Nachfragephase wurde das Tonband abgeschaltet. Der Interviewer hat sich dabei nochmals für die Bereitschaft und die Zeit des Probanden bedankt. Im Anschluss daran wurden in der sechsten Erhebungsphase alle relevanten soziodemographischen Daten des Probanden erhoben. Zu diesem Zweck wurde vor der Erhebungsphase eine Tabelle mit den entsprechenden Merkmalen erstellt, die für alle Interviews einheitlich zum Einsatz gekommen ist. (Siehe Tabelle im

Anhang) Da in dieser Phase insbesondere Daten abgefragt wurden, die den Interviewten als Person ins Zentrum rücken, wie Wohnort, Alter, Bildungsabschluss, Beruf, Anzahl und Alter der Kinder, wurde wiederholt zur Sprache gebracht, dass alle personenbezogenen Daten ausschließlich in anonymisierter Form verwendet werden und somit nach der Erhebung keine Rückschlüsse auf die eigene Person möglich sein werden.

Mit dem abschließenden Nachgespräch, der siebten Phase der Erhebung, wurde dem Probanden nochmals die Möglichkeit gegeben, Nachfragen zum Rahmen der Untersuchung zu stellen. In vielen Fällen bestand in dieser Phase großes Interesse an der Form der Verarbeitung der Daten und dem Abschlusszeitpunkt der Forschungsarbeit. Zudem wurde oftmals der Wunsch geäußert, persönlich über die offizielle Beendigung der Dissertation und über die Erkenntnisse aus der empirischen Erhebung informiert zu werden. Insbesondere Anfragen zu einem schriftlichen Ergebnisbericht oder gar dem Erhalt der kompletten Dissertation mussten dabei vorerst zurückgewiesen werden.

In den Nachgesprächen wurden darüber hinaus oftmals inhaltliche Aspekte aus dem Interview wieder aufgegriffen und teilweise vertieft. Diese Vertiefungen wurden dabei nicht selten inhaltlich schärfer und akzentuierter formuliert als es in der Narration selbst der Fall war. Dieser Umstand ist zu einem großen Teil dem Einsatz des Diktiergerätes geschuldet. Durch die Tonaufnahme fühlten sich die Probanden im Interview häufig unter Druck gesetzt. Im Nachgespräch wurde diesbezüglich oftmals betont, dass man im Interview Angst hatte, den Erwartungen nicht gerecht werden zu können oder aber keine allzu extremen Aussagen treffen zu wollen, da diese durch die Aufnahme ja im Nachhinein nicht mehr revidierbar seien. Somit wurden solcherlei Inhalte, die sich die Probanden während des eigentlichen Interviews nicht zu sagen trauten oder nur in abgemilderter Form zum Ausdruck gebracht haben, im Nachgespräch häufig expliziter angesprochen und ausgeführt. Um diese Aussagen, die in vielen Fällen für die Interviewauswertung von enormer Wichtigkeit erschienen, miteinbeziehen zu können, wurde am Ende eines jeden Interviews, mit der achten Phase der Erhebung, ein Interviewprotokoll angefertigt.

Mit dem Interviewprotokoll wurde in einem ersten Schritt festgehalten, an welchem Ort und zu welchem Zeitpunkt das Interview stattgefunden hat. Zudem wurden spezielle Details zur Interviewsituation dokumentiert, was dazu dient, sich in der Retrospektive in die Situation des Interviews zurückversetzen zu können und somit das Gesagte besser verorten und einbetten zu können. Bei diesen Details geht es unter anderem um das

Äußere des Probanden, wie dessen Kleidung, um seinen Gemütszustand und seine Redeweise sowie um die Gesamtatmosphäre zwischen Interviewer und Proband. Zudem werden in dem Protokoll besondere Geschehnisse festgehalten, die sich während des Interviews ergeben und möglicherweise die Narration gestört oder beeinflusst haben. Darüber hinaus enthält das Protokoll, wie bereits angedeutet, Erzählinhalte, die nach dem Abschalten des Diktiergerätes geäußert wurden und für den Inhalt des Interviews sowie dessen Auswertung von Interesse sind.

3.2.2 Leitfadenkonstruktion

Um der Gefahr entgehen zu können, Erhebungen durchzuführen, die inhaltlich wenig gehaltvoll sind und in ihrer Haupterzählung thematisch die zentralen Aspekte des Untersuchungsrahmens auslassen bzw. verfehlen, wurde speziell die fünfte Erhebungsphase, die exmanente Nachfragephase, in besonders ausführlicher Form ausgearbeitet und vorbereitet. Wie bereits in den vorangehenden Kapiteln erwähnt, fanden viele der Interviewtermine im Ausland statt, so dass eine Verfehlung der inhaltlichen Thematik als Bilanzierung der entsprechenden Interviewauswertung in besonderer Form, zeitlich sowie finanziell, zu Buche geschlagen hätte. Infolgedessen wurde mit Hilfe des Einsatzes eines Frageleitfadens (Küsters 2006, S. 64) die maximale Form der nachträglichen Akzentuierung narrativer Interviews ausgewählt.

Entwickelt wurde der Leitfaden in erster Linie anhand des Fragenkatalogs an die Empirie. (Siehe Kapitel 3.1.1) Der Leitfadentwurf, der sich dadurch ergeben hat, wurde mit der ersten Erhebung, dem Pilotinterview, einem generellen Testlauf unterzogen. Damit sollte einerseits die Relevanz der gesetzten Fragen sowie das Antwort- und Reaktionsverhalten auf die entsprechenden Themengebiete überprüft und andererseits neue Fragestellungen ergänzt werden, die sich aus dem Gespräch mit der Probandin als inhaltlich vielversprechend und notwendig erwiesen haben. Ergebnis dieser Vorarbeit ist ein Leitfaden (Siehe Leitfaden im Anhang), der sich in folgende Themengebiete gliedert:

1. Mobilität
2. Politische Rahmenbedingungen
3. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

4. Berufliche Situation
5. Familienleben

Anhand des Erzählstimulus, der inhaltlich über die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf die familiäre Europäisierungsdynamik zielt, sollten bereits die unterschiedlichsten Bereiche familiärer Lebenspraxis aufgegriffen und in einer teilbiographischen Narration angesprochen werden. Insofern diese Bereiche nicht zu Genüge durch die Haupterzählung abgedeckt wurden, dient die Abfrage der fünf Themengebiete über den Leitfaden zur Vervollständigung des Bildes über die Lebenspraxis europäischer Familien.

Im ersten Themenblock, der *Mobilität*, geht es dabei allgemein um Informationen zur Wanderungsbewegung im europäischen Raum. Es gilt dort in Erfahrung zu bringen, auf welche Art die Familien europäisch vernetzt und aufgestellt sind. Fragen zum Herkunftsland der einzelnen Familienmitglieder, der familiären Migrationsbewegung sowie der internationalen Vernetzung mit Freunden und Verwandten sind dabei zentral. Darüber hinaus wird die Rolle der Kinder innerhalb der beruflichen Mobilitätsanforderungen angesprochen, wie auch die familiären Zukunftspläne hinsichtlich weiterer Wanderungsbewegungen.

Im zweiten Teil des Frageleitfadens geht es um die *politischen Rahmenbedingungen*, die einen Einfluss auf das Leben berufsmobiler Familien nehmen. Gefragt wird dabei unter anderem nach dem Umgang mit rechtlichen Veränderungen, wie beispielsweise politischer Partizipationsmöglichkeiten und dem Wahlrecht im Verlauf länderübergreifender Umzüge. Ebenso von Interesse ist die Ausrichtung der länderbezogenen politischen Interessenlage einzelner Familienmitglieder, die zumeist unter dem Einfluss des subjektiven Teilhabe- und Zugehörigkeitsgefühls zu einzelnen Nationen steht und sich potentiell im Verlaufe europäischer Mobilität verändern kann. Daneben gilt es, sich in dieser Phase über die institutionellen Rahmenbedingungen mit Blick auf die Angebote und Möglichkeiten der frühkindlichen Betreuungsangebote und des Schulsystems zu informieren. Insbesondere der Vergleich von unterschiedlichen Betreuungssystemen sowie die Unterschiede in den Betreuungszeiten kommen hier zum Tragen.

In eine ähnliche Richtung zielt auch der dritte Themenblock der exmanenten Nachfragephase, die *gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*. Dabei geht um die Erfahrungen von unterschiedlichen Familienpraktiken in den einzelnen Ländern und die potentielle Einflussnahme dieser Erfahrung auf die eigene Alltagspraxis. Wie ändert sich beispielsweise das Bild einer „guten Mutter“ mit der Überquerung von

Ländergrenzen? Verschieben sich elterliche Erziehungsziele und die Vermittlung bestimmter, kulturell vorgeprägter Werte und Normen mit der Mobilitätserfahrung und einem veränderten Leben in der Ankunftsgesellschaft? In diesem Themenblock geht es somit in erster Linie um den Aushandlungsprozess des eigenen Familienlebens unter den Bedingungen einer veränderten soziokulturellen Umwelt und ihren Einflüssen auf die entsprechenden Einwanderungsfamilien.

Die letzten beiden Themeneinheiten zielen dahingegen stärker auf mikrostrukturelle Veränderungen und individuelle Lebensbedingungen. Fragen zur *beruflichen Situation*, im vierten Teil des Leitfadens, sollen einerseits klären, welche Gewichtung die Eltern ihrem beruflichen Werdegang zukommen lassen und inwiefern die Komponente der Mobilitätsanforderung im europäischen Raum als Bürde oder als Bereicherung angesehen wird. Zudem geht es um die Rahmenbedingungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die von unternehmerischer Seite vorgegeben werden, das heißt: Welche Möglichkeiten der flexiblen Arbeitszeitgestaltung bestehen? Inwiefern unterstützt das Unternehmen Mütter und Väter im Ausland? Gibt es beispielsweise Kinderbetreuungsmöglichkeiten innerhalb des Unternehmens und dürfen von Arbeitnehmerseite spezifische Forderungen zu einer Optimierung der Work-Life-Balance gestellt werden?

Daran anschließend soll im letzten Teil des Frageleitfadens, dem *Familienleben*, in Erfahrung gebracht werden, wie einzelne Familienmitglieder mit der neuen Lebenssituation im europäischen Ausland umgehen. Darüber hinaus stehen Prozesse und Entscheidungen hinsichtlich der familiären Alltagsgestaltung im Vordergrund, die insbesondere durch die innerfamiliäre Mobilitätserfahrung beeinflusst und vor neue Herausforderungen gestellt werden. Ein zentraler Aspekt ist dabei vor allem die Alltagssprache. Wird die Erziehung der Kinder fortan bilingual gestaltet, wie viele Sprachen existieren überhaupt in europäisch mobilen Familien und welchen Einfluss nimmt das unter anderem auf das Zugehörigkeitsgefühl und die Identitätskonstruktion einzelner Familienmitglieder? Teilen dabei alle dieselbe Identität, haben alle dieselbe Primärsprache und konstituiert sich das Gefühl von Heimat für alle Familienmitglieder gleich? Wie gestaltet sich überhaupt ein gemeinsamer Familienalltag, bei dem eben nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass jedes Familienmitglied dieselben Basiselemente der Sprache, Identität und des Heimatgefühls verinnerlicht?

Darüber hinaus geht es in diesem Frageblock um die Netzwerke zur Herkunftsfamilie, die sich mit der Mobilitätsbewegung über Ländergrenzen hinweg aufspannen und spezifische Funktionen für das Familienleben im europäischen Ausland übernehmen.

Interessant ist die Frage deshalb, da besonders in der Kindererziehung und -betreuung grenzübergreifend der Verlass auf die klassischen Reziprozitätsbeziehungen nicht mehr möglich scheint.

Insgesamt ist für die Verwendung des Frageleitfadens in der exmanenten Nachfragephase anzumerken, dass für jedes Interview eine individuelle Anpassung, in Abhängigkeit von der Narration im Hauptteil des Interviews, vonnöten war und somit der Frageleitfaden niemals komplett verwendet wurde. In einem Großteil der Interviews wurden mit der freien Erzählung bereits die meisten Fragen beantwortet, so dass am Ende lediglich einzelne, noch offene Fragen aus dem Leitfaden gestellt wurden. Die Intensität der Verwendung des Frageleitfadens hing somit jeweils von der thematischen Passgenauigkeit sowie der Redegewandtheit und der Detaildichte der einzelnen Narrationen ab.

3.2.3 Auswertung

3.2.3.1 Transkription, Kategorisierung und Codierung

Das Auswertungsziel der empirischen Erhebung bestand in der Extraktion von Idealtypen auf der Grundlage einer komparativen Gegenüberstellung der einzelnen Interviews. Dazu musste in einem ersten Schritt für jedes Interview ein Transkript angefertigt werden, mit Hilfe dessen die einzelnen Textpassagen aus der Narration in den Blick genommen werden konnten. Darüber hinaus ermöglicht das Transkript eine Zuordnung von Seitenzahlen und Zeilennummern zu den betreffenden Textstellen und erleichtert somit eine strukturierte Auswertung.

Vor Beginn der Transkription war es zunächst vonnöten, den Prozess der Anonymisierung zu durchlaufen. Dabei wurden alle personenbezogenen Daten, wie Namen, Adressen und Arbeitgeber der Interviewten durch äquivalente Pseudonyme ersetzt, so dass bei der Durchsicht dritter Personen keine Rückschlüsse auf die Identität des Probanden möglich sein würden. Im Anschluss daran wurden die eigentlichen Transkripte erstellt. Aus Gründen der Vollständigkeit und der genaueren Übersicht über bestimmte Zusammenhänge und Entwicklungen, wurde sich dafür entschieden, ausschließlich Volltranskripte anzufertigen, auch wenn diese in der Regel einen sehr hohen Zeitaufwand bedeuten. Diese Volltranskripte folgen einem Transkriptionssystem mit dem Grad der „mittleren Genauigkeit“. (Küsters 2006, S. 74) Diese kennzeichnet sich dadurch aus, zwar besondere Sprachmerkmale, wie beispielsweise energisches, lautes und eher leises und zögerliches Sprechen zu kennzeichnen, nicht jedoch eine ganzheitliche phonetische Analyse zu beinhalten. In Anlehnung an den Transkriptionsvorschlag von Yvonne Küsters (2006, S. 75) wurde ein einheitliches Transkriptionssystem entwickelt, welches in Form einer Legende jedem Interviewtranskript beigelegt ist. (Siehe Transkriptionssystem im Anhang)

Um im Anschluss an die Transkriptionen das enorme Volumen an Datenmaterial handhabbar machen zu können, musste in einem ersten Auswertungsschritt der Prozess der Kategorisierung durchlaufen werden. Dazu wurde ein Kategorienschema entwickelt, das das Datenmaterial in Kategorien ordnet, die sich in erster Linie von den Fragekategorien der Erhebung ableiten, sich also an dem Frageleitfaden der exmanenten Nachfragephase orientieren. Die daran anschließende Codierung erfolgt somit als „subsumptive Codierung“ (Kelle/ Kluge 2010, S. 61), wird also vorerst einem vorkonstruierten Kategorienschema zugeordnet. Aufgrund der explorativen

Charakteristik der Forschung wurde davon Abstand genommen, die Narrationen in Kategorien einzuteilen, die sich primär entlang des theoretischen Vorwissens konstituieren, da mit dieser Strategie der Grad der Offenheit der Forschung zu stark limitiert würde. Mit der Erstellung von Kategorien nach thematischen Erzähleinheiten war es zudem möglich, bis zum Ende der Forschung das Kategoriensystem variabel zu gestalten und im Bedarfsfall Ergänzungen vorzunehmen. Mit Hilfe des „synoptischen Vergleichs“ einzelner Textpassagen, die derselben Kategorie zugeordnet wurden, konnten im Laufe der Erhebung weitere Subkategorien gebildet werden, die eine stärkere Feinanalyse des Datenmaterials ermöglichen. (Vgl. Kelle/ Kluge 2010, S. 59) Nichtsdestotrotz bildet jede Kategorie eine unumgängliche Verallgemeinerung von Aussagen unter einen spezifischen, thematischen Komplex. Für das eigentliche Verfahren der Codierung gilt es, bestimmte Kernkategorien herauszuarbeiten, die für die Analyse der Interviews die wichtigsten Aussagen beinhalten und strukturieren, jedoch gleichzeitig nicht so kleinteilig gestaltet sind, dass mit dem Verfahren der Kategorisierung keine handhabbare Materialübersicht gewährleistet werden kann.

Das Kategorienschema, das für diese Arbeit verwendet wurde, gliedert sich in neun unterschiedliche Hauptkategorien:

1. Persönliche Disposition
2. Partnerschaftliche Situation und Arbeitsteilung
3. Herkunftsfamilie / Soziale Netzwerke
4. Familienalltag
5. Integration und Identität
6. Berufliche Situation
7. Politische Rahmenbedingungen und Betreuungssituation
8. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen
9. Ländervergleich und länderübergreifende Erfahrungen

Je nach Bedarf und inhaltlichen Schwerpunkten wurden diesen Kernkategorien weitere Subkategorien zugeordnet. (Siehe Kategorienschema im Anhang)

Mit Hilfe des fertigen Kategorienschemas konnte das Datenmaterial anschließend codiert werden, um die auswertungstechnische Grundlage für die abschließende Inhaltsanalyse zu schaffen. Beim Codierverfahren werden einzelne Textpassagen und Aussagen den betreffenden Kategorien zugeordnet, um anschließend alle Inhalte innerhalb einer Kategorie vergleichen zu können und dabei potentielle Unterschiede und Gemeinsamkeiten herausarbeiten zu können, die für die Konstruktion von Idealtypen am Ende des Analyseverfahrens unerlässlich sind. (Vgl. Kelle/ Kluge 2010,

S. 59 ff.) Bei dem Prozess des Codierens geht es somit um „den ständigen Vergleich zwischen Phänomenen, Fällen, Begriffen etc. und die Formulierung von Fragen an den Text“. (Flick 2000, S. 197)

Für diesen Analyseschritt des Codierens wurde aus Gründen der besseren Handhabung und Übersichtlichkeit das Datensoftwareprogramm MAXqda verwendet. Dabei handelt es sich um eine Art der digitalen Datenverwaltung, die alle Transkripte eines Projektes beherbergt und eine farbig markierte Codierübersicht gewährleistet. Mit diesem Programm können keinerlei inhaltliche Auswertungsschritte vorgenommen werden; vielmehr bietet es Unterstützung in der Übersicht und im Vergleich einzelner Kategorien durch digitale Ordnungs- und Gegenüberstellungsmöglichkeiten.

Im Anschluss an den Prozess des Codierens gilt es, die Fallkontrastierung einzelner Interviews so weit fortzuentwickeln, dass eine Bildung von Idealtypen auf der Grundlage der qualitativen Inhaltsanalyse möglich wird und anhand der zugeordneten Textpassagen belegbar ist.

3.2.3.2 Konstruktion von Idealtypen

Zur Verwertung der Strukturen und Erkenntnisse, die sich aus dem Kategoriensystem und Codierverfahren ergeben haben, zielt die vorgelegte Untersuchung auf eine analytische Konstruktion von Idealtypen nach dem Auswertungsverfahren der *Grounded Theory* nach Anselm Strauss und Barney Glaser. (Glaser/ Strauss 1967, 1979) Die Grundintention ist dabei die Entwicklung einer Theorie über den Zusammenhang familialer Lebenspraxis und fortschreitender Europäisierung anhand des Datenmaterials aus der empirischen Erhebung.

Bereits mit dem Prozess der Sampleauswahl und Datenerhebung beginnt nach Barney und Glaser mit dem *Theoretical Sampling* der eigentliche Auswertungsweg. Dabei spielt die kontinuierliche Verzahnung von Datenerhebung und Datenauswertung eine zentrale Rolle. In der komparativen Analyse von Codes und Kategorien werden so lange neue Daten mit andersartigen Merkmalen erhoben, bis eine *theoretische Sättigung* eintritt und die Varianz aller möglichen Merkmalsausprägungen innerhalb eines Samples erschöpfend untersucht wurde. (Glaser/ Strauss 1967, 1979; Vgl. Kapitel 3.1.2) Im Anschluss an diesen Prozess der Erhebung, Kategorisierung und

Codierung werden diejenigen Interviews, bzw. Aussagen miteinander verglichen, die entweder besonders divergent oder besonders konsistent erscheinen und somit die Formulierung bestimmter Konzepte zur Markierung ihrer Zusammenhänge und Unterschiede zulassen. (Vgl. Küsters 2006, S. 169) „Es geht also jeweils um eine Verfeinerung und Schärfung der für das untersuchte Phänomen gefundenen theoretischen Kategorien und um die Identifizierung derjenigen Kategorien, die die Varianz zwischen den Fallstrukturen bewirken bzw. beschreiben.“ (Küsters 2006, S. 168)

Anhand dieser Merkmale und Konzepte kann im Anschluss eine Konstruktion von Idealtypen vorgenommen werden. Dabei ist nach Fritz Schütze stets die *Strategie des minimalen und des maximalen Vergleichs* anzuwenden. (Schütze 1983) In der Strategie des *minimalen Vergleichs* geht es um eine Verdichtung von Einzelfallanalysen bei der solcherlei Interviews miteinander verglichen werden, die in ihren Merkmalen kaum voneinander abweichen. Ziel ist dabei die Entwicklung eines Idealtypus mit einer besonders hohen *internen Homogenität* (vgl. Schütze 1983), also einer geringen Merkmalsvarianz und einer hohen strukturellen Ähnlichkeit. Im Gegensatz dazu geht es bei der Strategie des *maximalen Vergleichs* um die Gegenüberstellung von Fallstrukturen, bei denen die strukturellen Unterschiede besonders groß sind und somit unterschiedliche Idealtypen gebildet werden müssen. Zwischen diesen Idealtypen sollten so starke Differenzen bestehen, dass automatisch eine Separierung der entsprechenden Typen antizipiert werden kann. Fritz Schütze spricht in diesem Fall von einer *externen Heterogenität* der Idealtypen. (Schütze 1983)

In Abhängigkeit des Prozesses des maximalen Vergleichs ergibt sich die jeweilige Anzahl der Idealtypen in der entsprechenden Untersuchung. Aus dem vorliegenden Datenmaterial haben sich insgesamt drei Idealtypen ergeben, die den Ansprüchen der internen Homogenität sowie der externen Heterogenität gerecht werden. (Siehe Kapitel 4.3) Die schriftliche Darstellung der entsprechenden Auswertungsergebnisse erfolgt in zwei separaten, aufeinander aufbauenden Teilschritten. Aus Gründen der Nachvollziehbarkeit und der besseren Einsicht in die betreffenden Biographien geht jeder idealtypischen Konstruktion eine Fallbeschreibung voraus, die die einzelnen, besonders bedeutsamen Merkmale eines Typus einer Biographie zuordnet, anhand derer die Idealtypen verbildlicht werden. Für diese Fallbeschreibungen wurden jeweils solcherlei Fälle ausgewählt, die hinsichtlich des betreffenden Idealtypus eine exemplarische Folie darstellen und somit eine besondere, idealtypisch relevante Merkmalsdichte aufweisen.

Die anschließende Beschreibung der dazugehörigen Idealtypen folgt, zwecks Vergleichbarkeit, inhaltlich einer festgelegten Reihenfolge. Zu Beginn wird je Idealtyp eine Kurzcharakteristik erstellt, die die Merkmalsausprägungen formaler Art innerhalb der Gruppeneinheit zusammenfasst. Mit diesem ersten Schritt erfolgt neben der Übersicht über die Struktur der Probandengruppe gleichzeitig eine Trennung der spezifischen Beschreibung aus dem Fallbeispiel und der allgemeinen Charakteristik des Idealtypus. Anschließend wird in einem zweiten Schritt inhaltlich eine Kurzzusammenfassung der strukturellen Gruppencharakteristik angefertigt, insofern diese bereits vor der Feinanalyse der einzelnen Merkmale in Erscheinung treten.

Diese Feinanalyse folgt in einem dritten Schritt und bildet den Hauptteil der Konstruktion und Beschreibung der Idealtypen. Dabei werden einzelne, zentrale Kategorien in den Blick genommen, die für den Charakter des Idealtypus besonders aussagekräftig sind. Inhaltlich orientiert sich die Auswertung der Idealtypen anhand von drei Fragen, die sich jeweils auf die Ausrichtung spezifischer Lebenspraxen konzentrieren und im Zusammenspiel das Bild europäischer Familien schärfen. Konkret geht es um die folgenden Kategorien:

1. Verbindlichkeit
2. Identität
3. Tradierung

Jede Kategorie zielt dabei auf die Erfassung bestimmter Inhalte. Mit der Frage der *Verbindlichkeit* geht es allgemein um Stabilität und Verlässlichkeit bietende Ankerpunkte innerhalb eines mobilitätsbasierten Familienlebens. Das zielt auf die Frage der Teilhabe, gesellschaftlich sowie politisch. Interessant ist dabei, wie Migrationsstrukturen Zugehörigkeitsgefühle von Familien verändern, ob sich politische Interessen verschieben und inwieweit politische Systeme über die Migration Stabilität und Verlässlichkeit bieten können. Andererseits geht es um die Einbettung in soziale Netzwerke. Insbesondere die Stabilität des erweiterten Verwandtschaftsnetzwerkes über die geographische Distanz ist dabei von Interesse, wie auch die mögliche Veränderung von Reziprozitätsstrukturen, die Aufschluss geben über die Form der Kinderbetreuung und der gegenseitigen, multilokalen Unterstützung.

Die Kategorie der Verbindlichkeit und damit der Frage nach Zugehörigkeitsgefühlen und verlässlichen Ankerpunkten ist eng verzahnt mit der zweiten Kategorie, der Frage der *Identität*. Diese beinhaltet integrationsrelevante Aspekte und fragt allgemein nach der potentiellen Veränderung von Identität im Zuge familiärer Migration. Eine Hauptrolle spielt dabei der Umgang mit Sprachdifferenzen im familiären Alltag. Auch

die Handhabung von kulturellen Werte- und Normenstrukturen sowie familiären Traditionen über den Migrationsverlauf spielen in die Frage der Identität mit rein. Der Begriff der Heimat, bzw. des Heimatgefühles (des nationalen sowie kulturellen Zugehörigkeitsgefühls) ist hinsichtlich dieser Kategorie von zentraler Bedeutung.

Mit der Frage nach Heimat und dem familiären Knotenpunkt wird gleichsam die dritte Kategorie der Auswertung aufgegriffen, die Frage der *Tradierung*. Das meint allgemein den Umgang mit transnationaler Elternschaft bzw. einem multilokalen und multikulturellen Familienleben, wenn es um die Sozialisation der Kinder geht. Dabei stellt sich die Frage nach der Vermittlung bestimmter Lebenspraxen, wobei vorangestellte Aspekte, wie der der Sprache, familiärer Traditionen und Zugehörigkeitskonstruktionen allesamt in den Komplex der Tradierung reinspielen. Letztlich ist die Frage der Tradierung auch eine Frage der Öffnung bzw. der Schließung von familiärer kultureller Gesinnung. Die Sozialisation der Kinder europäischer Familien zwingt die Eltern in gewissem Maße, sich mit dem eigenen Lebensmodell auseinanderzusetzen und über Integration, Identität und Zugehörigkeiten zu reflektieren.

Die idealtypischen Konstruktionen, die hinsichtlich dieser drei Auswertungskategorien erstellt werden, bedürfen jeweils eines Abgleichs bzw. einer Kontrastierung mit dem Ausgangsmaterial des analytischen Rahmens zur externen Europäisierung von Familie, so dass aus der Verknüpfung des theoretischen Vorwissens mit den Erkenntnissen der empirischen Erhebung neuartige theoretische Schlüsse im Duktus der Grounded Theory gewonnen werden können. Diese Erkenntnisse der Feinanalyse werden anschließend in einem vierten Schritt zusammenfassend dargestellt.

4. Empirische Ergebnisse

4.1 Erfahrungen mit dem Feld

Die erste Auffälligkeit in der Begegnung mit dem Untersuchungsfeld bestand in der Erscheinungsdichte des Feldes. Zu Beginn der Probandenakquise schien es, als seien potentielle Probanden kaum auffindbar. Jegliche Suchanstrengungen, ob persönlich oder virtuell, sind zu Beginn der Erhebungsphase ergebnislos geblieben, so dass der empirische Forschungsprozess nur sehr langsam angegangen werden konnte und mitunter einige Zweifel an dem Forschungsvorhaben aufkamen. In der Vermutung, dass die Sampleinheit nicht nur, wie vorher angenommen, eine Besonderheit, sondern möglicherweise gar kaum vorhanden sein könnte, lag die Befürchtung, dass eine Beforschung eines solch exotischen gesellschaftlichen Milieus nur wenig aufschlussreich und gewinnbringend sein könnte.

Nachdem jedoch nach geraumer Zeit erste Anfänge in der Akquise, insbesondere über die virtuelle Probandensuche gemacht wurden, hat sich das Bild über die Sampleauswahl grundlegend verändert. Nach der Erkenntnis über die passende Suchstrategie sowie über die Effekte des Schneeballsystems haben sich immer mehr Probanden zu einem Interview bereit erklärt, so dass im Gegensatz zum Beginn der Untersuchung am Ende nur noch selektiv Personen ausgewählt wurden. Vielen potentiellen Gesprächspartnern musste demzufolge eine Absage erteilt werden, da das Volumen an bevorstehenden Interviews mit der Zeit einfach zu umfassend geworden ist und für einen einzigen Forscher nicht mehr realisierbar war. Insgesamt war die Resonanz auf die Suchanfrage, gemessen an der relativen Häufigkeit potentieller Probanden, sehr hoch. Es schien, als gäbe es bezüglich des Themas der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa einen besonders starken Rede- und Mitteilungsbedarf, so dass oftmals mit aller Anstrengung nach kommunikativen Austauschmöglichkeiten gesucht wurde.

Grund dafür scheint in erster Linie die Aktualität des Themas der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu sein. Mit der steigenden Erwerbstätigkeit und steigenden Karrierebestrebungen von Frauen neben steigenden Mobilitätsanforderungen, aber gleichzeitig sinkenden Geburtenraten steht die Vereinbarkeitsproblematik auf der Agenda von Politik und Wirtschaft und gerade auch von Elternpaaren ganz oben. Da die Frage der Vereinbarkeit über die europäischen Ländergrenzen unterschiedlich diskutiert wird und in jedem Fall eine Frage der individuellen Aushandlung ist, scheinen

betroffene Familien nach Orientierungspunkten Ausschau zu halten, die ihnen eine gewisse Richtlinie bezüglich ihrer Alltagsarbeit zu geben vermögen. Da das Thema der Vereinbarkeit immer auch das Schließen von Kompromissen, sowohl auf beruflicher, wie auch auf familiärer Ebene bedeutet, scheint die Angst vor dem eigenen Fehlverhalten und der Produktion ungleichmäßig verteilter Unzulänglichkeiten im Alltagsleben weit verbreitet. Dabei fällt augenscheinlich der Bedarf nach Austauschmöglichkeiten zur Rechtfertigung und Verhandlung der eigenen Lebens- und Alltagsstrategie besonders hoch aus.

Mit dieser Erkenntnis eng verknüpft war die Feststellung, dass insbesondere die Partizipation an virtuellen Netzwerken, wie Online-Foren, sozialen Netzwerken und Blogs unter den Probanden des Samples weit verbreitet ist. Diese starke Partizipation, beispielsweise in Form von Diskussionsteilnahmen, war einerseits erstaunlich, da durch das Bewegen in der Virtualität für die Mütter ein zusätzliches Zeitfenster in Anspruch genommen werden muss, das vom Zeitkontingent in der realen Alltagswelt zu subtrahieren ist. Gleichzeitig jedoch bietet die virtuelle Kommunikation ein besonderes Ventil, über das kommunikativ die Anspannung der Alltagsarbeit gelöst werden kann. Der Umstand, dass man bei dieser Art der Kommunikation anonym bleiben kann und man somit die eigenen Unsicherheiten nicht persönlich preisgeben muss, scheint außerdem die virtuelle Kommunikationswelt für einige Probanden noch attraktiver zu gestalten.

Insgesamt drei der 26 Probandinnen sind Initiatoren solcher Netzwerke und somit in einem besonders starken Maß in die Online-Arbeit neben der eigentlichen beruflichen Tätigkeit und ihrem Familienleben eingebunden. Dabei handelt es sich in zwei Fällen um Mütternetzwerke, die es ausländischen Familien erleichtern sollen, sich in der neuen Residenzgesellschaft integrieren zu können und soziale Kontakte zu knüpfen sowie die eigene Sprache weiterhin sprechen zu können. Auf diesen Seiten werden Familientreffen organisiert, Stammtische initiiert, es finden Tauschbörsen statt und man bietet sich gegenseitige Hilfe bei der Wohnungssuche, bei Behördengängen oder beim Babysitten an. In der Hauptsache werden jedoch kontinuierlich Fragen, Anmerkungen und Anregungen zum Leben in der neuen Residenzgesellschaft ausgetauscht. Dabei ist zu beobachten, dass diese Art von Netzwerken zwar einerseits das Leben von Familien in der Ankunftsgesellschaft stark erleichtert und damit das Gefühl des Fremdseins schneller überwunden werden kann, dass allerdings gleichzeitig eine Dynamik ausgelöst wird, die eine Art der Parallelgesellschaft im Ankunftsort erzeugt. Der Zwang, sich auf die Kommunikation und die Freizeitgestaltung mit einheimischen Familien einzulassen sinkt rapide, so dass die Integrationsarbeit viel stärker in

Richtung der Migrantenmilieus stattfindet, als in Richtung der Ankunftsgesellschaft. Nichtsdestotrotz haben viele Probanden davon berichtet, dass man durch die eigene Vernetzung über die Virtualität eine gewisse Sicherheit verspürt, so dass wiederum mit einem stärkeren Selbstbewusstsein und weniger Unbehagen auf die neue Situation am ausländischen Wohnort zugegangen werden kann. Dadurch werde automatisch das Kennenlernen der fremden Kultur erleichtert.

In dem dritten Fall der angesprochenen drei Online-Initiativen handelt es sich ebenfalls um eine Probandin, die gemeinsam mit ihrem Ehemann eine eigene Homepage anstatt einem Netzwerk betreibt, um darüber eigene Migrationserfahrungen verarbeiten zu können. Gleichzeitig würden dabei für Außenstehende und Interessierte nützliche Informationen über Land und Leute, Gewohnheiten und Bräuche sowie über Ausflugsziele und landschaftliche Besonderheiten übermittelt. Auch bei diesem Probandenpaar dient die virtuelle Plattform als Kommunikationsventil und zum Aufbau sozialer Netzwerke. Die Reiseinformationen sind zum Teil in tagebuchähnlicher Form niedergeschrieben und es wird um Kontaktaufnahme via Mail und Telefon gebeten. Laut eigener Aussage haben sich durch diese Homepage bereits reale Freundschaften ergeben, die das soziale Netzwerk in der Ankunftsgesellschaft stärken und das Leben in der Fremde erleichtern.

Insgesamt war nicht nur der Redewille, sondern auch die Redegewandtheit in der Sampleauswahl besonders auffällig. Die Suche nach Akademikerpaaren aus der gehobenen Mittelschicht hat eine gewisse Eloquenz der Probandinnen mit sich gebracht, durch die in den Interviews mitunter auf kommunikativer Ebene bestimmte Fassaden errichtet wurden, die das reale Bild über den Familienalltag in gewisser Weise verfärbt haben. Zusätzlich hat die Tatsache, dass die Interviewerin selbst zum Zeitpunkt der Interviews noch relativ jung und kinderlos war, dazu geführt, dass die Probandinnen ihre Interviewnarration in vielen Fällen belehrend oder beratend gestaltet haben und dabei die eigene Lebens- und Alltagsstrategie unter einer gewissen Rechtfertigungslogik verkauft haben. In dem Wissen, dass der Gesprächspartner im Interview auf dem betreffenden Gebiet keine eigenen Erfahrungen gemacht haben kann, sind die Probandinnen mit ihrem Lebensmodell sehr selbstbewusst umgegangen und haben ihr Alltagsmodell über Formeln und Weisheiten anzupreisen und zu rechtfertigen versucht. Fritz Schütze spricht diesbezüglich davon, dass bei solcherlei Fragen, die auf Themen ansprechen, die mit Unsicherheit behaftet sind, die Antworten oftmals in „verklausulierten Formulierungen“ und Rechtfertigungstiraden wiedergegeben werden. (Schütze 1987, S. 259)

Aufgabe des Interviewers war in dem Fall die Decodierung dieser Formulierungen, um die eigentlich interessanten Interviewpassagen filtern und verwertbar machen zu können. Im Zuge dieses Decodierungsprozesses fiel dann auch die Entscheidung, den Fokus von den Vergleichs- und Beurteilungspraktiken der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa auf die eigentliche familiäre Alltagspraxis im Prozess einer fortschreitenden Europäisierung zu legen. (Siehe Kapitel 3.1.1) Mit diesem inhaltlichen Umgestaltungsprozess konnte auf die Verwendung und Verarbeitung solcherlei „verklausulierter Formulierungen“ insofern verzichtet werden, als dass viel mehr die Hintergrundinformationen aus den Interviews über den familiären Alltag zwischen Beruf und Familie und unter den Bedingungen berufsbedingter Umzugsmobilität in den Blick genommen und damit validere Informationen aus den Interviews extrahiert werden konnten.

4.2 Formale Merkmalsausprägungen des Samples

Die formale Struktur des Samples weist trotz der vorgegebenen Suchkriterien (siehe Kapitel 3.1.2) eine gewisse Varianz in den Aspekten der Altersstruktur, der nationalen Durchmischung, der Anzahl der Kinder und der elterlichen Lebensform auf. Aufgrund der Tatsache, dass alle Interviews aus Gründen der Vergleichbarkeit immer mit den Müttern aus den entsprechenden Familien geführt wurden, ob alleine oder gemeinsam mit ihrem Partner bzw. Ehemann, wurden zur Erfassung der Strukturdaten die Merkmale der weiblichen Interviewpartner aufgenommen und verglichen. Bei dieser Erfassung geht es beispielsweise auch um die Form und Sparte der Ausbildung und des Berufes sowie um das Arbeitsverhältnis der Probandinnen.

Die entsprechenden Merkmalsausprägungen, die sich aus den Strukturdaten des Samples ergeben haben, sind folgende:

Insgesamt wurden 30 Interviews geführt, von denen 27 Interviews in die Auswertung einfließen. Von diesen 27 Interviews wurde ein Interview als Pilotinterview geführt, das heißt, es wurde eine Familie ausgewählt, in der beide Elternteile vollzeitberufstätige Akademiker sind, die insgesamt vier Kinder haben, bei denen der Mobilitätsaspekt jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielt. Mit Hilfe dieses Gespräches sollten zu Beginn alle relevanten Inhalte zum Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf außerhalb der gängigen Literatur ermittelt werden. Es ging bei dem Pilotinterview also

darum, zu erfahren, welche Themenbereiche im Alltag für solcherlei Familien tatsächlich von Interesse sind und somit in den Frageleitfaden integriert werden sollten. Diese Form der Extraktion von inhaltlichen Schwerpunkten beim Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wurde bewusst offen gestaltet und auf Grundlage von Probandenaussagen erstellt, um nicht bereits im Voraus der Untersuchung das Themengebiet künstlich zu formen und zu limitieren.

Zudem befindet sich innerhalb dieser 27 Interviews ein Wiederholungsinterview. Das heißt konkret, dass eine Familie aus dem Sample zweimal, mit einem zeitlichen Abstand von einem Jahr, interviewt wurde. Dieses Wiederholungsinterview hat sich durch einen länderübergreifenden Umzug einer Familie innerhalb des Erhebungszeitraumes ergeben. Es ist als besonderer Gewinn für die Forschung zu verbuchen, da im Voraus davon ausgegangen wurde, dass solcherlei Daten nur aus Langzeitstudien gewonnen werden können und in einem Erhebungszeitraum von 12 Monaten nicht realisierbar seien. Dieses Wiederholungsinterview war zum einen das erste Auslandsinterview der Untersuchung im Frühjahr 2011 und zum anderen das insgesamt letzte Interview der Erhebung nach 12 Monaten, in einem anderen europäischen Land, im Frühjahr 2012 und hat somit den Erhebungsrahmen in besonderer Weise geschlossen.

Darüber hinaus befinden sich unter den 27 Interviews drei Interviews aus der Vergleichsgruppe, also der Gruppe der Diplomaten. Formal entspricht auch diese Gruppe den Merkmalsanforderungen des Samples, allerdings wurde aus Gründen der erschwerten Erreichbarkeit solcher Probanden der geographische Erhebungsraum auf eine europäische Metropole verlegt und dabei suchstrategisch ausschließlich auf das Prinzip des Schneeballeffekts gebaut.

Knapp ein Viertel aller Interviews wurde auf Englisch durchgeführt, die übrigen Interviews fanden auf Deutsch statt, teilweise in österreichischem Deutsch, wobei dialektbezogene Akzente in den Interviewtranskripten nicht berücksichtigt wurden.

Bezüglich der familiären Vernetzung und nationalen Durchmischung der Probanden hat sich die Erhebung über 14 verschiedene europäische Nationen erstreckt. Berücksichtigt wurden bei dieser Verteilung nur die europäische Wanderungsbewegung sowie die Herkunftsidentität der Mitglieder der betroffenen Kernfamilie, nicht also die unterschiedlichen Wohnorte weiterer Verwandtschaftsmitglieder, wie Geschwister und Verschwägerter, Eltern und Schwiegereltern. Zu einem Großteil wurden die Interviews mit den Probanden im Ausland geführt, ein kleinerer Teil wurde mit deutschen Rückwanderern oder

Lebensform	Anteil	
Verheiratet	21	Davon: Binationale Ehe 10
In Partnerschaft lebend	3	Davon: Binationale Partnerschaft 3
Alleinerziehend	2	Davon: Trennung aus binationaler Partnerschaft 2

Die Altersrange bei den weiblichen Probanden reicht vom Geburtsjahr 1965 bis zum Jahr 1987, die Probandinnen sind demnach zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen 25 und 47 Jahren. Der Gesamterschnitt beträgt 37,3 Jahre. Das Alter der Kinder in den entsprechenden Familien bewegt sich hingegen zwischen einem und 18 Jahren, wobei ein Großteil der Kinder zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen zwei und sechs Jahre alt ist.

Die Kinderanzahl im Sample liegt bei einem Durchschnittswert von 1,81 Kindern pro Familie, wobei in vielen Fällen die Familienplanung noch nicht abgeschlossen ist. Bereits während der Erhebung waren drei der 26 Probandinnen schwanger. Die durchschnittliche Kinderzahl sowie die folgende tabellarische Übersicht zur Verteilung der Anzahl der Kinder bezieht sich demnach nur auf den Zeitpunkt der Erhebung:

Anzahl der Kinder	Anteil
1 Kind	10
2 Kinder	12
3 Kinder	3
4 Kinder	1

In den Familien ist, entsprechend der Suchkriterien eine sehr hohe Erwerbstätigkeit der Mütter vorzufinden, wobei eine große Mehrheit der Probandinnen vollzeiterwerbstätig ist. Davon befinden sich 78,3 Prozent in einem Angestelltenverhältnis, die Übrigen sind selbstständig. Nur eine der Probandinnen hat eine Ausbildung absolviert, alle anderen haben einen akademischen Bildungsgrad, wobei fünf Probandinnen zusätzlich einen Dokortitel besitzen. Folgende Ausbildungssparten werden dabei abgedeckt, wobei Mehrfachabschlüsse jeweils mitgezählt wurden:

Ausbildungssparte**Anteil**

Ausbildungssparte	Anteil
Geistes- und Kulturwissenschaften	11
Architektur und Stadtplanung	1
Wirtschaftswissenschaften	5
Verwaltungs-/Rechtswissenschaften	5
Mathematik und Naturwissenschaften	3
Ingenieurwesen und Maschinenbau	1
Kunst/ Sport/ Musik	3
Medizin	2

In den meisten Fällen arbeiten die Probandinnen im Bereich der Wirtschaft und Verwaltung. Häufig kommt außerdem der Bereich Bildung und Soziales sowie die Wissenschaft vor. Informatikberufe, Anstellungen in Kunst und Kultur sowie im Gesundheitswesen waren hingegen eher selten. In gut 90 Prozent aller Fälle handelt es sich bei den Familien um Doppelverdienerpaare. Bei zwei Familien ist der Mann entweder Geringverdiener oder Hausmann, so dass die Frau alleine für das Haushalteinkommen zuständig ist.

4.3 Inhaltliche Typik des Samples

4.3.1 Die selektiv-europäische Familie

4.3.1.1 Fallbeispiel 1: Die Familie Sternberg

4.3.1.1.1 Fallübersicht

Silke Sternberg repräsentiert durch ihre familienbiographische Narration ein breites Spektrum charakteristischer Merkmale eines Familienlebens, das selektiv zwischen Integration und Abgrenzung eine individuelle europäische Hybridstruktur etabliert. Das Interview fand im Herbst 2011 in Stockholm Södermalm, in der Stadtwohnung der Probandin, statt.

Silke Sternberg ist 1969 als Einzelkind deutscher Eltern in Nordrhein-Westfalen geboren. Sie studiert in Deutschland Chemie und macht ihren Abschluss als Diplom-Ingenieurin. In Deutschland lernt sie auch ihren jetzigen Ehemann, Jens Sternberg, kennen. Beide arbeiten zunächst in Deutschland in einer Niederlassung eines großen schwedischen Mobilfunkunternehmens, bevor sie Ende 1999 gemeinsam, im Rahmen eines Expatriate-Vertrages, nach Stockholm in dessen Mutterkonzern wechseln. Während Jens Sternberg seinen Vertrag in Stockholm ausweitet, geht Silke zurück nach Deutschland, um dort weiter an ihrer Karriere zu arbeiten. Als sie schwanger wird, minimieren sich ihre Aufstiegschancen in Deutschland drastisch, so dass sie das Angebot ihrer schwedischen Chefin annimmt, in den Mutterkonzern zurückzukehren. Seit 2005, nach der Geburt der ersten Tochter in Deutschland, lebt die Familie nun gemeinsam in Stockholm. 2007 wird die zweite Tochter der Sternbergs geboren.

Die Kinder besuchen dort beide schwedischsprachige Betreuungseinrichtungen. Die größere Tochter geht auf eine schwedische Schule, während die kleinere Tochter tagsüber in einer schwedischen Krippe untergebracht ist. Im Familienalltag hingegen wird ausschließlich auf Deutsch kommuniziert. Alle Entscheidungen bezüglich der Betreuungseinrichtungen der Kinder, der Alltagssprache sowie bestimmter Feiertagsrituale werden von den Eltern stets sehr bewusst getroffen. Da die Sternbergs zunächst davon ausgehen, ihre Zukunft in Schweden zu verbringen und nicht nach Deutschland zurückzukehren, wird in der familiären Praxis beständig die Herkunftsidentität der Familie berücksichtigt.

Die Familienbiographie der Sternbergs weist dabei einige Besonderheiten auf, die den Typus einer selektiv-europäischen auszeichnen. Zunächst scheint es, als handele es sich bei der Familie um eine berufliche Pendelmigration, das Paarleben findet, gemäß

dem Modell des Living-Apart-Together, nach einer kurzen Expatriate-Phase in zwei getrennten Haushalten über Ländergrenzen hinweg statt. Nach Abwägung beruflicher und familiärer Vor- und Nachteile wird aus der Pendelmigration jedoch eine residentielle Migrationsform. Im Zuge dessen wird die Familiengestaltung neu überdacht. Länderbezogene Familien- und Betreuungspraktiken werden sehr bewusst gegeneinander abgewogen, so dass sich im Alltag der Sternbergs eine hybride Praktik aus deutschen und schwedischen Lebensmodellen etabliert, die beständig zwischen den Idealen der Integration in die Residenzgesellschaft und der identitären Rückkopplung an die Herkunftsgesellschaft changiert.

4.3.1.1.2 Fallbeschreibung

Durch die klassische Migrationsbewegung der Familie Sternberg werden in ihrem Alltag genau zwei nationalstaatliche Prägungen verhandelt. Nach einer anfänglichen Orientierungsphase, die durch Pendelmigration gekennzeichnet war, leben die Sternbergs nun als deutsches Paar mit ihren Kindern in Schweden und werden damit konfrontiert, ihre deutsche Herkunft und die schwedische Lebensweise zu vereinbaren.

Aufgrund der Auswanderung haben die Sternbergs keine familiären Anknüpfungspunkte an ihrem neuen Wohnort, so dass sie in ihrer Alltagsorganisation nicht auf die herkömmlichen Formen der verwandtschaftlichen Unterstützungsleistung zurückgreifen können. Nichtsdestotrotz wird im Falle der Sternbergs schnell deutlich, dass insbesondere die familiären Bande zur Herkunftsfamilie stark ausgeprägt sind und die Großeltern im Leben der Familie eine sehr große Rolle einnehmen.

Zu Beginn ihrer Karriere war es für Silke Sternberg nicht vorstellbar, Kinder und Karriere zu kombinieren, so dass das Thema Familiengründung in ihrem Lebenskonzept zunächst keine Rolle gespielt hat. Als sie jedoch 2005 trotzdem schwanger wird, verstärkt sich ihre Vorstellung der Unvereinbarkeit von Familie und Beruf zunehmend. Silke Sternberg wird vor ihrer Schwangerschaft in ihrem Unternehmen ein Posten als Abteilungsleiterin in Aussicht gestellt, den sie mit der Nachricht der bevorstehenden Mutterschaft umgehend verliert. In der Führungsebene des in Deutschland ansässigen Konzerns ist man sich einig, dass Silke Sternberg künftig mehr Zeit für ihre Familie benötige und somit den Herausforderungen eines verantwortungsvollen Postens nicht gewachsen sei. Das Argument, dass der Vater des

Kindes, der mit einem Expatriate-Vertrag in Stockholm für den Mutterkonzern des Unternehmens tätig ist, einen Großteil des Elternurlaubes übernehme und Silke Sternberg somit entlastet werde, kann die Führungsetage nicht umstimmen. In letzter Konsequenz kündigt Silke Sternberg ihren Job in Deutschland und nimmt das Angebot des Stockholmer Mutterkonzerns an, um dort auch mit Kind ihre Karriere weiter verfolgen zu können. Sie bekleidet dort nun einen leitenden Posten mit einer 75 Prozent Stelle, was eine Wochenarbeitszeit von etwa 30 Stunden ausmacht. Zudem kann Silke Sternberg ihre Arbeitszeit flexibel gestalten. Sie muss nicht zu den Kernarbeitszeiten im Büro sein, sondern kann ihre Aufgaben von zu Hause erledigen, beziehungsweise ihre Arbeit auf die Abendstunden verlegen, nachdem ihre Kinder bereits ins Bett gegangen sind. Jens Sternberg gestaltet seine Arbeitszeit in dem Unternehmen ebenfalls flexibel, so dass die Eltern täglich eine feste Familienzeit zwischen 17 und 19 Uhr einplanen, nachdem die Kinder aus der Krippe bzw. Schule abgeholt werden.

Familie Sternberg fühlt sich insgesamt vom schwedischen Konzern bezüglich ihrer Familiengestaltung stärker unterstützt als es in Deutschland der Fall war. Die Eltern haben sich nach der Geburt der beiden Töchter in gleichem Maße um die Betreuung der Kinder gekümmert. Während Silke Sternberg jeweils die ersten sechs Monate in Elternzeit gegangen ist, hat sich Jens Sternberg ab dem siebten Monat für jeweils ein halbes Jahr um die Betreuung seiner Töchter gekümmert, ohne dafür berufliche Kompromisse eingehen zu müssen oder um seine Position im Unternehmen fürchten zu müssen. Ohnehin seien Männer in Elternzeit in Schweden weniger obskur als in Deutschland. Einerseits gäbe es in Deutschland keine realen Möglichkeiten zur Ausübung der Väterzeit, was beispielsweise nachdrücklich an fehlenden Wickelmöglichkeiten in öffentlichen Herrentoiletten abzulesen sei und andererseits fehle es schlicht an der gesellschaftlichen Akzeptanz von Vätern beim Babyschwimmen, Kinderturnen oder bei einem Spaziergang mit dem Kinderwagen an einem geschäftigen Montagmorgen. Väter in Elternzeit seien eine Rarität und hätten Schwierigkeiten von anderen Müttern akzeptiert zu werden, was in Schweden jedoch prinzipiell eher unproblematisch sei.

M: „(...) hier treffen sich die Väter zum Café Latte trinken mit ihren Kindern und das ist normal.“ (Transkript 11, Zeile 185-186)

Auch die Qualität der Betreuungseinrichtungen wird von den Sternbergs gelobt. Beide Töchter besuchen in Stockholm ausschließlich schwedischsprachige Institutionen. Während die jüngere Tochter tagsüber in einer Krippe untergebracht ist, geht die

größere Tochter in eine schwedische Schule mit einem integrativen Lernkonzept. Einem Ansatz, der die Kinder auffordert, ihre eigenen Lehrpläne zu erstellen und somit die Klassen eins bis vier nicht nach Jahrgängen und Alter, sondern nach dem eigenen Können und dem eigenen Tempo zu durchlaufen. Feste Klassen, feste Lehrer und Mitschüler gibt es ebenso wenig wie eine klassische Unterrichtsgestaltung und eine Notenvergabe nach üblichem Maßstab. Für die Sternbergs erschien das Konzept bei der Auswahl der Schule sehr attraktiv. Ohnehin sei es wichtig, stark auf die inhaltliche Ausrichtung der Betreuungseinrichtung, beziehungsweise der Schulform zu achten. Schweden biete zwar insgesamt ein gutes Betreuungssystem, allerdings setze das auch zu Beginn ein starkes Selektieren voraus, da man ansonsten schnell an einen reinen Aufbewahrungsort für Kinder gelange, der zwar, im Gegensatz zu Deutschland, lange Betreuungszeiten vorweisen könne, nicht jedoch eine stimmige inhaltliche Betreuung garantiere.

Insgesamt hebt Silke Sternberg lobend hervor, dass man in Schweden darauf Wert lege, die Kinder in den Betreuungseinrichtungen von Beginn an durch geschultes Personal besser zu fördern. Im Gegensatz zu Deutschland müsse man in Schweden eine höhere Ausbildung absolvieren, um überhaupt in Betreuungseinrichtungen arbeiten zu dürfen. So fühle sie sich bei dem Gedanken wohl, ihre Kinder durch studierte Vorschulpädagogen betreut zu wissen und berichtet davon, bei ihren Kindern im Vergleich zu anderen Kindern, die in Deutschland institutionell betreut werden, bereits einen gewissen Lernvorsprung beobachtet zu haben.

Das Elternpaar ist zudem froh, dass ihre Kinder durch die tägliche Interaktion mit anderen schwedischen Kindern und durch die schwedischsprachige institutionelle Betreuungssituation bereits fließend die schwedische Sprache beherrschen und somit zweisprachig aufwachsen können, da die Kommunikation im Familienalltag ausschließlich auf Deutsch stattfindet. Die Sternbergs haben bewusst die Entscheidung getroffen, ihren Kindern nicht selbst die schwedische Sprache beizubringen, sondern dies stellvertretend durch die lokalen Betreuungseinrichtungen fördern zu lassen, da die Eltern selbst kein perfektes Schwedisch sprechen und somit keine Sprachfehler oder Akzente weitergeben möchten. Silke Sternberg behauptet, dass die Kinder mittlerweile das Schwedische besser beherrschen als sie selber und sie dadurch bereits stärker integriert seien, was sich gleichermaßen an der familiären Freizeitgestaltung ablesen lässt. Beide Töchter besuchen regelmäßig schwedische Turnvereine und erhalten Musikunterricht auf Schwedisch. Die Eltern haben sich außerdem entschieden, nicht wie typische Expatriates ein Haus in den wohlhabenderen Randbezirken Stockholms zu beziehen, bei welchem bereits der

Standort ihre ausländische Herkunft verrät. Sie bewohnen mit ihren Kindern eine Stadtwohnung in Stockholm Södermalm, einem zentral gelegenen Szeneviertel Stockholms, welches durch die besondere Dichte an Künstlern und Intellektuellen bekannt geworden ist.

Die Auswahl einer Stadtwohnung begründen die Sternbergs zudem damit, dass ihnen ihre Freizeit zu wichtig sei, um sie beispielsweise durch Gartenpflege verschwenden zu müssen. Während andere Familien am Wochenende den Rasen mähen müssten, könnten sie bereits mit ihren Kindern auf die Spielplätze in der Nähe ihrer Wohnung oder in umliegende Wälder gehen um somit eine ausgedehntere Familienzeit genießen, die den Sternbergs ebenso am Herzen liegt, wie die intensive Pflege ihrer Partnerschaft. Dazu nutzen sie häufig die Möglichkeiten der flexiblen Arbeitszeitregelung aus. Nachdem sie die Kinder in die Krippe, beziehungsweise in die Schule gebracht haben, versuchen sie so oft wie möglich morgens ihre Zweisamkeit in einem Café in der Nähe ihrer Wohnung zu genießen und dafür etwas später in den Arbeitstag zu starten. Damit sich im Gegenzug nicht zu viel Arbeit am Ende des Tages aufstaut und die Eltern neben der Arbeit in den Abendstunden zusätzlich ein großes Pensum an Hausarbeit erledigen müssen, haben die Sternbergs zum Putzen und Bügeln eine Haushaltshilfe engagiert. Außerdem kommt einmal pro Woche ein Babysitter in die Familie, um sich für einige Stunden um die Kinder zu kümmern und Silke Sternberg somit ein gewisses Kontingent an Freizeit zu schaffen.

Zusätzlich zu dieser externen Familienhilfe erhalten die Sternbergs familienintern große Unterstützung. Die Eltern von Silke Sternberg kommen in regelmäßigem Turnus, alle zwei Monate, für jeweils zwei Wochen zu Besuch und beschäftigen sich in dieser Zeit intensiv mit ihren Enkelkindern, so dass das Ehepaar Sternberg in periodischen Abständen zusätzlich Zeit für die Pflege ihrer Partnerschaft gewinnt. Da Silke Sternberg Einzelkind ist, seien die Großeltern umso mehr an der Entwicklung ihrer Enkelinnen interessiert und involviert, so dass die familiären Bande auch über Ländergrenzen hinweg sehr stark seien. Laut Silke Sternberg mache es an dieser Stelle keinen Unterschied, ob ihre Eltern sie in Berlin oder eben in Stockholm besuchen müssten, der Kontakt hätte weiterhin dieselbe Intensität. Auch der Kontakt zu den Eltern von Jens Sternberg sei sehr eng. Da die Eltern jedoch weniger häufig nach Schweden fliegen könnten, reisen die Sternbergs in regelmäßigem Abstand nach Deutschland, um den Kontakt zu halten und kommunizieren in Abwesenheitszeiten mit ihnen verstärkt über Skype per Videotelefonie. Auch die Familienurlaube der Sternbergs sind auf Kontakthaltung ausgelegt. Man reise häufig mit deutschen

Freunden oder eben der eigenen Familie, um immer wieder an die Kontakte aus Deutschland anschließen zu können.

Während der ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Schweden haben die Sternbergs in der Nähe des Elternhauses von Silke Sternberg einen zweiten Haushalt geführt und haben dort häufig ihre Urlaube mit Renovierungsarbeiten an dem Einfamilienhaus zugebracht. Da für die Töchter aufgrund des Zeitmangels der Eltern während dieser Renovierungsarbeiten die Urlaube in Deutschland eine negative Konnotation erhalten hätten, hat man sich entschieden, den zweiten Familienstandort in Deutschland aufzugeben und sich ausschließlich bei Familie und Freunden aufzuhalten und somit die Deutschlandbesuche für die Töchter der Familie wieder attraktiv zu gestalten.

Insgesamt fällt die familiäre Kontaktbilanz trotz des länderübergreifenden Umzugs bei den Sternbergs sehr positiv aus. Da auch die Mutter von Silke Sternberg fortwährend einem Beruf nachgegangen ist und ihre Eltern somit, wenn auch in lokaler Form, ein ähnliches Familienleben geführt haben, ohne der klassischen, traditionellen Rollenverteilung nachzukommen, unterstützen sie die Familie auch in Stockholm in jeglicher Hinsicht. Silke Sternberg weist jedoch gleichzeitig darauf hin, dass künftig die Ländergrenze zwischen den Generationen eine größere Rolle spielen werde. Da ihre Eltern bereits Mitte 70 seien, mache sie sich verstärkt Gedanken über die Möglichkeiten der Pflege ihrer Eltern, die sie länderübergreifend nicht leisten könne. Als Lösungsmöglichkeit haben sich die Sternbergs darum gekümmert, eine zweite Wohnung in dem Mehrfamilienhaus in Södermalm anzumieten und dort die Großeltern unterzubringen. Aufgrund unterschiedlicher Faktoren, vornehmlich der Sprachbarriere, haben die Eltern von Silke Sternberg diese Möglichkeit jedoch abgelehnt, so dass die Frage der Pflege weiterhin ungeklärt im Raum stehe und vorerst länderübergreifend keine Lösung gefunden werden könne. Eine Rückkehr nach Deutschland sei insbesondere aufgrund der starken Integration der Kinder in die schwedische Gesellschaft vorerst nicht vorstellbar. Zwar hegten die Töchter ambivalente Gefühle bezüglich ihrer Identität, da sie sich insbesondere durch den engen Kontakt zu ihren Großeltern noch sehr deutsch fühlten, allerdings seien sie auch bereits stärker als ihre Eltern in ihr schwedisches Umfeld integriert, was insbesondere durch ihre sprachlichen Fertigkeiten gefördert wurde.

Die Frage der Sprache ist bei den Sternbergs durchgehend entscheidungsleitend. Da die Eltern gemeinsam in einem international tätigen Unternehmen angestellt sind, hätte es bereits an mehreren Punkten ihrer beruflichen Laufbahn die Möglichkeit gegeben, nochmals die Residenzgesellschaft zu wechseln und an einem anderen

Firmenstandort zu arbeiten. Um jedoch den Kindern nichts zuzumuten, was ihnen später schaden könnte, haben die Sternbergs einen Sprachforscher engagiert, der sie über die Möglichkeiten und Konsequenzen eines nochmaligen Umzuges und damit der Zuführung einer dritten Sprache in der Familie aufklären sollte. Da der professionelle Rat eindeutig aufgezeigt hat, dass den Kindern mit einem nochmaligen Umzug die Möglichkeit genommen würde, sich in einer Sprache wirklich sicher zu fühlen und tiefgreifend Gefühle ausdrücken zu können, haben die Sternbergs vorerst beschlossen, zum Wohl der Kinder sämtliche Jobangebote im Ausland auszuschlagen. Den Kindern sollte so die Zeit gegeben werden, sich in Schweden mit nur zwei unterschiedlichen Sprachen und kulturellen Prägungen sozialisieren zu können.

Durch die starke Einbindung der Kinder in die schwedischen Betreuungssysteme hat sich auch bei den Eltern ein gewisser Modus der Integration eingestellt. Silke Sternberg trifft sich unter anderem alle vier Wochen mit den Müttern, die sie aus der Krippe ihrer Tochter kennt und findet dort freundschaftlichen Anschluss. Zu Beginn ihres Aufenthaltes war es ihr aufgrund sprachlicher Defizite nicht gelungen, in das schwedische Mütternetzwerk einzutreten, so dass sie vorerst an einem Austausch innerhalb eines englischsprachigen Mütternetzwerkes teilgenommen habe. Im Nachhinein bereue sie diesen Schritt sehr, da man sich dort als klassische Expatriates von der schwedischen Gesellschaft abgegrenzt habe und sich in einer Art der Parallelsphäre sozialisiert habe, in welcher die schwedische Gesellschaft äußerst negativ betrachtet wurde. Diskussionen, wie beispielsweise ein beständiger Informationsaustausch darüber, welche Sorten von Antidepressiva man nehmen könne, um sich in Schweden über den Alltag zu retten, waren Silke Sternberg schnell zuwider, so dass sie sich nun verstärkt bemüht, in der schwedischen Gesellschaft Anschluss zu finden und sich von desintegrativen Auslandsgemeinschaften abzugrenzen.

Mittlerweile fühlt sich das Ehepaar Sternberg integriert, allerdings betonen sie, dass ihre Integrationsarbeit ohne ihre Kinder gescheitert wäre. Die Tatsache mit Kindern nach Schweden immigriert zu sein, sehen die Sternbergs als klaren Integrationsfaktor.

„I: Und fühlt ihr euch hier integriert?“

„M: Mittlerweile ich glaube ja, das hat lange gedauert und das ist halt auch schon schwer und das hat halt auch nur geklappt, weil wir Kinder haben, also ohne Kinder wäre das wahrscheinlich immer auf so einem Niveau geblieben, wo man mehr Kontakt mit Ausländern hat.“ (Transkript 11, Zeile 375-379)

Die Sternbergs empfinden die Integrationsarbeit in Schweden als besonders schwierig und langwierig. Letztendlich laufe es trotz großer Bemühungen oftmals darauf hinaus, dass man Freunde finde, die selbst in irgendeiner Form bereits Auslandserfahrungen gesammelt hätten und den Einwanderern somit mehr Verständnis entgegenbringen könnten. Silke Sternberg vermutet zudem, dass der Mangel an sozialen Kontakten zu schwedischen Einwohnern, insbesondere auch zu anderen Müttern, darin begründet ist, dass Mütter im Allgemeinen in Schweden mehr arbeiten als in anderen Ländern und somit generell ein gewisser Zeitmangel für die Pflege sozialer Kontakte herrsche. An dieser Situation könne man sehr gut die „*Kehrseite der Medaille*“ (Transkript 11, Zeile 621) des schwedischen Lebensmodells erkennen.

Trotz gewisser Integrationserfolge und der spürbaren Affinität zur schwedischen Gesellschaft, fühlt sich das Ehepaar Sternberg im Gegensatz zu ihren Kindern identitär nicht als schwedisch. Ihre Identität bleibe stets eine deutsche, da Deutschland einerseits kulturell in ihrem Leben zu stark nachwirke und die Sternbergs andererseits im Schwedischen große kulturelle Wissenslücken hätten, die ihnen das Gefühl vermitteln, in Schweden nicht heimisch zu sein. Im Alltag knüpfen die Sternbergs bewusst immer wieder an deutsche Traditionen an und versuchen, gewisse Gepflogenheiten beider Kulturen in ihren Alltag zu integrieren.

M: „Für uns sind halt auch noch deutsche Bräuche wichtig, sei es deutsche Lieder, deutsches Weihnachten, deutsche St. Martin zum Beispiel und St. Martin kennen die Schweden ja überhaupt nicht und deswegen organisieren wir mit dem Kindergarten zusammen immer St. Martin, also wir basteln mit denen Laternen und wir machen mit denen einen Laternenumzug (...) Nikolaus haben wir also hier auch schon organisiert, meine schwedischen Freunde sind schon instruiert, wie man sich als Nikolaus zu verhalten hat und dann haben die so einen schwedischen Nikolaus gemacht, damit die schwedischen Kinder den Nikolaus auch verstehen können.“ (Transkript 11, Zeile 507-520)

Obwohl die Sternbergs froh sind, ihren Töchtern mit dem Wechsel des Wohnortes eine neue Heimat geschaffen zu haben, ist es ihnen wichtig, immer wieder auch die deutsche Kultur in ihr Familienleben zu integrieren und den Alltag nicht zu sehr nach schwedischen Traditionen auszurichten. Eine stete Rückbindung an die deutsche Kultur und ihre deutsche Identität soll vor allem auch die Kinder nicht zu stark von der Lebenswelt der Herkunftsfamilie entfernen. So überlegt Silke Sternberg beispielsweise, wie sie ihren Kindern neben der Schule verstärkt die Grundlagen der deutschen Geschichte vermitteln kann, damit das Wissen über die eigene Geschichte nicht mit der Zeit verloren geht. Zudem unterstützt sie ihre größere Tochter in der Pflege einer

Brieffreundschaft zu einem gleichaltrigen Mädchen aus Deutschland, um einerseits die deutsche Sprache nachhaltig zu pflegen und freundschaftliche Kontakte in Deutschland entstehen zu lassen.

Auch wenn die Sternbergs betonen, dass die Integration beider Kulturen in ihren Familienalltag oftmals eine Herausforderung darstellt, so sind sie insgesamt froh über den Weg, selektiv die Traditionen der schwedischen, wie auch der deutschen Kultur kombinieren zu können. Zwar haben sie bis dato nicht für alle Situationen im Alltag ein für sie angemessenes Mischungsverhältnis finden können, jedoch scheinen sie stets eine Art der Gleichverteilung von kulturellen Einflüssen anzustreben. So feiern die Sternbergs beispielsweise alle Kindergeburtstage zweimal, sowohl in deutscher, wie auch in schwedischer Form, da sie einerseits keinen Weg gefunden haben, ihre Gäste sprachlich auf einen Nenner zu bringen und andererseits die unterschiedlichen Ansprüche an eine solche Feierlichkeit nicht recht zu kombinieren wissen. Nichtsdestotrotz zieht Silke Sternberg aus der Gestaltung ihres Familienalltages letzten Endes eine positive Bilanz: *„Wir haben eine ganz gute Mischung eigentlich aus deutschen und schwedischen Traditionen.“* (Transkript 11, Zeile 411-412)

Insgesamt ist auffällig, dass die Sternbergs ihr Alltagsleben zwischen identitärer Rückkopplung an ihre Herkunftsgesellschaft und integrativer Annäherung an ihre Residenzgesellschaft gestalten. Dabei changiert ihre Meinung zwischen positiven und negativen Bewertungen hinsichtlich der jeweiligen kulturellen Gepflogenheiten. Die größten Probleme haben die Sternbergs mit dem schwedischen Gesundheitssystem. Ihr Misstrauen geht dabei so weit, dass sie es vorgezogen haben, beide Töchter in Deutschland zur Welt zu bringen und sowohl für die Vor-, als auch die Nachbetreuung zur Geburt ausschließlich deutsche Ärzte zu konsultieren. In Schweden folge man laut Silke Sternberg aus medizinischer Perspektive dem Prinzip des *„survival of the fittest“* (Transkript 11, Zeile 26), so dass eine Früherkennung von Geburtskomplikationen sowie eine umfassende medizinische Vorsorge während der Schwangerschaft nicht geleistet werde. Was jedoch das Rollenbild von Müttern betrifft, so stellt sich Silke Sternberg eindeutig auf die Seite des schwedischen Gesellschaftsbildes. Sie lehnt für sich den Anspruch ab, dass eine Mutter monate- oder sogar jahrelang bei ihren Kindern zu sein habe und empfindet die mütterlichen Freiheiten und Möglichkeiten in Schweden als sehr befreiend. Allerdings gibt sie hierbei zu bedenken, dass die schwedische Regelung zur ganztägigen Betreuungsmöglichkeit der Kinder zwar positiv für die weibliche Karrierelaufbahn sei, es allerdings nicht zur Regel werden sollte, die Kinder in jedem Fall ganztägig abzugeben. In diesem Fall plädiert sie dafür, dass die Entscheidung zur Mutterschaft auch eine Entscheidung für die Familie und somit ein

Stück weit zur Kompromissbereitschaft bezüglich der eigenen Karriere sein sollte. Für sie persönlich käme eine Betreuung von morgens bis abends nicht infrage, genauso wenig jedoch, wie die Entscheidung, für die Kinder den Beruf gänzlich aufzugeben. In dieser Hinsicht empfindet sie beispielsweise das deutsche Steuersystem als problematisch und plädiert dafür, es den deutschen Frauen weniger einfach zu machen und sie durch weniger monetäre Unterstützung zu einem stärkeren beruflichen Engagement zu zwingen.

Auch wenn die Sternbergs nun vorerst in Schweden sesshaft geworden sind, so pendeln sie sowohl bezüglich alltagspraktischer Entscheidungen wie auch traditioneller Werte, Normen und Gepflogenheiten kontinuierlich zwischen ihren deutschen Wurzeln und ihrem schwedischen Leben hin und her. Die Familienpraxis wird somit zu einem beständigen Selektieren zwischen den Handlungsoptionen zweier Kulturen, die sich innerhalb einer Familie gegenüberstehen und teilweise durchmischt werden. Kulturelle Selektion, Abgrenzung und Durchmischung bestimmen bei den Sternbergs somit das Alltagsleben.

4.3.1.2 Familienleben zwischen Integration und Abgrenzung

Insgesamt lassen sich elf der 27 Interviews unter den Typus der selektiv-europäischen Familie subsumieren. Alle Gespräche fanden persönlich, als einmaliges Treffen, in der Ankunftsgesellschaft der betreffenden Familien statt. Trotz der relativ großen Fallzahl innerhalb des Idealtypus weist die Gruppe eine starke interne Homogenität auf und grenzt sich infolgedessen extern signifikant von den zwei folgenden Idealtypen ab. Unter den elf Familien befinden sich acht verheiratete Paare; sechs davon führen eine nationale Ehe (fünf deutsche Ehepaare und ein liechtensteinisches Ehepaar) und zwei eine binationale Ehe (deutsch-französisch/ deutsch-polnisch). Zwei weitere Paare führen eine nichteheliche binationale Beziehung (deutsch-französisch/ österreichisch-italienisch). Ein Interview innerhalb des Idealtypus wurde mit einer alleinerziehenden Mutter geführt, die sich von einer binationalen Partnerschaft (deutsch-englisch) getrennt hat. Die elf Familien hatten zum Zeitpunkt der Erhebung durchschnittlich 1,6 Kinder mit einem Durchschnittsalter von 5,1 Jahren. Diese Zahlen sind keine absoluten Angaben, da eine der Probandinnen bereits zum Interviewzeitpunkt schwanger war und teilweise auch in anderen Familien weiterer Nachwuchs geplant wurde. Mit einem weiblichen Durchschnittsalter von 35,5 Jahren war die Familienplanung zum Erhebungszeitpunkt somit in vielen Fällen noch nicht abgeschlossen.

Der biographische Migrationsprozess in Anlehnung an ein familien- und ausbildungsbedingtes Mobilitätskapital über transnationale Elternhäuser, ERASMUS-Aufenthalte, binationale Partnerschaften und vorgelagerte berufliche Auslandserfahrungen gestaltet sich über die elf genannten Familien eher divergent. In nur zwei Fällen kommen die Interviewten aus international geprägten Familienverhältnissen, wurden bilingual erzogen und haben infolgedessen einen transnationalen Lebensstil entwickelt. In den übrigen neun Fällen findet sich annähernd eine Gleichverteilung bezüglich der Aspekte Auslandsstudium oder lokales Studium, berufliche Auslandserfahrung oder rein nationale Berufserfahrung sowie Aufbau von Partnerschaften über Auslandsaufenthalte oder über den lokalen Standort. Innerhalb der Fallauswahl für diesen Typus lässt sich demnach weder ein besonders international, noch ein besonders national geprägter biographischer Werdegang konstatieren. Zu einem Großteil handelt es sich bei den betreffenden Migrationsstrukturen jedoch um einen einmaligen länderübergreifenden Umzug.

Inhaltlich zeichnet sich der Typus der selektiv-europäischen Familie durch ein bipolares Hybridmodell aus. (Gemessen an der Anzahl herkunftsgesellschaftlicher und

migrationsbedingter Einflüsse kann es in Ausnahmefällen auch als tri- oder multipolares Hybridmodell betrachtet werden.) Migration und Integration sind für die selektiv-europäische Familie untrennbar miteinander verbunden. Daher rührt der Umstand, dass der Schritt zur Migration innerhalb des Familientypus einer sehr bewussten Entscheidung zu Grunde liegt. Diese Entscheidung beinhaltet immer auch eine Entscheidung für die Integration und damit für bestimmte Bemühungen, sich grenzübergreifend in einem neuen gesellschaftlichen Setting und sozialen Umfeld etablieren zu können. Der Weg der Integration führt dabei in erster Linie über den familiären Nachwuchs und die Entscheidung zu lokalen Betreuungseinrichtungen, über die Alltagssprache und soziale Anlaufstellen in der Ankunftsgesellschaft. Die Hybridfamilie möchte sich explizit von dem Migrantentypus der Expatriates, bzw. der Diaspora-Migranten abgrenzen und ein demonstrativ integriertes Leben führen. Die Besonderheit der selektiv-europäischen Familie besteht dabei jedoch in der Gleichzeitigkeit zwischen identitärer Rückkopplung und dem integrativen Bestreben. Die Herkunftsidentität wird über den Integrationsprozess kontinuierlich in reflexiver Form mitgeführt, so dass Hybridfamilien in besonderer Weise zwischen den Optionen der Ankunftsgesellschaft und den Bräuchen der Herkunftsgesellschaft abwägen. In der Praxis führt dieses Abwägen zu einer wohlgedachten, selektiven Mixtur unterschiedlicher nationalstaatlicher Lebensweisen innerhalb eines Familienkomplexes. Auffällig an dem Typus ist zudem die wechselseitig verursachte Transnationalisierung von Lebenspraxen. Die selektiv-europäische Familie zeichnet sich sowohl dadurch aus, kulturelle Eigenheiten in die Praktiken der Ankunftsgesellschaft einzuführen und somit dort eine Veränderung von Lebenspraxen zu bewirken, als auch über die kontinuierliche Vernetzung zur Herkunftsfamilie und die dortige Übertragung von ankunftsgesellschaftlichen Lebenspraxen einen sekundären Europäisierungseffekt zu erwirken. Mit der selektiv-europäischen Familie betritt Europa das Haus der lokalen Herkunftsfamilie und wirkt in dieser auf eine bestimmte Weise nach.

Mit dem Fallbeispiel der Familie Sternberg wird deutlich, dass der Schritt zur Migration und die Auswahl der Ankunftsgesellschaft einem sehr bewussten Entscheidungsprozess zu Grunde liegt. Bereits in der Anfangsphase des Migrationsprozesses der selektiv-europäischen Familie werden demzufolge die möglichen Vor- oder auch Nachteile gesellschaftlicher, politischer und lebenspraktischer Aspekte soweit wie möglich in Erwägung gezogen. Die Adaption ankunftsgesellschaftlicher Gepflogenheiten, die als Vorteilsaspekte beurteilt werden,

wird dabei stets mitgedacht, so dass sich dieser Familientypus bereits im Vorfeld der Migration zu einem integrativen Lebensmodell entschließt.

M: „(...) haben wir halt gesagt, wir bleiben in Frankreich, weil eigentlich man in Frankreich viel besser klar kommt mit zwei kleinen Kindern und arbeiten kann als Mama, vor allen Dingen auch, ich finde, dass es von der Mentalität her viel entspannter ist, die sehen, die finden das eigentlich normal, wenn man sofort wieder anfängt zu arbeiten und so habe ich das gemacht bei der Geburt von meiner Tochter ehm da bin ich auch ganz stolz drauf“ (Fam. Gerber-Dupont, Transkript 1, Zeile 71-81)

Mit diesem ersten Idealtypus unterliegt die Migration demnach sowohl einem bewussten Entscheidungsprozess im Vorfeld der Migration, wie auch einem expliziten Integrationsbemühen während der Migrationsphase. Dieses Bemühen beginnt häufig bereits mit der Auswahl des Wohnumfeldes, wie es unter anderem über das Fallbeispiel der Familie Sternberg mit der Wahl der Stadtwohnung in Stockholm Södermalm abzulesen war. Auch Familie Baumgarten, ein deutsches Elternpaar in Frankreich, sieht das Wohnumfeld als klaren Integrationsfaktor an und hat sich somit bewusst gegen ein Haus in der französischen Expatriate-Gemeinde entschieden.

I: „Wusstet ihr das vorher, dass ihr hier so ein bisschen außerhalb von den Deutschen wohnt?“

M: „Ja, also wir wussten, dass die meisten in [] wohnen und mein Mann und ich waren uns einig, dass wir schon ehm mittendrin wohnen wollen, also wir wollten uns auch ehm integrieren in die französische Kultur und ja, französische Nachbarn haben“ (Fam. Baumgarten, Transkript 2, Zeile 131-136)

Die Grundintention des Idealtypus der selektiv-europäischen Familie liegt in der klaren Abgrenzung zu Auslandsentsandten, die sich als klassische Expatriates in Diaspora-Gemeinden zusammenfinden und sich separat zur Ankunftsgesellschaft im neuen Wohnumfeld sozialisieren. Ebenso wie Familie Baumgarten und das Fallbeispiel der Sternbergs finden sich in nahezu allen Fällen des Idealtypus entsprechende Aussagen zu diesem Thema.

M: „(...) es ist toll jung zu bleiben, dass man so viel für sich geistig tut, weil wenn ich im Radio, wenn ich französisches Radio höre und ehm ja, mich auch sehr mit diesen französischen Themen beschäftige, das ist eh also eine Bereicherung und eine Herausforderung und das, so richtig ehm Deutsch, nee, ich glaube, ich vergleiche mich jetzt auch mit anderen Deutschen und es gibt ganz viele Deutsche, die leben nur in ihrer deutschen Community und das eh machen wir nicht, nee“ (Fam. Baumgarten, Transkript 2, Zeile 424-430)

M: „(...) ich war da auch nicht wie viele mitgereiste Frauen oder einfach was man hier halt oft so mitbekommt, die die Sprache nicht richtig gelernt haben, nicht so wirklich die Kontakte geknüpft haben, die unter sich geblieben sind, dann unter den Deutschen quasi und eh das wollte ich echt überhaupt nicht, ich wollte, wenn ich hier bin, dann mich integrieren, egal, ob wir jetzt zwei Jahre hier sind oder vier oder wie lange auch immer“ (Fam. Lindemann, Transkript 6, Zeile 58-63)

Frau Siebelt, eine deutsche Mutter die gemeinsam mit ihrem deutschen Ehemann und mit ihren zwei Kindern in Frankreich lebt, fasst die allgemeine Irritation über den Diaspora-Lebensstil anderer Migranten, die neben Unverständnis, Abneigung und Abgrenzung zum Teil auch Ärger beinhaltet, folgendermaßen zusammen:

M: „(...) das ist so ein bisschen das, was mich hier so ein bisschen befremdet, also es ist nicht die französische Kultur, sondern die deutsche Kultur in Frankreich“ (Fam. Siebelt, Transkript 8, Zeile 760-762)

Um jenen idealistischen Integrationsansprüchen in der Ankunftsgesellschaft gerecht werden zu können, entwickelt die selektiv-europäische Familie im Vorfeld der Migration strategisch gewisse Anknüpfungspunkte, die über die Wahl des Wohnumfeldes hinausgehen und der Familie zu einem inkludierten Alltagsleben verhelfen sollen. Wichtig ist dabei in erster Linie der familiäre Nachwuchs. Integration über Kinder scheint der Leitgedanke des Familientypus zu lauten. In erster Linie beinhaltet dieser Gedanke die Unterbringung der Kinder in lokalen Betreuungseinrichtungen, in denen sowohl die fremde Sprache gelehrt wird, wie auch die Möglichkeit besteht, erste Kontakte in der Ankunftsgesellschaft zu knüpfen. Diese Kontakte sollen dabei nicht nur den Kindern, sondern über Elternabende, Bring- und Abholzeiten oder nachmittägliche Spielverabredungen auch den Eltern zu sozialen Anknüpfungspunkten im neuen Wohnumfeld verhelfen. Die Wahl lokaler Betreuungseinrichtungen, wie Kindergärten oder Schulen, ist somit nicht nur in dem Fallbeispiel der Sternbergs zu finden, sondern erstreckt sich über den Großteil der Probanden innerhalb des ersten Familientypus.

M: „(...) wir möchten gerne, dass sie erstmal in die école maternelle wirklich hier in Frankreich in die Dorfschule wirklich geht, weil ehm ja, alleine vom Integrationshintergrund und auch weil, ja wir das erst mal wichtig, finden, dass sie wirklich das System so kennen lernt, wie es ist“ (Fam. Lindemann, Transkript 6, Zeile 350-353)

Als weitere Integrationsfaktoren dienen der selektiv-europäischen Familie sowohl Anknüpfungspunkte über den Arbeitsplatz der Eltern und über Freizeitaktivitäten innerhalb lokaler Vereine, wie auch zu einem bedeutenden Teil über die Sprache in der

Ankunftsgesellschaft. Dabei kommt es den Familien einerseits darauf an, dass ihre Kinder bilingual aufwachsen, andererseits ist es Ihnen genauso wichtig, selbst die fremde Sprache zu beherrschen. Die Absicht dahinter ist sowohl die vereinfachte Kontaktaufnahme und die erhoffte, stärkere Akzeptanz gegenüber einheimischen Personen, wie auch die Möglichkeiten, über Sprache regional und politisch besser partizipieren zu können. Die Anstrengungen, die mit dem Erlernen der fremden Sprache verbunden sind, sollen sich letzten Endes über eine stärkere Integration bezahlt machen.

M: „(...) ich mache jeden Tag irgendwas, ich lese zum Beispiel viel in dieser Lokalzeitung, ein schreckliches Blatt, La Dépêche, aber es hilft auch für die Sprache und man weiß eben, was regional passiert“ (Fam. Baumgarten, Transkript 2, Zeile 149-152)

Das Gegengewicht zum Integrationsbestreben, das gleichfalls den Charakter des bipolaren Hybridmodells der selektiv-europäischen Familie ausmacht, ist andererseits die kontinuierliche Rückkopplung an die Herkunftsidentität der Familie. Der Aspekt der Selektion kultureller Gepflogenheiten und der folglich limitierten Adaption bestimmter kultureller Eigenarten kommt dabei zum Tragen. Die Familien innerhalb des ersten Idealtypus stellen oftmals erst mit dem Einleben in die Residenzgesellschaft fest, an welcher Stelle ihrerseits eine Integration erstrebenswert scheint und an welcher Stelle der gesellschaftsspezifische lokale Habitus eher auf Ablehnung stößt, so dass in den Familien neben den Mechanismen der Adaption gleichfalls Mechanismen der Abgrenzung zum Tragen kommen. Insbesondere in Bezug auf die Möglichkeiten der Kinderbetreuung sowie der Freizeit- und Unterhaltungskultur für Kinder wird oftmals erst über das aktive Erleben fremder Systeme deutlich, welchen Wert die Familien den herkunftsgesellschaftlichen Optionen zuordnen und nach welchen Gütekriterien sie auf die Situation in der Ankunftsgesellschaft blicken.

M: „(...) und manchmal ist man als deutsche Mama erschreckt wie streng die schon mit ihren Kinder sind“ (Fam. Gerber-Dupont, Transkript 1, Zeile 489-490)

M: „(...) also das geht wirklich nicht in Italien [italienisches Kinderspielzeug], Plastik und laut und grellbunt, also sollte ich wirklich noch ein Baby haben, dann nehme ich keine Geschenke, dann sage ich nur Gutscheine (lacht)“ (Fam. Radlinger, Transkript 4, Zeile 822-824)

M: „(...) also ich finde Frankreich hat eine sehr gute Kinderbetreuung, das stimmt, man kann als Erwachsener da wirklich sehr flexibel agieren, aber ich frage mich immer ehm, ist das eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder ist das eine Abkopplung? Weil

eigentlich viele Franzosen sehen ihre Kinder vor abends sieben/ halb acht nicht und dann bringen sie sie teilweise direkt von der Schule zum Sportverein und danach dann ins Bett und ehm effektiv irgendwie unter der Woche, Familie ist da eigentlich gar nicht, also Familie, da ist schon die Familie, aber keine Familienzeit“ (Fam. Fichte, Transkript 7, Zeile 166-173)

Die Art und Weise, in der Frau Fichte, die als deutsche Mutter gemeinsam mit ihrem deutschen Ehemann und ihren zwei Kindern in Südfrankreich lebt, ihre Erfahrungen mit dem französischen Betreuungssystem und der französischen Mentalität hinsichtlich der Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf rekapituliert, ist für den vorliegenden Idealtypus charakteristisch. Die Beurteilung der eigenen, herkunftsgesellschaftlichen Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, bzw. von eigenen Betreuungssystemen erhält über den „Blick in den Rückspiegel“ Europas eine Neubewertung. Über das Erleben anderer Systeme werden im Zuge dieses Prozesses eigene Erfahrungen positiver bewertet während gleichzeitig die Neigung zunimmt, insbesondere hinsichtlich europäischer Vorbildnationen in Sachen Kinderbetreuung, wie Frankreich und Schweden, besonders die negativen Komponenten ihrer politischen, institutionellen und gesellschaftsspezifischen Betreuungssituation stärker in den Blick zu nehmen. Zwei deutsche Familien in Frankreich urteilen dabei folgendermaßen:

M: „Nee, also das ist schwierig [den Sohn in eine französische Crèche bringen], das Betreuungssystem wird gelobt, aber wenn du hier wirklich die Mütter fragst, ist es schwierig einen Platz zu bekommen, das ist ähnlich wie in den Großstädten Hamburg, Berlin (...) wenn ich da die Wahl hab zwischen dem deutschen System und dem französischen, würde ich immer das deutsche wählen“ (Fam. Baumgarten, Transkript 2, Zeile 359-361/ 256-258)

M: „(...) ich hab auch gemerkt, was für Kulturgüter mir fehlen, die ich einfach in Deutschland habe oder auch wieder hier in Frankreich merke ich ehm viele Dinge wie sie in Deutschland laufen sind nicht so schlecht, wie sie immer dargestellt werden, wie die Krankenversicherung, (...) und auch die Arbeitsbedingungen, der Urlaubsanspruch, die Schulbildung, das Niveau der Schulbildung“ (Fam. Fichte, Transkript 7, Zeile 844-849)

Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim beschreiben jenen „Blick in den Rückspiegel“ als „biographische Rückwende“, beziehen diese jedoch auf eine plötzliche Rückzugsfunktion zur eigenen Herkunftsidentität innerhalb bikultureller Beziehungskonstellationen. (Beck/ Beck-Gernsheim 2011, S. 57 ff./ siehe Kapitel 2.1.2.3) Das Muster der Rückzugsfunktion folgt dabei jedoch sowohl hinsichtlich

bikultureller Paarkonstellationen wie auch hinsichtlich der Vergleichslogik von unterschiedlichen Betreuungssystemen einer ganz ähnlichen Struktur. In der Euphorie der Anfangsphase und vor dem Hintergrund positiver Erwartungshaltungen werden fremde kulturelle Aspekte positiver bewertet oder missachtet, die sich erst über die Zeit des Erlebens und der Eingewöhnung allmählich bemerkbar machen. Mit diesem Prozess, in dem die Komponente der Zeit eine wichtige Rolle spielt, kommt es zu einer Umkehrung der eigenen Bewertungslogik. Die zunehmende Registrierung negativer Komponenten fremder kultureller Eigenheiten führt auf der anderen Seite zu einer Positivierung der eigenen Herkunftskultur. Der „Blick in den Rückspiegel“ bzw. die „biographische Rückwende“ geben Anlass, reflexiv die herkunftsgesellschaftliche Situation zu betrachten und demnach ein differenziertes Bild über den eigenen Lebensweg zu entwerfen. In der Form, wie bikulturelle Paare dabei ihr alltägliches Gleichgewicht und Miteinander finden und entwerfen müssen, konzentriert sich die selektiv-europäische Familie in reflexiver Form auf ihre Kreation einer individuellen Mixtur herkunfts- und ankunfts-kultureller Alltagsgewohnheiten gemäß ihrer jeweiligen Bewertungslogik. Neben dem generellen Integrationsbemühen stoßen die Familien dabei insbesondere hinsichtlich der Tradierungsfrage an die Grenzen ihres Adaptionprozesses und den Wunsch, bestimmte Aspekte der eigenen Herkunftskultur auf ihre Kinder zu übertragen. Gedanken an Identität und Heimat sind für den Typus der selektiv-europäischen Familie immer auch verbunden mit der Herkunftskultur und sollen über bestimmte Lebenspraktiken, wie die Alltagssprache oder die Bindung zur Herkunftsfamilie in der Nachwuchsgeneration bewusst manifestiert werden. Frau Zimmer, die von Deutschland nach Polen migriert ist, um dort gemeinsam mit ihrem polnischen Ehemann und ihren drei Kindern zu leben, schickt ihre Kinder zwar aufgrund der besseren gesellschaftlichen Anbindung auf polnische Schulen, behält es sich aber vor, mit ihnen ausschließlich auf Deutsch zu kommunizieren, um die Anbindung an die deutsche Kultur nicht zu verlieren.

M: „(...) also ich denke Sprache ist auch ein Stück Heimat, weißt Du? Das klingt vielleicht blöd oder so, aber dieses Stück Heimat, das ist mir einfach wichtig, deswegen lege ich da auch so viel Wert drauf, dass die Kinder auch beide Kulturen irgendwie erleben, ja dieses Erleben über Sprache und durch Sprache“ (Fam. Zimmer, Transkript 9, Zeile 87-90)

Um diese Art der kulturellen Bindung ihrer Kinder an ihre eigene Herkunftsgesellschaft noch zu verstärken, hat sie außerdem beschlossen, für ein Jahr getrennt von ihrem Mann mit ihren Kindern in Deutschland zu leben. Während sie sich zurück in der Heimat um ihre berufliche Fortbildung gekümmert hat, sollten die Großeltern den

Kindern ein Stück deutsche Kultur und Identität vermitteln und so dazu beitragen, die Kinder bikulturell aufwachsen zu lassen.

M: „(...) in der Kindergartenzeit gab es mal ein ganzes Jahr, da waren die Kinder beide ein ganzes Jahr lang mit mir in Deutschland, so dass sie einfach auch nochmal, dass sie einfach da nochmal besser verwurzelt sind“ (Fam. Zimmer, Transkript 9, Zeile 110-113)

Auch Frau Giese sieht sich als alleinerziehende deutsche Mutter in Belgien vor der Herausforderung, ihr Kind zwar integrieren zu wollen, dabei jedoch nicht den Anschluss an ihre Herkunftskultur zu verlieren und der Gefahr zu entgehen, ihr Kind in einer Kultur zu sozialisieren, die ihrer eigenen Mentalität und Identität nicht entspricht.

M: „(...) wenn man sowieso nicht weiß, ob man die nächsten zwanzig/dreißig Jahre hier bleiben wird . eh ja möchte ich das eigentlich nicht, dass man sich so hundert Prozent/ oder er [Sohn] sich hundert Prozent mit dem Land hier identifiziert, denn dann muss man sich schon darüber klar werden, dass das dann halt ne Entscheidung für immer ist“ (Fam. Giese, Transkript 5, Zeile 381-386)

Generell neigt der Typus der selektiv-europäischen Familie dazu, sich in der Herkunftsgesellschaft eine Art Exit-Option freizuhalten. Diese Option dient der Sicherheit, sich auf fremdem Terrain bewegen zu können ohne das Band zur Herkunftsgesellschaft zu durchtrennen. Dieses Band wird in der Regel über eine auffallend starke Verbindung zur eigenen Herkunftsfamilie symbolisiert. Ein liechtensteinisches Paar aus Frankreich hat sich beispielsweise sehr bewusst eine „Homebase“ im Elternhaus des Ehemannes eingerichtet, welche dem Gefühl der Entwurzelung entgegenwirke.

M: „(...) wir haben unsere Homebase da noch (...) wir haben da unsere eigenen Zimmer, also unsere Möbel stehen, also es ist nicht mal so, dass die irgendwo in der Garage stehen, sondern wir haben da eingerichtete Räume, also wir haben da alles“ (Fam. Falk, Transkript 10, Zeile 574-578)

Ohnehin spielen die Elternhäuser väterlicher- sowie mütterlicherseits im Falle der selektiv-europäischen Familie eine besondere Rolle, die sich nicht allein auf kulturelle Anknüpfungspunkte beschränken lässt. Insbesondere mit Blick auf die Kinderbetreuung lässt sich feststellen, dass sich die Familien innerhalb dieses Idealtypus in verstärkter Form auf familiäre Reziprozitätsbeziehungen stützen. Der Aspekt der geographischen Distanz spielt dabei eine eher untergeordnete Rolle. Nicht selten sind die Eltern der migrierten Familien der erste Ansprechpartner, wenn es sowohl spontan als auch langfristig um die Unterbringung und Betreuung der Kinder

geht. Europa als geographischer Raum scheint dabei zu einem homogenen Mikrokosmos zu verschmelzen. Der Umstand grenzübergreifender Pendelmobilität zum Zwecke der Kinderbetreuung spielt eine allenfalls untergeordnete Rolle, so dass weiterhin sehr viel eher die eigenen Eltern um Hilfe gebeten, als externe Hilfen, wie beispielsweise lokal ansässige Babysitter engagiert werden.

M: „(...) wenn vom Büro wirklich viel zu tun ist und viele Veranstaltungen sind, entweder in Brüssel oder auch im Ausland, dann (holt Luft) eh muss ich eben meine Familie fragen, dass sie herkommt, meine Mutter oder ich muss den Kleinen nach Deutschland bringen“ (Fam. Giese, Transkript 5, Zeile 221-224)

Im Umkehrschluss steht jedoch auch die Sorge im Raum, was es für die migrierten Familien bedeuten würde, sich selbst grenzübergreifend um das Wohl ihrer Eltern kümmern zu müssen. Wie bereits das Fallbeispiel der Familie Sternberg gezeigt hat, finden sich in den Familien unterschiedliche Lösungsansätze, aber auch verdrängte Sorgen rund um die Problematik der grenzübergreifenden Pflege von Angehörigen.

M: „(...) das ist halt super schwer zu sehen, wie Großeltern auch ein bisschen drunter leiden, also die sagen es nicht wirklich, also man weiß es halt, dass sie es schade finden, sie gönnen uns das auch, aber eh ja, die Tränen sind dann immer da, wenn wir gehen (lacht) und das ist dann schon immer ein bisschen schwer, also das tut dann schon ein bisschen weh und dann denkt man auch immer ach mensch und ich hätte auch wahnsinnig Angst, dass zum Beispiel meine Eltern, wenn die mal irgendwie krank werden würden oder so, das sind so Themen, die schiebt man immer so ein bisschen vor sich her und das weiß man halt nie, ne, ehm da würde man natürlich schon denken, oh Gott, das ist weit weg und du kannst dann gar nicht für die da sein“ (Fam. Lindemann, Transkript 6, Zeile 305-314)

Im Wechselspiel zwischen Adaption und Abgrenzung, Integration und identitärer Rückkopplung spielt die Herkunftsfamilie jedoch nicht allein für den Aspekt der Rückkopplung und des Heimatbezugs eine Rolle, sondern gleichfalls hinsichtlich der familiären Transnationalisierungs- und Europäisierungsprozesse. Die, zumeist, lokale Herkunftsfamilie kommt über ihre Kinder mit der Vielfalt europäischer Kultur in Kontakt und verändert dabei ihre Binnenstruktur. Mit der Migrationsfamilie als vermittelnde Instanz setzt somit in der Herkunftsfamilie ein sekundärer Europäisierungseffekt ein.

M: „(...) ich glaube für die ehm, für die für unsere Elterngeneration ist es auch toll, weil sie sich auch öffnen, also sie müssen nach Frankreich kommen, sie müssen in den Flieger steigen und wir haben beide Elternpaare, die eher altmodisch sind und nicht ehm irgendwelche fitten Bergsteiger oder Surfer eh und das hält glaube ich unsere Eltern auch jung ehm einfach uns zu besuchen und dass sie einen Bezug haben zu

Frankreich und sie sehen auch mal was neues“ (Fam. Baumgarten, Transkript 2, Zeile 580-586)

Mit der Beobachtung eines solchen sekundären Europäisierungseffektes in den Strukturen der Herkunftsfamilie ist jedoch das Veränderungspotential europäischer Familien noch nicht erschöpft. Wie bereits im Fallbeispiel der Familie Sternberg über die Einführung von St. Martin und Nikolaus in der schwedischen Schule abzulesen ist oder am Beispiel von Frauke Dahl, die ihrem französischen Ehemann die deutsche Frühstückskultur und ihren französischen Nachbarn die deutsche Nachbarschaftspflege beigebracht hat, sorgt die selektiv-europäische Familie wechselseitig für kulturelle Austauschprozesse. Gerade die Selektion erstrebenswerter und nicht erstrebenswerter kultureller Eigenheiten innerhalb dieses Idealtypus führt zu der Überzeugung, bestimmte Bräuche und Werte grenzübergreifend fortführen bzw. vermitteln zu wollen. Mobile Familien fungieren demzufolge als Katalysator mikrostruktureller Europäisierungsprozesse. Dadurch entsteht eine grenzübergreifende Dynamik privater, institutioneller oder beruflicher Veränderungsprozesse, die zur Optionenvielfalt an lokalen Standorten beitragen kann.

M: „Also ich hab ja eigentlich, also mein kleines Baby ist ja der Buggyfitnesskurs (lacht), den habe ich hier ja so ein bisschen eingeführt, das war hier ja noch völlig unbekannt gewesen und es das gibt es ja in Deutschland, England und so schon wesentlich länger“ (Fam. Lindemann, Transkript 6, Zeile 150-153)

Für den Idealtypus der selektiv-europäischen Familie lässt sich demnach resümierend festhalten, dass sie ein Leben zwischen Anker und Option führt. Für die Alltagspraxis bedeutet das die Kreation einer individuellen Mixtur herkunfts- und ankunfts-kultureller Elemente. Sie heißen die Möglichkeiten, die sich ihnen mit der grenzübergreifenden Mobilität bieten, willkommen, sind sich jedoch gleichzeitig und mit Blick auf ihre Kinder darüber bewusst, dass die Eröffnung von Chancen potentiell immer auch die Kosten der Bindung nach sich ziehen kann. Insofern sind sie in ihrer Familienpraxis bemüht, selektiv bestimmte mobilitätsinduzierte Optionen zu nutzen, gleichzeitig jedoch über ihre Herkunftsidetität und ihre Herkunftsfamilie einen gewissen Anker zu setzen. Dieser Anker dient als Element der Stabilität und als Stützpfeiler des fortlaufenden Integrationsprozesses in die Residenzgesellschaft. Ralf Dahrendorf (1979) hat das Verhältnis von Bindung und Wahlmöglichkeiten mit dem Begriffspaar der Ligaturen und Optionen beschrieben. Ligaturen stellen für ihn bestimmte Bezüge bzw. Bindungen und Formen der Zugehörigkeit dar, während die Optionen den Gegenspieler der Wahlmöglichkeiten und Wahlentscheidungen repräsentieren. „Ligaturen stiften Bezüge und damit die Fundamente des Handelns; Optionen verlangen Wahlentscheidungen

und sind damit offen in die Zukunft.“ (Dahrendorf 1979, S. 51) Mit Dahrendorf kann die Europäisierung als Lebenschance für Familien betrachtet werden, die sowohl die Optionenvielfalt erhöht, gleichzeitig aber auch Herausforderungen an das familiäre Zugehörigkeitsgefüge und damit die Ligaturen stellt. Die Befürchtungen Dahrendorfs beinhalten ein zunehmendes Ungleichgewicht zwischen Optionen und Ligaturen über die zunehmende Mobilität und damit einen Prozess der Entwurzelung vor dem Hintergrund zunehmender Wahlmöglichkeiten. (Ebd., S. 52) Ein solches Missverhältnis wird in ganz ähnlicher Form auch von dem Idealtypus der selektiv-europäischen Familie befürchtet, so dass das Spiel und das Verhältnis zwischen Anker und Option zu einer alltäglichen Herausforderung zu werden scheint. Gerade in Bezug auf die Frage der Tradierung und damit die europäisierte Sozialisation ihrer Kinder spielt in der selektiv-europäischen Familie der Aspekt der kulturellen Prägung und insbesondere der Identitätsbildung eine große Rolle. Den Zwiespalt zwischen identitärer Öffnung und Schließung spiegelt die folgende Interviewpassage einer deutschen Familie in Frankreich wieder. Das Elternpaar, beide deutsch, ist so sehr zwischen den Vor- und Nachteilen einer deutschen bzw. französischen Sozialisation ihrer beiden Kinder hin- und her gerissen, dass sie sich entschieden haben, ihre Tochter auf eine deutsche und ihren Sohn auf eine französische Schule zu schicken. Den Konflikt zwischen deutscher und französischer Identität und dem damit verbundenen Integrationsgefühl tragen die Eltern in derselben Form wie ihre Kinder innerlich aus und sind dabei verunsichert, wie sie mit der binationalen Mixtur innerhalb ihres Familienkomplexes umzugehen haben:

I: „Ihre Kinder, fühlen die sich auch integriert, würden sie das so sagen?“

M: Ehm ich glaube der Kleine (...) der ist hundert Prozent integriert und eh bei unserer Tochter ist das schon so, dass sie zwischen zwei Kulturen aufwächst und ehm ich finde schon, dass sie jetzt so mit acht schon teilweise so ein bisschen ihre Identität, ihre Herkunft hinterfragt und dass es zunehmend schwieriger wird, also das ist schon immer wieder Thema bei uns zu Hause, wann wir denn wieder zurück nach Deutschland gehen ehm die Franzosen, also sie versteht die Franzosen nicht ehm sie möchte auch nichts mit denen zu tun haben, wiederum fährt sie natürlich auch ins französische Ferienlager und findet auch gute Freunde da und findet sich gut zurecht, aber es ist immer, ja ich glaube, es liegt auch an uns Eltern, dass wir das den Kindern einfach unheimlich schwer machen sich zu integrieren hier, dadurch dass die auf der deutschen Schule sind und dadurch dass sie sich in der Freizeit immer wieder mit anderen deutschen Kindern treffen, man als, also ich als Elternteil ermögliche es ja meiner Tochter auch sich mit anderen deutschen Kindern zu treffen, aber wiederum in einem Land zu leben, ja wo die Sprache einfach eine andere ist wie unsere und und ja, wo es einfach auch nochmal ganz andere kulturelle Aspekte gibt, die es in Deutschland so nicht gibt, also es ist schon spannend, wie schon so ein achtjähriges Kind das

wahrnimmt und da auch versucht irgendwie seine Identität zu finden, es aber nicht schafft“

I: „Und wie sieht das mit ihrer eigenen Identität aus? Wie würden sie sie beschreiben?“

M: „Ehm ich bin nach wie vor Deutsche, das ist ganz klar, werde ich auch immer bleiben ehm fühle mich in diesem Land eh total wohl, also was das Lebensgefühl angeht ehm bin aber zwischen den beiden Kulturen nach wie vor hin und her gerissen, weil ich natürlich den Vergleich hab, wie war es in Deutschland, wie ist es jetzt hier, was ist gut am französischen System, was ist gut am deutschen System und das optimale wäre natürlich irgendwie einen Platz zu haben, wo beides gemischt ist, also die Vorteile aus beiden Kulturen, aus beiden Ländern, aber das gibt es natürlich nicht und das ist auch so mein innerer Konflikt, wo werden wir die nächsten Jahre leben? Weil für uns nach wie vor zur Debatte steht, gehen wir zurück oder bleiben wir hier?“ (Fam. Siebelt, Transkript 8, Zeile 190-221)

4.3.2 Die kosmopolitisch-europäische Familie

4.3.2.1 Fallbeispiel 2: Die Familie Jones

4.3.2.1.1 Fallübersicht

In ihren familienbiographischen Merkmalen mit einer vielschichtigen Mixtur nationalstaatlicher Prägungen und Wanderungsbewegungen repräsentiert Familie Jones den Typus einer kosmopolitisch-europäischen Familie. Das Interview mit Ellen Jones fand Anfang 2012 in Hamburg im Wohnhaus der Familie statt.

Ellen Jones wird 1979 in Südkorea geboren. Mit fünf Monaten wird sie von einem norwegischen Ehepaar adoptiert, erhält somit die norwegische Staatsbürgerschaft und verbringt ihre Kindheit und Jugend in Norwegen. Im Alter von 16 Jahren verlässt Ellen Jones ihr Elternhaus und zieht nach Frankreich. Dort studiert sie internationale Wirtschaftslehre und Finanzwesen und nimmt unmittelbar nach dem Studium einen Job in einer großen Bank als Finanz- und Hypothekenberaterin an. In Frankreich lernt Ellen Jones auch ihren Ehemann, Peter Jones, kennen. Peter ist gebürtiger Engländer, hat seine Ausbildung als Mechaniker in Großbritannien abgeschlossen und ist aus beruflichen Gründen nach seiner Ausbildung nach Frankreich gegangen. 2006 wird das erste Kind von Familie Jones in Südfrankreich geboren. Nach 13 Jahren beschließt die Familie nach Deutschland umzuziehen, um der norwegischen Heimat von Ellen Jones geographisch näher sein zu können. Seit drei Jahren lebt die Familie nun in Hamburg. Peter Jones hat dort einen Beruf als Mechaniker in Schichtarbeit, während Ellen Jones in einem deutsch-französischen Luftfahrt-Konzern eine Vollzeitstelle bekleidet. 2009 wird das zweite Kind der Familie in Hamburg geboren.

Im Alltagsleben wird die Familie Jones durch vier nationalstaatliche Prägungen gleichzeitig beeinflusst, was sowohl in der Sprache, wie auch der Wahl der Betreuungseinrichtungen der Kinder zum Ausdruck kommt. Während die Tochter der Familie in Frankreich noch eine französische Crèche besucht, entscheidet sich die Familie in Deutschland, beide Kinder in eine deutsch-französische Einrichtung zu geben, anstatt sich auf eine Nationalität zu konzentrieren. Da beide Elternteile außer ihrem Wohnort keine Verbindung zu Deutschland aufbauen können, weder sozial noch institutionell, soll mit der Sozialisation der Kinder ein Brückenschlag in die deutsche Gesellschaft geleistet werden.

Bei dem Familienmodell der Jones ist auffällig, dass sie sich keiner Nation tatsächlich zugehörig fühlen. Die Strukturen mehrmaliger residentieller Migration, einer binationalen Partnerschaft, Kindern, die in unterschiedlichen Ländern auf die Welt gekommen sind und einem Alltagsleben, das auf vielfältige Weise jedwede nationalstaatliche Prägung in das familiäre Leben integriert, bedingen ein multinationales Familienleben offener Art. Der innerfamiliäre Umgang mit verschiedenartigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und institutionellen Strukturen verläuft eher unkritisch. Die Familie empfindet die Diversität ihrer Lebenswelt als Bereicherung und fühlt sich in ihrer multinationalen Struktur keiner Nation näher als der anderen. Der familiäre Lebensmittelpunkt ist potentiell fluktuativ, der familiäre Heimatbegriff wird relativ. In letzter Konsequenz folgt daraus die Erkenntnis, dass sich Familie Jones vom Leben klassischer Expatriates emanzipiert hat und eine eher kosmopolitische Lebensform zu repräsentieren scheint.

4.3.2.1.2 Fallbeschreibung

Im Alltag der Familie Jones treffen vier nationalstaatliche Prägungen gleichzeitig aufeinander, so dass ein Auszug der Vielfalt europäischer Kulturen innerhalb eines Familienkomplexes gebündelt wird. Als norwegisch-englisch binationales Paar verbringen Ellen und Peter Jones ihr Familienleben vorerst in einem dritten Land, Frankreich, bevor sie in ein viertes Land, Deutschland, umsiedeln. Mit der Wahl des dritten, bzw. vierten Landes verfolgen die Jones dabei primär berufliche Ziele, sie kennen sich in den jeweiligen Ankunfts-gesellschaften weder mit den spezifischen kulturellen Gepflogenheiten aus, noch haben sie in einem der beiden Länder verwandtschaftliche oder freundschaftliche Anlaufstellen. Hinzu kommt, dass die beiden Kinder der Jones in zwei unterschiedlichen Ländern geboren und sozialisiert werden, so dass in der Familie unterschiedliche Assoziationsräume von Herkunft, Heimat und Identität verhandelt werden müssen. Diese Verhandlung bezieht sich ebenso auf die Alltagssprache der Familie.

Ellen Jones ist bereits im Jugendalter beruflich ambitioniert und beschließt, ihren Schulabschluss in Frankreich zu absolvieren und die französische Sprache zu erlernen. Sie verlässt somit bereits im Alter von 16 Jahren ihr Elternhaus in Norwegen und beginnt einen neuen Lebensabschnitt in Frankreich. Dort absolviert sie auch ihr Auslandsstudium im Bereich internationale Wirtschaft und Finanzwesen. Mit Beginn

ihrer Berufstätigkeit in Frankreich im Bankenwesen lernt sie ihren jetzigen Ehemann, Peter Jones, kennen. Peter wächst im Norden von England auf, macht dort eine Lehre als Mechaniker und beginnt seine Berufslaufbahn in einem internationalen Industriekonzern. Aufgrund beruflicher Zukunftsperspektiven wechselt er kurz nach seinem Berufseinstieg in den französischen Firmenstandort und zieht 1997 nach Südfrankreich. Ellen und Peter Jones heiraten in Frankreich und gründen dort eine Familie. 2006 wird die Tochter der Jones geboren. Insbesondere Ellen Jones hat damit die familienstrategischen Pläne ihren Wünschen zufolge umgesetzt. Einerseits ist sie sehr karriereorientiert, hatte sich somit stets vorgenommen zu studieren und einen Vollzeit-Job anzunehmen, andererseits wollte sie immer eine Familie gründen, dabei jedoch ihre Karriere nicht einschränken. Aus diesem Grund kehrt Ellen nach der Geburt ihrer Tochter bereits nach vier Monaten in ihren Vollzeitjob zurück während die gemeinsame Tochter in einer französischen Crèche betreut wird. Auch Peter Jones ist durchgehend vollzeitberufstätig und arbeitet im Schichtdienst, so dass keiner der Elternteile die Betreuung der Tochter während des Tages übernehmen kann.

Ellen Jones fügt sich nach eigener Aussage mit ihrer Familienorganisation gänzlich dem französischen Modell, bezogen sowohl auf die Berufstätigkeit beider Elternteile sowie einer frühen Ganztagsbetreuung der Kinder. Grundsätzlich kann sie dem französischen System dabei viel positives abgewinnen. Sie schätzt die strukturierte Ganztagsbetreuung ihrer Tochter. Wann immer sie möchte, kann sie in einer schriftlichen Dokumentation des Tagesablaufs durch die Erzieherinnen die einzelnen Schritte ihrer Tochter verfolgen, wie beispielsweise ihre Ess- und Spielgewohnheiten, und fühlt sich somit in der Erziehung ihres Kindes stark eingebunden und informiert. Zudem empfindet sie den Verlauf ihrer Karriere als äußerst zufriedenstellend und lernt in ihrer Freizeit viele französischsprachige Freunde kennen. Aufgrund der Tatsache, dass Ellen bereits durch die Schule und ihr Studium fließend Französisch spricht, fühlt sie sich bis zu einem gewissen Grad in Frankreich integriert und heimisch. Anders verhält es sich bei ihrem Ehemann Peter Jones. Da er seine Ausbildung in England abgeschlossen hat und im Berufsalltag in Frankreich weiterhin Englisch spricht, kann er sich die französische Sprache nie richtig aneignen und lernt somit auch keine französischen Freunde kennen. In der Freizeit beschäftigt er sich entweder mit seiner Familie oder mit Arbeitskollegen. Um die Angelegenheiten der Tochter kümmert sich somit vornehmlich Ellen Jones. Auch in der Alltagssprache kommt der unterschiedliche Integrationsgrad der einzelnen Familienmitglieder zum Tragen. Peter Jones spricht mit seiner Tochter und seiner Frau ausschließlich Englisch, auch wenn Ellen Jones selbst ihren Mann zum Teil auch auf Französisch anspricht. Die Tochter spricht durch ihre

Ganztagsbetreuung und ihren Freundeskreis fließend Französisch, spricht mit ihrem Vater Englisch und hört ihre Mutter zeitweise auch auf Norwegisch, entsprechend ihrer eigenen Muttersprache, mit ihr reden, kann diese jedoch selbst nicht fließend sprechen. Ellen Jones ist es wichtig, auch ihre Wurzeln, beispielsweise durch die Alltagssprache, in das Familienleben zu integrieren. Sie hat in Frankreich kaum norwegische Freunde finden können und sieht ihre Eltern aufgrund der großen geographischen Entfernung seltener als erhofft. Da jedoch beiderseits der Wunsch nach intensiverem Kontakt besteht, entwickelt sich die Idee, den Familienstandort nochmals zu verlagern.

Als Ellen ein zweites Mal schwanger wird und Peter ein Jobangebot aus Hamburg, dem deutschen Firmenstandort seines Arbeitgebers erhält, fasst die Familie den Entschluss, nach Deutschland umzusiedeln. Bedingung für den Umzug ist jedoch, dass auch Ellen in Deutschland wieder Vollzeit arbeiten kann und der Umzug für sie keine Karriereeinbußen nach sich zieht. Da sie jedoch bereits in Frankreich berufliche Kontakte für ihre Jobsuche nutzen kann, findet sie in Deutschland bereits zwei Tage nach ihrem Umzug einen neuen Vollzeitposten in einem deutsch-französischen Luftfahrtunternehmen. Während der Arbeitsalltag für Peter Jones in Deutschland demselben Rhythmus wie in Frankreich folgt, hat Ellen Jones zwar einen beruflich gleichrangigen Posten, fühlt sich jedoch in gewisser Weise dazu angehalten, ihre Organisation bezüglich der Geburt ihres Sohnes und ihrer Arbeit zu ändern. Anders als in Frankreich nimmt sie sich in Deutschland nach der Geburt zwei Jahre Auszeit von ihrem Beruf, um sich um ihren Sohn kümmern zu können. Das hat für sie zwei Gründe. Einerseits glaubt sie, dass ihre Arbeitskollegen es als unangemessen betrachten würden, wenn sie bereits, wie bei ihrer Tochter, nach nur vier Monaten wieder in den Beruf zurückkehren würde. Diese fehlende Akzeptanz berufstätiger Mütter macht für Ellen Jones den größten Unterschied bezüglich kultureller Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland aus. Der zweite Grund für die längere Phase der Elternzeit sei die geringere Dichte an Krippenplätzen für Babys und Kleinkinder in Deutschland, so dass sich Ellen vorerst gezwungen sieht, sich selbst um die Betreuung ihres Sohnes zu kümmern.

Mittlerweile werden beide Kinder der Jones tagsüber institutionell betreut. Anstatt einer deutschen Schule, bzw. eines deutschen Kindergartens besuchen beide Kinder deutsch-französisch bilinguale Einrichtungen. Die Tochter besucht vormittags eine französische Schule mit deutschem Sprachzweig, die sich an das französische System der *École Maternelle* anlehnt und somit die Kinder bereits mit drei Jahren einschult. Mittags bringt sie der Abhol-Service der Schule in den benachbarten, deutsch-

französischen Hort, den auch ihr jüngerer Bruder besucht. Nach einem gemeinsamen Mittagessen spielen die Kinder dort bis etwa 17.30 Uhr, bis sie von ihrer Mutter wieder abgeholt werden. Beide Kinder haben somit eine garantierte Ganztagsbetreuung bis zu maximal elf Stunden am Tag, da der Hort täglich um 18 Uhr schließt. Ellen Jones empfindet die Betreuungsmöglichkeiten bezüglich der Betreuungszeiten in Deutschland als absolut ausreichend. In Frankreich habe man zwar die Möglichkeit gehabt, seine Kinder abends bis um 20.00 Uhr betreuen zu lassen, was Ellen Jones jedoch als zu lang empfinde. In der Qualität und den pädagogischen Konzepten der einzelnen Betreuungseinrichtungen fallen den Eltern zwischen Deutschland, Frankreich, England und Norwegen immer wieder deutliche Unterschiede auf, wobei sie sich jedoch keinem der Systeme besonders zuwenden. Ihr Blick richtet sich eher auf die jeweiligen Vor- und Nachteile der einzelnen Systeme ohne dabei jedoch bestimmte Konsequenzen bezüglich der institutionellen Betreuungsform zu ziehen. Vielmehr versuchen die Jones, sich der jeweiligen, landestypischen Situation anzupassen und eher unkritisch mit dem Wechsel der Betreuungssysteme umzugehen.

M: „We have been abroad for so long we just sort of adapt.“

I: “Ok, so it’s not a problem to change the system, to change the habits and to-“

M: “No, no, you just accept that’s the way it is (lacht) you have no choice with that (...).“ (Transkript 17, Zeile 100-102)

Trotz dieser relativ unkritischen Anpassungsstrategie rekapituliert Ellen Jones insbesondere ihre Erfahrungen mit den deutschen und den französischen Betreuungsstrukturen. Beispielsweise empfindet sie den Betreuungsschlüssel in Frankreich deutlich besser. Anstatt von zwei Erzieherinnen für etwa 25 Kinder habe man in Frankreich mit neun Personen auf etwa 20 Kinder Acht gegeben, wobei die Altersstruktur der Kinder in der französischen Betreuungseinrichtung deutlich unter dem Altersdurchschnitt des Hortes ihres Sohnes in Deutschland liege. Außerdem habe sie es in Frankreich sehr zu schätzen gewusst, sich die schriftliche Tagesdokumentation des Spiel- und Sozialverhaltens ihres Kindes ansehen zu können. In Deutschland hingegen erhalte sie nur sehr wenige Detailinformationen über das tägliche Betragen ihres Kindes, was unter anderem daran liege, dass ihre Kinder hier weniger strukturiert und kontrolliert ihrem Spieltrieb nachgehen dürften. In Deutschland hätten ihre Kinder die Möglichkeit, sich individuell zu entfalten und eher selbstverantwortlich ihr Spiel zu gestalten. Im Gegensatz zu Frankreich stünden die Kinder hier weniger unter bestimmten Konformitätszwängen und institutionellen Kontrollmechanismen, welche sie auch aus ihren Kindheitserfahrungen in Norwegen

nicht gewohnt war und sie sich somit erst an die französische Betreuungsstruktur gewöhnen musste.

M: „(...) so when I at first started in France it was very very strange and I didn't really like it in the beginning but then you get used to everything.” (Transkript 17, Zeile 90-91)

Ellen Jones berichtet, dass ihre Tochter vor dem Umzug nach Deutschland nie Gummistiefel besessen habe, da die Kinder sich dort in den Betreuungseinrichtungen nicht schmutzig machen würden. Man benutze in Frankreich beispielsweise aus hygienischen Gründen keinen Spielsand, weder im Kindergarten noch auf öffentlichen Spielplätzen. Verwendet würden ausschließlich Softgummibelege, die leichter zu reinigen seien. Auch das Spielzeug in der französischen Krippe sei täglich über Nacht desinfiziert worden. In Deutschland hingegen müsse sie ihre Kinder täglich entsanden und sie müssten deutlich häufiger nach dem Hortaufenthalt die Kleidung wechseln und baden, was sie jedoch als natürlich empfindet, da sie selbst in Norwegen mit einer Vielzahl an Waldkindergärten in der Nähe ihres Wohnortes aufgewachsen sei, deren Strukturen denen von deutschen Kindergärten deutlich ähnlicher seien. Ohnehin habe Ellen Jones die Beobachtung gemacht, dass sie im Gegensatz zu anderen französischen Eltern in Deutschland deutlich besser mit dem Wechsel des Betreuungssystems umgehen könnten. Während andere Eltern sich oftmals schwer täten, die Betreuungskonzepte in Deutschland anzuerkennen, habe Familie Jones kaum Anpassungsschwierigkeiten und finde in ihrer Multinationalität immer wieder Parallelen zu der Betreuungssituation in England und Norwegen.

Auch bezüglich der Alltagssprache hat sich die Familie Jones in Deutschland verändert, was in direktem Zusammenhang mit der Betreuungssituation ihrer Kinder steht. Da die Tochter die ersten Jahre ihrer Kindheit in Frankreich verbracht hat und fließend Französisch spricht, soll sie mit dem Besuch der deutsch-französischen Schule die Möglichkeit bekommen, ihre Französischkenntnisse aufrecht zu erhalten und sich in dem deutschen Schulsystem besser einfügen zu können. Da der Sohn wiederum erst in Deutschland geboren wird und somit das Leben in Frankreich nicht kennenlernen konnte, soll er in der Betreuungseinrichtung einerseits von Beginn an die deutsche Sprache erlernen, sich jedoch andererseits auch die französische Sprache aneignen, die für seine Schwester und zu einem großen Teil auch für seine Mutter im Alltag sehr dominant ist. In der Kommunikation der Eltern untereinander hat sich nach dem Umzug nichts verändert, jedoch ist es nun so, dass die Kinder der Familie Jones mit vier Sprachen gleichzeitig hantieren. In der Betreuungseinrichtung und untereinander sprechen sie Deutsch und Französisch. Ellen Jones spricht mit ihnen

weiterhin Französisch und Norwegisch, Deutsch hingegen sehr selten, da ihre Sprachkenntnisse eher eingeschränkt sind. Peter Jones spricht mit den Kindern weiterhin ausschließlich Englisch. Er hat auch nach dem Umzug seine Begrenzung auf nur eine Alltagssprache nicht ausweiten können und versucht, sich in Hamburg in englischer Sprache zurechtzufinden. Ellen Jones achtet darauf, dass die Kinder in ihrer Freizeit nicht nur eine Sprache untereinander sprechen. Unter anderem deshalb hat sie entschieden, das Fernsehprogramm für die Kinder nach Tageszeit und Sprache aufzuteilen, so dass morgens und abends ein Wechsel zwischen Deutsch und Englisch, KIKA und Nickelodeon, stattfindet. Mit den Worten „*It's a mixture of everything*“ (Transkript 17, Zeile 145) fasst Ellen Jones im Gespräch abschließend sowohl die Komplexität der Alltagssprachlichen Situation, wie auch die nationale Zugehörigkeitskonstruktion ihrer Familie zusammen.

Den Eltern ist es wichtig, die Kinder in der neuen Ankunftsgesellschaft zu integrieren, was auch der Grund dafür ist, dass die Jones das Angebot des Arbeitsgebers von Peter Jones ausschlagen, welches den Kindern einen sicheren Platz in der internationalen Schule in Hamburg zur Verfügung gestellt hätte. Deutsch wäre dort jedoch laut Lehrplan erst ab der sechsten Klasse Teil des Unterrichts, so dass die englische Sprache in der Familie zu dominant geworden wäre und man sich lieber für eine bilinguale Unterbringung entschieden hat. Die Tatsache jedoch, in der Familie keine einheitliche kulturelle Linie einzuhalten und mit vier Personen auch vier unterschiedliche Geburtsländer vorzuweisen, führt laut Ellen dazu, dass die Kinder zwar einerseits sehr weltoffen seien, jedoch andererseits kein stabiles Heimatbild imaginieren könnten und somit identitär nicht festgelegt seien. Ellen und Peter Jones werten diese Tatsache jedoch vorerst als Bereicherung für die Kinder.

M: "Yeah I think they are already open-minded (...) because they're used to children from different countries so I think they value it and even in that school because (...) there's a lot of different backgrounds and different publics so I think that's one advantage from just putting them straight into German school, at least they get a bit of everything." (Transkript 17, Zeile 451-456)

Familie Jones hat sich trotz aller Offenheit vorgenommen, für die nächsten Jahre in Deutschland sesshaft zu werden und vorerst keinen länderübergreifenden Umzug in ihr Familienleben einzukalkulieren. Daher resultiert auch die Einstellung, in Deutschland zumindest auf ihre eigene Art heimisch zu werden und sich ein soziales Netzwerk aufzubauen. Heimisch heiße in dem Fall weniger, sich kulturell, sozial und sprachlich der landestypischen Linie anzupassen, sondern viel mehr, sich in atypischer Form ein Heimatgefühl eigener Art zu schaffen, das sich von geographischen und linear

kulturellen Orientierungspunkten loslöst. Um dieses Vorhaben zu realisieren, sind die Jones insbesondere darin bestrebt, sich ein soziales Netzwerk aus Freunden und Bekannten aufzubauen, die ähnliche Migrationserfahrungen gemacht haben und ebenso um die Konstruktion von Zugehörigkeit und Identität bemüht sind. Ellen Jones empfindet den Kontakt zu Menschen mit denselben Migrationserfahrungen dabei einerseits als bereichernd, um als Familie keine alleinige Sonderrolle in ihrer multinationalen Struktur einzunehmen, andererseits befürchtet sie dadurch jedoch auch eine verstärkte Abspaltung zur Ankunftsgesellschaft und einen geringeren Integrationsmodus.

M: „Here are a lot of families with the same thing that are not from Germany so I think they will always feel a bit foreign.“ (Transkript 17, Zeile 367-368)

Insbesondere Peter Jones lebt in Deutschland eher auf der Oberfläche der Gesellschaft ohne tatsächliche Teilhabe. Aufgrund seines Sprachdefizits ähnelt sein Sozialleben stark seiner französischen Freizeitgestaltung. Er trifft sich ausschließlich mit englischsprachigen Freunden und Kollegen und hat keine Ambitionen, künftig Deutschunterricht zu nehmen. Oberflächlich betrachtet scheint es, als sei Peter Jones weiterhin stark mit seiner englischen Heimat verbunden und bleibe dort identitär verhaftet. Allerdings fühle sich Peter laut eigener Aussage mittlerweile in England wie ein Fremdkörper, er kann sich bei seinen vereinzelt Besuchen dort nicht mehr in die gewohnten Strukturen einfügen und habe mittlerweile sein Heimatgefühl zu England verloren. In seiner Selbstbeschreibung fühlt er sich eher in Deutschland integriert, die genaue Zuordnung seines Identitätsgefühls bleibt vorerst offen.

Ellen Jones hingegen hat sich in Deutschland einen großen, französischsprachigen Freundeskreis aufgebaut. Deutsche Freunde habe sie weniger gefunden, es gäbe einige Kontakte aus der Krippe ihres Sohnes, bzw. der Schule ihrer Tochter, allerdings macht das einen eher geringen Anteil in ihrem Freundeskreis aus. Sie bedauert, bis dato leidlich zwei norwegische Kontakte in Deutschland zu haben und wünscht sich deshalb von Zeit zu Zeit, ihre Tochter auf die skandinavische Schule in Hamburg geschickt zu haben, um in dieser Richtung für sich mehr Anschluss finden zu können. Ellen resümiert für sich persönlich, dass ihre Identität ebenso durchmischt sei, wie die ihrer Tochter. Sie fühle sich einerseits noch stark mit Norwegen verbunden, andererseits jedoch auch mit Frankreich, da sie dort insgesamt 13 Jahre gelebt habe. Nun, da sie in Deutschland ist, möchte sie jedoch das Land nicht wieder verlassen, da sie sich hier mit ihrer Familie sehr wohl fühle. Sie schätze dabei insbesondere die Tatsache, dass man in Deutschland ein größeres Zeitkontingent mit der Familie

verbringen könne, da die Arbeitstage früher endeten und man somit in den frühen Abendstunden mehr Zeit für die Kinder habe.

Den Identitätsdiskurs ihrer Kinder findet Ellen eher unproblematisch. Zwar bedenkt sie, dass ihre Kinder möglicherweise in keinem Land ein adäquates Heimatgefühl entwickeln können, jedoch empfindet sie die dadurch gewonnene Offenheit bezüglich verschiedenster Nationen in Europa gleichzeitig als einen enormen Vorteil gegenüber anderen Kindern ihres Alters. Peter und Ellen Jones haben somit auch keine Zweifel daran, dass sie ihrer Tochter mit dem Umzug von Frankreich nach Deutschland in erster Linie neue Möglichkeiten eröffnet haben ohne bei ihr eine identitäre Verwirrung zu verursachen. Mit ihren jungen Jahren sei der Umzug für sie persönlich eher irrelevant, in diesem Fall zähle Ellen zufolge primär das Beisammensein der Familie und weniger die Lokalität des Familienlebens.

Dazu gehöre unter anderem auch der regelmäßige Kontakt zu den Großeltern der Kinder nach England und Norwegen. Insbesondere die Bindung zu Ellens Eltern habe unter dem Standort Frankreich aufgrund der geographischen Lage gelitten, in Deutschland hingegen könne man beide Eltern relativ unkompliziert besuchen, da die Flugzeiten kürzer und die Ticketpreise niedriger seien. Familie Jones versucht, die Besuche bei ihren Eltern gleichmäßig einzuteilen, zweimal pro Jahr flögen sie nach England und zweimal nach Norwegen. Etwa ebenso oft erhielten sie wiederum Besuch von ihren Eltern in Deutschland, so dass der Kontakt zwar weiterhin sehr eng sei, die Eltern jedoch keine aktive Rolle bei der Kinderbetreuung einnehmen, sondern die Besuche jeweils genutzt würden, um sich auszutauschen und die Bindung aufrecht zu erhalten.

Die Kinderbetreuung außerhalb des institutionellen Rahmens müssen die Jones somit ohne verwandtschaftliche Unterstützung organisieren. Zwar engagiert die Familie zu ihrer Entlastung einmal pro Woche eine Putzfrau, eine Babysitterin haben sie jedoch nicht. Um Zeit in ihre Partnerschaft investieren zu können, versuchen die Jones etwa einmal pro Monat Freunde der Familie für die Kinderbetreuung zu engagieren. Diese Freunde stammen dabei primär aus einem deutsch-französisch binationalen Netzwerk, das Ellen Jones zusammen mit zwei französischen Freundinnen vor kurzem offiziell gegründet hat. Dabei handelt es sich um eine virtuelle Plattform, die insbesondere französische Familien in Deutschland willkommen heißt und ihnen informelle Unterstützung hinsichtlich jeglicher Details rund um den länderübergreifenden Umzug zur Verfügung stellt. Dabei geht es sowohl um Themen, wie Wohnungssuche und Behördengänge, wie auch Jobsuche und Kinderbetreuung. Das Netzwerk soll

zugezogenen Familien die Möglichkeit bieten, sich in der neuen Umgebung besser einfinden zu können und gleichzeitig bereits eine erste Anlaufstelle für soziale Kontakte bieten. Dabei gehen die Aktivitäten des Netzwerks über den virtuellen Raum hinaus. Es werden regelmäßige Treffen für die Mitglieder des Netzwerkes organisiert, wie beispielsweise bilinguale Spielnachmittage für die Kinder oder auch gemeinsame Sonntagsbrunchs mit der gesamten Familie. Ellen Jones kümmert sich dann unter anderem um die Anmietung ganzer Gaststätten, um die kontinuierlich steigende Anzahl an Teilnehmern unterbringen zu können. Laut Ellen Jones sei der Zulauf und die Nachfrage nach ihrem Netzwerk enorm, so dass sie einen Großteil ihrer Freizeit für das Management der Plattform investiere. Sie selbst, wie auch ihre Kinder hätten dadurch einen großen Mehrwert, was die Integration in Deutschland betrifft. Peter hingegen sei weniger involviert, da er sich innerhalb des Netzwerkes, in dem fast ausschließlich auf Französisch kommuniziert wird, sprachlich nicht bewegen könne und somit Ellen den Vortritt bei der Pflege sozialer Kontakte und der familiären Integrationsarbeit lasse. Ellen Jones fühle sich durch die Arbeit an ihrer Plattform in Deutschland sehr viel integrierter. Der Weg führt sie dabei über die Integrationshilfe zugezogener französischer Familien und eine wechselseitige Einbindung in ein frankophones soziales Netzwerk, was ihr wiederum helfe, sich stärker mit der deutschen Gesellschaft auseinanderzusetzen, um Zugezogenen die Attraktivität des Landes zu vermitteln und adäquate kulturelle Freizeitangebote in ihrem Netzwerk anzubieten.

Der Wunsch nach Sesshaftigkeit in Deutschland und dem Gefühl der Integration wird in der Familie Jones über die Partizipation in internationalen Strukturen und einer aktiven Auseinandersetzung mit der Integrationsarbeit Zugezogener vermittelt. Integration und Zugehörigkeit ordnet sich für die Familie Jones somit nicht linear dem Prinzip nationaler Assimilation unter, sondern nimmt den Umweg über die Einbindung in internationale Netzwerke und ein bewusstes Praktizieren von migrationskulturellen Gemeinsamkeiten.

4.3.2.2 Familienleben als kosmopolitisches Paradigma

Unter den zweiten Idealtypus, die kosmopolitisch-europäische Familie, lassen sich insgesamt sechs Interviews des Gesamtsamples subsumieren. Von den sechs Interviews fanden zwei Gespräche mit beiden Ehepartnern und die restlichen vier Interviews allein mit den Ehefrauen bzw. Müttern statt. Alle Interviews wurden dabei in der derzeitigen Residenzgesellschaft der Probanden nach ein- oder mehrmaligem Umzug entweder in der Wohnung der Probanden oder während der Mittagspause in büronahen Restaurants geführt. Die sechs Familien des Idealtypus sind strukturell untergliedert in zwei nationale Ehen, eine britische und eine spanische und drei binationale Ehen (norwegisch-britisch/ spanisch-deutsch/ schwedisch-deutsch). Im sechsten Fall handelt es sich um eine binationale Partnerschaft mit einem außereuropäischen Partner (österreichisch-indisch). Zu erwähnen bleibt, dass sich in der Sampleauswahl des zweiten Idealtypus neben der Partnerschaft mit einer außereuropäischen Nationalität noch zwei weitere außereuropäisch-nationalstaatliche Spuren finden lassen. Einerseits in der binational norwegisch-britischen Ehe, in der die Ehepartnerin in Südkorea geboren, dann jedoch als Kleinkind von einem norwegischen Ehepaar adoptiert wurde und andererseits in der binational schwedisch-deutschen Ehe, bei der ebenfalls die Mutter in China zur Welt gekommen ist, dann jedoch gemeinsam mit der Familie bereits sehr früh nach Deutschland gezogen ist und somit eine deutsche Staatsbürgerschaft besitzt. Durchschnittlich haben die Probanden des zweiten Idealtypus 1,5 Kinder im Alter von 3,2 Jahren. Auch in dieser Sampleauswahl fand ein Interview mit einer schwangeren Probandin statt, so dass die genannte Kinderzahl lediglich eine Momentaufnahme darstellt und mit einem weiblichen Durchschnittsalter von 36,8 Jahren innerhalb des zweiten Idealtypus noch weitere Kinder zu erwarten sind. Die Probanden des zweiten Idealtypus sind zu einem Großteil bereits sehr früh in ihrem biographischen Verlauf mit Migration bzw. Bi- oder Multinationalität in Kontakt gekommen. Es finden sich erstens klassische Third Culture Kids in der Sampleauswahl, wie auch mehrere Personen, die bilingual erzogen wurden sowie zu einem Großteil ausbildungsbezogene Auslandsaufenthalte im Rahmen von ERASMUS. In vier Fällen haben sich die Partner während dieser ausbildungs- oder berufsbezogenen Auslandsaufenthalte kennengelernt, in zwei Fällen jedoch über das Studium innerhalb der Herkunftsgesellschaft. Die durchschnittliche Quote unterschiedlicher nationalstaatlicher Einflüsse und Netzwerkverbindungen, hinsichtlich Sprache, sozialer Netzwerke und der Umzugshäufigkeit ist innerhalb dieses zweiten Idealtypus signifikant am höchsten.

Die Lebenspraxis der kosmopolitisch-europäischen Familie lässt sich inhaltlich als multioptionales Linearmodell beschreiben. Die Betonung liegt dabei einerseits auf dem besonderen Facettenreichtum des Alltagslebens innerhalb der kosmopolitisch-europäischen Familie, das durch die multinationalen Einflusststrukturen und eine erhöhte Umzugssequenz bedingt wird und andererseits auf dem unbeschwerten, zum Teil unkritischen Umgang mit der nationalen Buntheit ihres Lebens, so dass sich der zweite Idealtypus trotz der alltagspraktischen Vielfalt in der Linearität ihres familiären Werdegangs nicht herausgefordert fühlt. Auffällig ist zunächst die hohe interne Internationalität der kosmopolitisch-europäischen Familie, die sich bereits über eine gewisse transnationale Mixtur der Herkunftsfamilie zusammensetzt. In der Regel geht damit gleichwohl der Durchlauf aller Stufen des familiären Europäisierungsprozesses, hinsichtlich der Family/ Student/ Love Migration einher. Da sich die kosmopolitisch-europäische Familie darüber hinaus dadurch auszeichnet, dass auch mehrmalige länderübergreifende Umzüge nicht unüblich sind, praktiziert die Familie ein national offenes Konzept in punkto Kindererziehung und Alltagssprache. Sie agiert dabei oftmals weniger idealistisch und relativiert nationalstaatliche Unterschiede in der familiären Praxis sowie der jeweiligen Betreuungskultur. Lokale Identität ist für den Typus der kosmopolitisch-europäischen Familie weniger wichtig, Europa per se wird als Identifikationsmaske genutzt. Allgemein gilt: Zu Hause ist, wo die Familie ist.

Bereits anhand des vorangestellten Fallbeispiels der Familie Jones lässt sich eine hohe interne Internationalität der kosmopolitisch-europäischen Familie erkennen. Diese Strukturen werden über ein transnationales Gefüge der Herkunftsfamilie vorgeprägt und setzen sich in der mobilen Lebensform und der Alltagspraxis des vorliegenden Familientypus fort. Kulturelle Prägungen, nationale Zugehörigkeiten und die Alltagssprache sind somit für die Elterngeneration der kosmopolitisch-europäischen Familie nicht eindimensional gedacht, sondern orientieren sich durchgängig an mehrdimensionalen Mustern. Inwiefern sich solche Muster bereits früh formieren und über das eigene Familienleben fortsetzen, zeigt unter anderem das Beispiel des deutsch-schwedischen Ehepaars Andersson/ Li:

M: „(...) also ursprünglich bin ich ja aus Hongkong auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber, meine Großeltern sind in den USA, also sind Amerikaner und wir haben ja in Frankreich gelebt, wie beide und ehm ich hab in London gearbeitet und in der Schweiz und das ist so gemischt“ (Fam. Andersson / Li, Transkript 16, Zeile 586-589)

Die chinesisch-amerikanischen Wurzeln von Meilin Li werden durch ihre deutsche Staatsbürgerschaft verdeckt. Meilin Li reist bereits im Alter von 16 Jahren zu Studienzwecken nach Frankreich und lernt dort ihren jetzigen Ehemann, den

Schweden Erik Andersson kennen, der ebenfalls im Rahmen von ERASMUS in Frankreich studiert. Gemeinsam reisen sie weiter nach London, um dort erste Berufserfahrungen zu sammeln. Diese Berufserfahrungen vertiefen sie getrennt voneinander in der Schweiz, bzw. in den USA. Um eine Familie gründen zu können, zieht das binationale Paar schließlich nach Schweden, dort heiraten sie und bekommen einen Sohn. Die nächste Station des gemeinsamen Familienlebens soll Deutschland sein. Die Selbstverständlichkeit von Mobilität, die Offenheit gegenüber unterschiedlichen Wohnorten in verschiedenen Ländern sowie die damit einhergehende relative Ungebundenheit an einen bestimmten Ort lässt sich ebenso an weiteren Probanden innerhalb dieses Idealtypus ablesen, wobei damit immer auch ein bestimmtes, mobilitätsaffines Verhalten der Herkunftsfamilie einherzugehen scheint.

M: „(...) ich bin mit meiner Familie und auch mein Mann sind oft umgezogen mit meinen Eltern und ich denke, das hat an mich so erstmal dieses Gefühl zu einem Standort haben wir nicht und ich denke auch gut, mir ist egal hier wo ich wohne solange ich in der Nähe bin von meiner Familie“ (Fam. Álvarez Diaz, Transkript 14, Zeile 394-397)

M: “(...) my dad was a languages teacher and so we were all encouraged to speak languages and we travelled a lot as a family to Europe and yeah we always were encouraged by our parents to pursue whatever opportunities there are for us so I mean my brother were offered the job in Norway (...) my parents moved to France eight years ago, my father he died last year and my mother, she still lives in France and will stay in France so I know I don't have any family in England apart from my sister (...) because I don't have that tie, I don't miss everything so ” (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 288-291/ 136-142)

Mit englischen Wurzeln und einer Familie, die sich im Laufe der Zeit geographisch über England, Frankreich und Norwegen verteilt hat, verliert Anna Dunken als jüngste Tochter der Familie schnell die Haftung an eine bestimmte Nationalität, sondern orientiert sich bereits früh an gesamteuropäischen Zugehörigkeiten und Deutungsmustern. Damit einher geht gleichfalls der Weg ihres Studiums und ihrer Berufswahl. Anna Dunken studiert European Politics sowie Spanisch und Französisch und bleibt am Ort ihres ERASMUS-Aufenthaltes in Brüssel haften. Dort beginnt sie früh eine Management-Karriere, bei der sie verschiedene Stationen des Europäischen Parlaments und der Europäischen Kommission durchläuft. Die Europazentriertheit ihres Arbeitsumfeldes und die multinationale Struktur ihrer Herkunftsfamilie führen dazu, dass weder die Kultur und Nationalität ihrer Residenzgesellschaft, noch die ihrer Herkunftsgesellschaft, wie auch die ihres Mannes, der ebenfalls aus England stammt, eine besondere Gewichtung in ihrem Alltagsleben erhält. Der Facettenreichtum

hinsichtlich ihrer kulturellen Orientierung wie auch ihrer Alltagssprache setzt sich gleichsam in ihren Erziehungsidealen fort, so dass auch der Sohn der Dunkens in einem multinational geprägten Umfeld aufwächst.

M: "(...) my son is in crèche where where I think there are three Belgium kids out of 25 and the rest of the children are from all of the different countries all over Europe, I mean his best friends, one of them is half German, half French one of them is half Chinese, half French and there's a Bulgarian girl you know I mean all of these kids in his playing group, I mean they play together in French but when their parents pick them up they all have different languages and you know"

I: "So it's a good feeling?"

M: "Yeah it's a good feeling, it's a good feeling, you feel yeah obviously I work for the European institutions so I am very pro European and that's good, I mean that's a fantastic feeling that when my son grows up with all of those nationalities and that gives him a tolerance of understanding all those cultures and the nationalities" (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 436-447)

Die Multioptionalität des familiären Alltags der kosmopolitisch-europäischen Familie gestaltet sich über die Aspekte der Sprache, der Internationalität von Betreuungseinrichtungen, des elterlichen Arbeitsumfeldes, des sozialen Umfeldes und Freundschaftsnetzwerkes sowie letztlich auch über nationale Zugehörigkeitsgefühle. Dabei führt oftmals bereits die Struktur der elterlichen Beziehungsform zu einem erweiterten Gefüge interner Internationalität mit der „Wahl des dritten Landes“ als Residenzgesellschaft binationaler Beziehungen. Wie auch im Fallbeispiel der Familie Jones, hat sich das Ehepaar Krüger als deutsch-spanisches Paar gegen den nationalen „Heimvorteil“ eines der Ehepartner entschieden:

I: "So you both feel comfortable here in Sweden?"

V: "It's eh it's nice and no one of us has any advantage, let's say it's a neutral area" (Fam. Krüger, Transkript 12, Zeile 83-84)

Das Bewegen auf einem solch, nationalstaatlich betrachtet, „neutralen Feld“ birgt jedoch gleichzeitig gewisse Implikationen, die sich auf die Gesamtstruktur des Familienalltags auswirken. Mit der „Wahl des dritten Landes“ wählt die Familie ebenso eine gewisse Sprachvielfalt, die sich unweigerlich sowohl auf die Elterngeneration wie auch die Kinder auswirkt. Diese Sprachvielfalt ist jedoch im Falle der kosmopolitisch-europäischen Familie kein unerwünschter Nebeneffekt sondern vielmehr ausdrücklicher Wunsch im Sinne eines offen gestalteten Familienalltags. Ein Großteil der sechs Fälle innerhalb des zweiten Idealtypus praktiziert im Kreis der Kernfamilie

vier Sprachen gleichzeitig. Im Fall der Familie Krüger sind das beispielsweise Deutsch, Spanisch, Englisch und Schwedisch:

V: "(...) have different languages at home of course our language is not normal, it's not Swedish or not German, it's not one, it's many different languages"

M: "(...) I speak Spanish to them [kids] and he speaks German to them and we speak Spanish and English when he don't understand"

V: "And the kids speak mostly Swedish with each other" (Fam. Krüger, Transkript 12, Zeile 11-12/ 30-33)

Familie Andersson/ Li, in der sogar fünf Sprachen gesprochen werden, jedoch nur vier davon mit dem Sohn, sieht die Sprachvielfalt als besondere Zukunftschance für ihr Kind. Sie begreifen Sprache als kulturellen Vermittler und erhoffen sich dadurch für ihren Sohn, andere Kulturen besser verstehen und annehmen zu können.

M: „(...) wir sprechen auch mehrere Sprachen (...) manchmal ist das so, wie so ein Messenger, also die Sprache und man kann irgendwie kompletter sein (), das ist so bereichernd“

V: "And if it makes him more interested in languages, it would be great cause we both are interested in different languages and cultures and also the more languages ehm it's easier to to understand cultures" (Fam. Andersson/ Li, Transkript 16, Zeile 910-921)

Der Aspekt der Sprachenvielfalt in Kombination mit dem Kontakt zu kultureller Vielfalt und einer generellen Offenheit und Toleranz gegenüber anderen Nationalitäten soll in der kosmopolitisch-europäischen Familie insbesondere über die Wahl der Betreuungseinrichtung gefördert werden. Dieser Familientypus lehnt streng lokale Einrichtungen ab. Mit der Betreuung der Kinder sollen möglichst breit gefächerte, internationale Kontakte geknüpft und das Interesse der Kinder für andere Kulturen und Sprachen gefördert werden. Integration erfolgt dabei in einem rein internationalen Rahmen und somit in einer Parallelsphäre zur Lokalgemeinde.

M: „(...) hier sind in dieser deutschen Schule [Auslandsschule in Frankreich], sind natürlich viele andere Kinder aus anderen Nationalitäten, das sind nicht nur deutsche, das sind auch französische Kinder, da sind auch englische Kinder und ehm das bringt natürlich mehr Offenheit, also dass die Kinder kennen, es gibt andere Sprachen, es gibt andere Kulturen, das finde ich eh genial“ (Fam. Álvarez Diaz, Transkript 14, Zeile 154-158)

Eben jene Faktoren der Offenheit für kulturelle Vielfalt, der transnationalen und transkulturellen Vernetzungsstrukturen sowie der hohen Sprachdiversität klassifiziert diesen zweiten Idealtypus als eine kosmopolitische Form europäischen

Familienlebens. Mit Ulrich Beck und Edgar Grande wird der Kosmopolitismus als „eine besondere Form des gesellschaftlichen Umgangs mit kultureller Andersartigkeit“ beschrieben, in der das Prinzip des „Sowohl-als-Auch“ zur Maxime erhoben werde. (Beck/ Grande 2004, S. 25/28) Dabei wird insbesondere die „Polygamie der Sprachen“ als Antriebsmotor für die „innere Kosmopolitisierung Europas“ gewertet. (Ebd., S. 158) Beck und Grande betonen, dass der Charakter des Kosmopolitismus darin bestehe, Andersartigkeit in nationaler, kultureller und sprachlicher Hinsicht ohne den Blick des methodologischen Nationalismus zu bejahen, positiv zu bewerten und in gewisser Hinsicht in das eigene Lebensmodell zu integrieren. Dieser Schritt bedeute nicht nur Anerkennung und Toleranz von Vielfalt, sondern auch eine Erweiterung der je eigenen Perspektive. „Es gibt einen Egoismus des kosmopolitischen Interesses. Wer die Sicht der Anderen im eigenen Lebenszusammenhang integriert, erfährt mehr über sich selbst und die Anderen.“ (Ebd., S. 28)

Dass ein solch kosmopolitisch geprägter Blick über die Fixierung auf das Nationale erhaben ist und dabei gleichzeitig eine veränderte Perspektive auf die Konstruktion von Heimat und Identität nach sich zieht, lässt sich anhand des folgenden Zitats ablesen:

M: „(...) sie verstehen auch (...) schon heute mit vier oder fünf Jahre alt begreifen dass es gibt andere Länder, es gibt andere Sprachen, das ist schon, ich glaube, das ist nicht selbstverständlich, dass mit vier, wenn wir Freundinnen zu Besuch haben sie fragen und was sprechen wir heute? Englisch, Französisch? So, für sie ist es ganz normal, ehm aber mit Nationalität, ich glaube das ist für sie gar nicht klar, also momentan für sie, denke ich mal, wo die Familie ist, ist Heimat und in der Zukunft weiß ich es nicht“ (Fam. Álvarez Diaz, Transkript 14, Zeile 328-334)

Das Unvermögen, Heimat an nationalstaatlichen Fixpunkten festzumachen, beschreibt die Probandin Mercedes Álvarez Diaz dabei nicht nur für ihre Kinder, die in einem sehr transnational geprägten Umfeld aufwachsen, sondern gleichfalls für sich selbst:

M: „(...) ich habe jetzt festgestellt, man findet in allen Ländern schöne und gute Sachen und es gibt auch Sachen, die nicht so schön sind, ich habe mich sehr wohl gefühlt in Deutschland, es gibt viele tolle Sachen, ich sage auch heute, ich würde gerne wieder nach Deutschland gehen, kein Thema oder kein Problem ehm es ist so, wenn ich in Spanien bin oder ich mache da Urlaub, ich sage immer, oh und das ist in Deutschland viel besser und das funktioniert so (lacht) und wenn ich in Deutschland bin, sage ich genau das gleich und in Frankreich, also man ist ein bisschen zerrissen weil ehm man kennt was besser ist in allen Ländern oder alle Länder, die wir kennen und von daher denke ich ok, wenn wir alles zusammen hätten, dann wäre es das Beste aber ich finde,

*man kann von alles lernen, ich finde, wir versuchen immer die positive Seite zu finden“
(Fam. Álvarez-Díaz, Transkript 12, Zeile 314-325)*

Das Leben innerhalb einer solch offen multinationalen und multioptionalen Textur ohne klassisch eindimensional nationalstaatliche Bezüge ist zunächst prototypisch für die kosmopolitisch-europäische Familie. Die Verwirrung um nationale Identitäten und Zugehörigkeitsmuster wird über eine europäische Selbstbeschreibung abgemildert, so dass sich der zweite Idealtypus als Mischung individueller Einflusststrukturen betrachtet. Der innerfamiliäre Facettenreichtum wird dabei über das europäische Gerüst stabilisiert.

V: “Maybe it is more difficult, it is more like European, we are mixed completely, you [his wife] are from Spain, I am from Germany, you are catholic, deeply catholic, I am not (lacht) (...) we see the advantages and the disadvantages of that and try to always find a way that fits us (...) I think it’s all about trying to find compromises every day (lacht) also in teaching the kids so what is the best or not, we are different what we use on that (lacht)” (Fam. Krüger, Transkript 12, Zeile 248-256)

Diese Perspektive der Selbstbeschreibung, der innerfamiliären Integration von Vielfalt vor dem Hintergrund eines gemeinsamen europäischen Identifikationsrahmens entspricht der Kosmopolitismus-Idee nach Beck und Grande, die in dem Fall Europa als „ein verbindendes Gerüst von inhaltlichen und prozeduralen Normen“ betrachten, das die Differenzbejahung per se erst möglich mache. Der Kosmopolitismus benötige „einen gewissen Bestand an universellen Normen, die es ermöglichen, den Umgang mit Andersartigkeit zu regulieren“. (Beck/ Grande 2004, S. 30/31) Die Probandin Anna Dunken macht daran fest, zwar die innereuropäischen Diversitätsstrukturen zu begrüßen, außerhalb von Europa in Ermangelung einer fehlenden gemeinsamen Basis jedoch nicht leben zu wollen:

I: “Could you also imagine to live outside of Europe?”

M: “Ehm I don’t think so for me, partly because of what I do but also partly because I think Europeans well we have all our different languages and we have a different culture and different things but we are all quite similar in a way, I think we have a shared history and a shared vision of the future and we also have shared ideals so there are a lot of the values that are still the same (...) For me it’s the shared vision, I mean one of the things what Europe tries to do is to bring everybody up to this level and I mean some of the countries have in fact to, ehm I have a friend in Sweden and Sweden for example goes far beyond the EU requirements in terms of childcare and parental leave and work-life-balance and other countries have been brought up to the level Europe is expected from them so it’s been on just try to bring everybody on to the similar, I don’t

know, the similar experiences, no I don't think that the European cultures will disappear, no, it's always the Bulgarian culture and the British culture and the French culture but it is that we're creating common values from European people between these kind of borders between cultures because I can do the same here as I can if I go to France, we have the same rights, so that kind of thing" (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 455-485)

Wie bereits über das Fallbeispiel der Familie Jones abzulesen war, setzt sich dieses Gefühl der gemeinsamen Basis und der grundsätzlichen Gleichheit trotz aller Vielfalt in der Identitätsbeschreibung der kosmopolitisch-europäischen Familie fort. Nationalstaatliche Zugehörigkeitsgefühle verschwimmen während die europäische Selbstbeschreibung zunimmt, die wiederum für jeden Probanden eine individuelle Bedeutung besitzt.

M: "(...) I mean I'm English, I will always be English but I feel more European and I live in Belgium, I feel Belgium and yeah I don't know, I suppose I would just say like an English-European, I don't know, no I feel European, I feel part of a big, because in Brussels I mean in my office I work with a Portuguese and an Italian and next door there's a Bulgarian and a French man and the other side is a Dutch man so I mean I work with all of these nationalities and you know it's a melting pot and so I don't feel, I certainly don't feel Belgium but I don't feel British particularly, I don't feel, I don't know, no, I think I feel European, I just feel part of this big community I suppose" (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 417-426)

Mit der Auflösung streng lokal konnotierter Identitätskonstruktionen gerät ebenso das Gefühl von Heimat ins Wanken. Heimat lässt sich fortan nicht mehr an Orten, sondern an Erlebnissen, Prozessen und Erfahrungen festmachen:

M: "(...) it's silly things that makes you feel at home I suppose for example I know who won X-Factor or () you know people talk about you know celebrity and you don't know who that is or they talk about a new chocolate bar and you never tried it, that's all those little things that make you feel part of a culture" (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 403-407)

Vor allen Dingen jedoch erhält Heimat im Typus der kosmopolitisch-europäischen Familie einen familiären Bezug. Über Mobilität und die starke transnationale Vernetzung dieses Familientypus werden insbesondere Ortsbezüge vergänglich während die eigene Kernfamilie als Faktor der Stabilität und des Rückhaltes betrachtet werden kann. Wie also bereits Mercedes Álvarez Diaz in einem vorausgegangenen Zitat betont hat „*wo die Familie ist, ist Heimat*“, schließt sich auch Anna Dunken an eine solche Heimatkonstruktion an: „*home is where my family is*“ (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 394) Mit der Familie als Heimat und einer Identitätsbeschreibung,

in der das europäische Moment an Bedeutung gewinnt, sieht die kosmopolitisch-europäische Familie weder die Multioptionalität ihres Alltagslebens, noch die Frage der Tradierung von Zugehörigkeitsmustern oder etwa die Unterschiedlichkeit mobilitätsbedingter, innerfamiliärer Staatsangehörigkeiten als besonderes Problem. Offenheit und Vielfalt hält im Sinne dieses Familientypus eine große Bandbreite an Wahlmöglichkeiten bereit, die insbesondere für das Leben der Kinder zukünftig viele Chancen, beruflicher, wie auch privater Natur, bieten.

M: „Ja nee, sie hat einen deutschen Pass eh w/ sie ist in Deutschland geboren worden, sie hat einen deutschen Pass und hier spielt es ja keine Rolle, weil sie ist ja European Union Citizen und hat die gleichen Rechte außer das Wahlrecht für die große Wahl nicht, aber das spielt ja bei ihr noch keine Rolle und später kann sie sich mal aussuchen, was sie/ welche Nationalität sie haben will und ja, das spielt eigentlich gar keine Rolle“ (Fam. Müller, Transkript 15, Zeile 951-957)

Gerade aufgrund dieser Betonung von Offenheit ist für die kosmopolitisch-europäische Familie der Kontakt zur Herkunftsfamilie besonders wichtig. Das familiäre Netzwerk erdet diesen Familientypus und gibt sowohl den Eltern wie auch den Kindern in gewisser Form Sicherheit. Somit wird erstens darauf geachtet, den Kontakt zur Herkunftsfamilie dauerhaft aufrecht zu erhalten und in einem möglichst engen Rahmen zu gestalten.

M: „(...) ich wünsche mir nur meine Familie in der Nähe und das ich denke, das ist auch gut für die Kinder, ist ein enger Kontakt mit den Großeltern, aber das ist eine sehr schöne Situation für die Kinder und jetzt ich finde auch ein bisschen schade, wir sind auch in Kontakt mit meiner Familie, wir sind dreimal pro Jahr fahren wir nach Spanien, sie kommen auch hierher und sie waren auch vorher in Deutschland und wir telefonieren schon oft in der Woche, nicht nur einmal sondern öfter in der Woche, sie sprechen mit den Kindern und ich versuche natürlich jetzt eh dass der Kontakt da ist“ (Fam. Álvarez Diaz, Transkript 14, Zeile 259-266)

Zweitens kommt auch bei diesem Familientypus, wie schon in der selektiv-europäischen Familie, das Prinzip der reziprozitätsbasierten Betreuungskultur zum Tragen. Die kosmopolitisch-europäische Familie legt besonderen Wert auf die Betreuung der Kinder über die eigene Familie und somit eine kontinuierliche Einbeziehung der Großeltern in die Erziehung der Kinder. Im Falle von Amalia Müller geht der Wunsch nach Betreuung durch die eigenen Eltern so weit, dass sie ihren Eltern nach deren berufsbedingtem Umzug von Deutschland nach England auf dem Fuße folgt, nur um ihre Tochter weiterhin über ihre eigene Mutter betreuen lassen zu

können. Grenzübergreifende Mobilität und potentielle Karriereeinbußen spielen dabei eine eher untergeordnete Rolle.

M: „(...) Karriereplanung richtet sich bei mir auch immer danach, dass mein Kind auch bestmöglich betreut ist“ (Fam. Müller, Transkript 15, Zeile 238-239)

Eben jene bestmögliche Betreuung sieht sie allein in der großelterlichen Betreuungsform, so dass sie ihren Job in einer deutschen Anwaltskanzlei kündigt und in England in die Nähe ihrer Großeltern zieht. Dort ist sie durch ihre neue juristische Stelle zwar deutlich stärker eingespannt als es in Deutschland der Fall war, für sie hat sich der Umzug von England nach Deutschland jedoch hinsichtlich der Betreuung ihrer Tochter trotzdem gelohnt. Andere Probanden innerhalb des zweiten Idealtypus zeigen ähnliche Neigungen des sehr starken Bezugs zur Herkunftsfamilie hinsichtlich der Kinderbetreuung, lediglich die länderübergreifende Mobilität erfolgt aus anderer Richtung. Selbst für kürzere Betreuungszeitfenster und Betreuungsbedarfe wird lieber auf die eigenen Eltern als auf externe Betreuungshilfen zurückgegriffen, selbst wenn die ökonomische Situation der Familie ohne weiteres die Beschäftigung externer Babysitter zulassen würde.

M: “(...) my mom came from France for three days to look after my son and to babysit while we went to Ballet” (Fam. Dunken, Transkript 13, Zeile 347-349)

Betrachtet man abschließend die Faktoren der Verbindlichkeit, der Identität sowie der Tradierung für den Typus der kosmopolitisch-europäischen Familie, so lässt sich an dem letztgenannten Aspekt bereits erkennen, dass in dieser Familienform Verbindlichkeit mit Familie gleichgesetzt wird. Nationalstaatliche Bezüge geraten dabei sowohl hinsichtlich der Verbindlichkeit wie auch der Identitätskonstruktion in den Hintergrund. Die identitäre Selbstbeschreibung der kosmopolitisch-europäischen Familie orientiert sich viel mehr an einem gesamteuropäischen Bezugsrahmen, denn an kleineren Einheiten wie beispielsweise der Herkunftskultur oder an heimatlich konnotierten Orten. Das beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, dass auch Heimat seinen Ortsbezug verliert und ebenso wie im Falle der Verbindlichkeit an Familie festgemacht wird. Der Aspekt der Tradierung fügt sich in dieses Muster ein. Einerseits soll ein starker Bezug zur eigenen Familie aufgebaut und somit ein System der Stabilität erschaffen werden, andererseits jedoch wird versucht, die Kinder nach dem Prinzip des „being open-minded“ zu erziehen. Die Weitergabe des kosmopolitischen Gedankenguts steht dabei an erster Stelle.

4.3.3 Die retrospektiv-europäische Familie

4.3.3.1 Fallbeispiel 3: Die Familie Leclerc

4.3.3.1.1 Fallübersicht

Der Typus der retrospektiv-europäischen Familie wird explizit durch das biographische Modell der Familie Leclerc beschrieben. Aufgrund eines länderübergreifenden Umzuges innerhalb der Erhebungsphase konnten zwei Interviews mit einem Abstand von einem Jahr an zwei unterschiedlichen Wohnorten durchgeführt werden. Im Frühjahr 2011 kam es zu einem ersten Treffen mit dem Elternpaar in ihrem Wohnhaus in einem Randbezirk von Den Haag. Nach dem Umzug im Winter 2011 ergab sich im Mai 2012 ein zweites Interview mit Frau Leclerc in München, dem neuen Wohnort der Familie.

Corinna Leclerc wird 1974 in Norddeutschland geboren und wächst gemeinsam mit ihrer Schwester in deutschem Elternhaus auf. Sie studiert in Kiel Gymnasiallehreramt und schließt nach einem ERASMUS-Aufenthalt ihr Studium mit dem zweiten Staatsexamen ab. Während ihres ERASMUS-Jahres in einer französischen Kleinstadt arbeitet sie als Assistenzlehrerin und lernt dort ihren jetzigen Ehemann, den Diplom-Informatiker Jean-Paul Leclerc kennen. Zunächst geht das Paar gemeinsam zurück nach Kiel, wo Corinna Leclerc ihr Studium beendet. Danach leben sie einige Zeit in Hamburg. Jean-Paul erhält dort das Angebot beim Europäischen Patentamt in Den Haag zu arbeiten, so dass das Paar 2004 gemeinsam in die Niederlande zieht. In den Jahren 2008 und 2010 werden die beiden Söhne Marcel und Luca in den Haag geboren, die dort an drei Tagen in der Woche eine niederländische Krippe besuchen. Während Jean-Paul Leclerc kontinuierlich seine Laufbahn beim Europäischen Patentamt fortsetzt, wechselt seine Frau zwischenzeitig das berufliche Metier. Nach einer relativ kurzen Anfangsphase als Sprachlehrerin an einer niederländischen Schule arbeitet Corinna fortan als Senior Account Manager in einem internationalen Publikationsunternehmen.

Nach sieben Jahren in den Niederlanden entscheiden sich die Eltern nach Deutschland zurück zu kehren. Corinna Leclerc gibt dafür ihren Job gänzlich auf und Jean-Paul Leclerc reicht eine Bitte um Versetzung ein. Nach dessen Bewilligung zieht die Familie im Winter 2011 nach München. Während die berufliche Position von Jean-Paul nach dem Umzug unverändert bleibt, bemüht sich Corinna Leclerc in einer langen

Bewerbungsphase um einen qualifizierten Teilzeitjob. Schließlich nimmt sie das Angebot einer Consultant-Stelle im wissenschaftlichen Bereich an. Die beiden Söhne der Leclercs besuchen ab dem vierten Lebensjahr die Münchener Europaschule. Zuvor werden sie in einer privaten, bilingualen Betreuungseinrichtung untergebracht.

Die Familienbiographie der Leclercs ist durch einen besonderen Verlauf gekennzeichnet, der sich über die Jahre stufenweise vollzieht. Während sich das deutsch-französische Paar zu Beginn erwartungsfroh in die Migrationserfahrung begibt und den Umzug in die Niederlande als Bereicherung wertet, stellen sie nach einiger Zeit der Eingewöhnung fest, dass sie sich in Holland trotz ihres subjektiv empfundenen umfangreichen Integrationsbemühens als Familie nicht einfinden können. Weder das Erlernen der Sprache, noch die Integration der Kinder in die örtlichen Betreuungseinrichtungen tragen zu einer Annäherung an die niederländische Gesellschaft bei, so dass die letzten Jahre des Aufenthaltes in den Niederlanden eher dem Leben klassischer Expatriates nahe kommt. In dieser Phase wird die Hinwendung sowohl zur deutschen wie auch zur französischen Herkunftskultur nachhaltig gestärkt. Diese Entwicklung der negativen Migrationserfahrung endet letztlich in der Rückwanderung nach Deutschland. An diesem Punkt zeichnet sich die Besonderheit des Falles ab. Zurück im Nationalen beginnt die Familie, mehr denn je, ihr Leben transnational zu gestalten. Rückwirkend setzt bei den Leclercs eine besondere Art der Europäisierungserfahrung ein, die sich auf die Alltagsgestaltung in der Herkunftsgesellschaft in besonderer Weise auswirkt.

4.3.3.1.2 Fallbeschreibung

Die Leclercs führen ein Familienleben, das durch drei europäische Nationalitäten beeinflusst wird. Das deutsch-französische Ehepaar Corinna und Jean-Paul Leclerc repräsentieren damit das Modell der „Wahl des dritten Landes“. Als binationales Paar entscheiden sie sich für ein Leben in einem dritten, europäischen Land, so dass drei unterschiedliche nationalstaatliche Prägungen in der Familie verhandelt werden müssen. Diese Verhandlung bezieht sich zum einen auf das Alltagsleben der Familie wie auch auf die Identitätskonstruktion einzelner Familienmitglieder und die Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung als Familienkomplex.

Mit der „Wahl des dritten Landes“ entfallen in der Ankunftsgesellschaft jegliche verwandtschaftlichen Anknüpfungspunkte, so dass die Familie im Alltag nicht auf die gängigen verwandtschaftlichen Reziprozitätsleistungen in der Kinderbetreuung zurückgreifen kann und sich zusätzlich in besonderer Form um die familiäre Kontaktpflege zu kümmern hat.

Aufgrund der Tatsache, sich als Familie ohne regelmäßige verwandtschaftliche Unterstützung relativ autark organisieren zu müssen, haben die Leclercs einen streng organisierten Alltagsablauf etabliert. Jean-Paul arbeitet an fünf Tagen in der Woche Vollzeit beim Europäischen Patentamt während Corinna von Montags bis Mittwochs Vollzeit als Senior Account Manager in einem Publikationsunternehmen tätig ist. Sie hat ihre Stelle reduziert, um Donnerstags und Freitags die Kinder selbst betreuen zu können, die an den restlichen drei Arbeitstagen von neun bis 17 Uhr eine niederländische Krippe besuchen. Mit dieser Regelung hofft sie, eine Kompensationsleistung für die geringe Zeit des Mutterschutzes zu erbringen, der ihrer Ansicht zufolge in den Niederlanden mit drei Monaten nach der Geburt zu knapp bemessen ist und sie somit nicht die gewünschte Zeit mit ihren Söhnen verbringen konnte. Corinna Leclerc argumentiert dabei aus einer deutschen Vergleichsperspektive und bezieht die eigenen herkunftsfamiliären Erfahrungen in ihre Überlegungen mit ein.

M: „Ja ich bin natürlich in dem deutschen System aufgewachsen, meine Mutter ist auch ganz traditionell also mit meiner Schwester und mir zu Hause geblieben, die hat ihre Arbeit aufgegeben in den 70er Jahren, wie das damals so war (...)“ (Transkript 22, Zeile 133-136)

Da Corinna Leclerc jedoch auch davon spricht, dass sie sich als moderne Mutter betrachtet und die Investitionen in ihre Ausbildung nicht mit Eintritt in die Mutterrolle zu einer Nullsummenrechnung abwerten möchte, geht sie trotz Bedenken nach drei Monaten wieder in ihren Beruf zurück. Jean-Paul Leclerc verlängert mit Hilfe von zehn Tagen betrieblicher Väterzeit und einer Aufstockung von eigenen Urlaubstagen das Krippeneintrittsalter beider Söhne um einen Monat auf insgesamt vier Monate. Aufgrund seiner Sozialisation in Frankreich, wo auch er als Kind schon früh in eine öffentliche Betreuungseinrichtung gegeben wurde, während seine Mutter wieder zur Arbeit gegangen ist, bewertet Jean-Paul die niederländische Mutterschutzregelung positiver als seine Frau. Er ist von der Idee überzeugt, dass es gut sei, die Kinder bereits früh in eine Krippe zu geben, um das soziale Miteinander frühzeitig zu fördern. Auch seine Herkunftsfamilie habe im Gegensatz zu den Eltern von Corinna Leclerc keine Bedenken bezüglich der frühzeitigen Fremdbetreuung der Kinder.

Corinnas Eltern hingegen seien einerseits nicht damit einverstanden, die Kinder überhaupt zu einem solch frühen Zeitpunkt abzugeben und andererseits empfänden sie die Betreuungszeiten als zu lang. Corinna spricht jedoch davon, dass die Eltern ihren anfänglichen „*Schock*“ über die Betreuungssituation überwunden hätten und man sie davon überzeugen konnte, dass die Unterbringung keinem „*Postpaket-Modell*“ (Transkript 22, Zeile 351) entspräche, bei dem man die Kinder einfach nur abgäbe und es lediglich darum ginge, eine Aufbewahrung zu organisieren anstatt sich ganzheitlich um das Wohl der Kinder zu kümmern. Corinna beruhigt ihre Eltern mit Berichten aus dem Krippenalltag über die Betreuungsqualität hinsichtlich verschiedenster Förderaktionen musikalischer oder künstlerischer Art.

Das Ehepaar Leclerc ist selbst äußerst zufrieden mit der inhaltlichen Qualität der Betreuungseinrichtung und bewertet sowohl die emotionale Betreuung wie auch die intellektuelle Förderung der Kinder als äußerst positiv. Auf der anfänglichen Suche nach einer geeigneten Krippe war jedoch weniger das Kriterium der inhaltlichen Qualität und Ausrichtung als vielmehr der geographische Standort der Krippe, in unmittelbarer Nähe der Arbeitswege der Eltern, ein ausschlaggebender Punkt. Die Betreuungseinrichtung für die Söhne der Leclercs ist eine christliche Einrichtung in privater Trägerschaft. Um die Söhne besser und schneller in das niederländische System zu integrieren, haben sich die Leclercs für die Unterbringung in einer niederländischen Einrichtung entschieden. Die Söhne der Familie haben ihre niederländischen Sprachkenntnisse somit außerhalb der Familie in der Betreuungseinrichtung erworben.

Die Leclercs haben ihren Alltag strikt organisiert und halten sich an einen reglementierten Wochenrhythmus, in dessen Rahmen sie ihr Familienleben gestalten. An den drei ersten Arbeitstagen in der Woche bringt Jean-Paul die Kinder morgens in die Krippe, wo Corinna sie am späten Nachmittag wieder abholt. Sowohl das Frühstück als auch das Abendessen werden als gemeinsame Familienrituale gehandhabt, um eine bestimmte Form des alltäglichen Miteinanders zu etablieren. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch das allabendliche, ritualisierte Zu-Bett-Gehen, bei dem stets beide Elternteile anwesend sind. Die Wochenenden werden als gemeinsame Familienzeit eingeplant, wobei die Eltern in einem Zwei-Wochen-Rhythmus samstagabends jeweils Unternehmungen zu zweit organisieren, um den partnerschaftlichen Zusammenhalt zu stärken. An diesen Abenden passt regelmäßig eine privat engagierte Nanny auf die beiden Söhne auf. Zusätzlich beschäftigt das Paar einmal in der Woche eine Putzhilfe, die jedoch in Notfällen, wie beispielsweise in Krankheitsfällen, auch als Kinderbetreuung eingesetzt wird. Etwa einmal im Monat kommt außerdem die

Schwester von Corinna Leclerc aus Deutschland zu Besuch und übernimmt kurzzeitig die Betreuung der Kinder.

Die Leclercs selbst beschreiben ihren Alltag als deutsch-französisch, bemessen an der Sprache, dem Essen und der Form der Kindererziehung, beispielsweise in der Auswahl von Büchern und Spielzeugen. Auch identitär ordnen sie sich jeweils deutsch-französisch ein. Corinna Leclerc hegt seit ihrem Studium große Sympathien für Frankreich und wünscht sich langfristig dort nochmals leben zu können. Jean-Paul hat während seiner Zeit in Hamburg ein großes Heimatgefühl zu Deutschland entwickelt, das ihm zeitweise näher scheint als sein Vaterland, was ihm nach Jahren der Abwesenheit zum Teil fremd vorkomme. Eine holländische Identität haben die Eheleute bis dato nicht entwickeln können, sie lassen die Frage jedoch offen, inwieweit ihre Kinder sich mit diesem Land bereits identifizieren können.

Bezüglich der Sprache gestaltet sich das Familienbild wiederum so divergent wie es die europäische Familienbiographie der Leclercs bereits vorzeichnet. Jean-Paul Leclerc, als gebürtiger Franzose spricht auf seiner Arbeit sowohl Deutsch als auch Englisch und Französisch. Corinna Leclerc spricht durch ihr Studium zur Sprachlehrerin neben Deutsch sowohl fließend Französisch, wie auch Englisch und führt ihren Beruf als Senior Account Manager auf Englisch aus. Im Familienleben wird grundsätzlich Französisch gesprochen, was bedeutet, dass die Eltern ausschließlich Französisch miteinander sprechen und bei allen Gelegenheiten, an denen die Familie als geschlossener Komplex mit außenstehenden Personen kommuniziert, beispielsweise wenn die Familie zu Besuch ist, wird gemeinsam Französisch geredet. Ansonsten gilt bei den Leclercs die Regel „*ein Elternteil, eine Sprache*“ (Transkript 22, Zeile 394), so dass Corinna Leclerc mit den Kindern Deutsch redet und der Vater bei der französischen Familiensprache bleibt. Niederländisch wird in der Familie kaum gesprochen, da Jean-Paul die Sprache nicht beherrscht. Corinna hingegen nutzt ihre oberflächlichen Fertigkeiten im Niederländischen um sich mit den Nachbarn auszutauschen oder Gespräche in der Krippe der Kinder zu führen. Im Interview wird deutlich, dass sie einige Worte wie auch Satzkonstellationen aus dem Niederländischen bereits fest in ihr Spracharsenal adaptiert hat und automatisch mit der deutschen Sprache vermischt, während sie konstant mit französischem Akzent spricht.

Corinnas mangelhafte Sprachfähigkeiten im Niederländischen sind mitunter ein Grund, warum sie ihre Profession als Lehrerin in den Niederlanden nach einem anfänglichen Versuch aufgegeben hat. Mit diesem Versuch setzt dabei gleichzeitig eine Entwicklung

ein, bei der sich die Familie kontinuierlich von der niederländischen Gesellschaft abspaltet und ihre anfängliche Offenheit bezüglich der gemeinsamen Migrationserfahrung ins Gegenteil umschlägt.

M: „In Deutschland gibt es diese Idee (...), dass die Holländer sehr tolerant und sehr weltoffen im Grunde sind“-

V: „Dass Holland grün und voll mit (Wind)mühlen ist und so weiter“ (lacht)

M: „Und mit Wasserläufen und hier und da und kleinen Kanälen und alles so romantisch und Blumenzwiebeln überall, aber so ist es im Grunde gar nicht (...).“ (Transkript 22, Zeile 476-483)

Corinna ist als Lehrerin sowohl mit ihren inhaltlichen Ideen und Idealen, wie auch als Person gescheitert. Sie stört sich einerseits an der niederländischen Unterrichtsform des strengen Frontalunterrichts. Aus Deutschland sei sie es gewohnt, mit ihren Schülern interaktiv zusammen zu arbeiten, Konzepte, wie den virtuellen Klassenraum zu etablieren und als Lehrkörper respektiert zu werden. Andererseits berichtet sie davon, dass sie sich als deutsche Lehrerin an einer niederländischen Schule persönlich nicht durchsetzen konnte. Die Anfeindungen der Schülerschaft begannen mit täglicher Diskriminierung aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse im Niederländischen und endeten letztlich damit, sie morgens im Klassenraum mit dem Hitler-Gruß zu begrüßen. Für Corinna Leclerc wurde diese Art von Berufserfahrung zu einem traumatischen Erlebnis, so dass sie über den gesamten Zeitraum ihres Aufenthaltes in den Niederlanden eine regelmäßige psychologische Betreuung in Anspruch genommen habe.

Mit dieser Erfahrung wandelt sich der Blick der Leclercs auf die niederländische Gesellschaft grundlegend. Die anfängliche Idee, die Kinder durch die Betreuung in einer niederländischen Institution in die Gesellschaft zu integrieren, wird schnell revidiert.

M: „(...) die Kinder kommen hier nicht auf eine niederländische Schule (...) das [der Unterricht in den Niederlanden] entsprach absolut nicht meinen Normen und meinen Werten und eh meiner Idee vom Unterrichten und das möchte ich meinen Kindern auch nicht antun.“ (Transkript 22, Zeile 804/ 814-816)

Die Erzählung der Leclercs über die Erfahrungen ihres Alltagslebens in der niederländischen Gesellschaft enthält eine sehr negative Färbung, sie beschreiben die Holländer als „egoistisch“ (Transkript 22, Zeile 708) und bezeichnen die Gesellschaft als „Ellenbogengesellschaft“ (Transkript 22, Zeile 711). Auch von den anfänglichen

Beschreibungen bezüglich der speziellen Schönheit des Landes bleiben letztlich nur enttäuschte Erwartungen zurück.

*M: „(...) wenn wir hier nicht unsere/ unser kleines Stückchen grüne Fläche irgendwie hätten und mit unserem kleinen Gärtchen noch hintendran dann dann wäre es wahrscheinlich auch noch schwieriger für uns hier auch zu überleben und ich frage mich manchmal, will ich meine Kinder hier aufwachsen sehen in all diesem **Beton** mit eh einer schlechten medizinischen Versorgung (...) und dann mit Leuten, die sich nach außen hin immer noch so tolerant und weltoffen geben und letzten Endes doch gar nicht so sind und ich denke, wir sind nicht die einzigen, wir sprechen natürlich mit vielen, die aus verschiedenen Kulturkreisen kommen, die einfach diese gleiche Erfahrung machen.“ (Transkript 22, Zeile 487-498)*

Das Ehepaar Leclerc vergleicht ihren Alltag in Holland mit einem Leben in kommunistischen Strukturen. Diese Vergleichsperspektive teilen sie mit ihren rumänischen Nachbarn in Den Haag, die ihnen bereits zu Beginn ihres Aufenthaltes von diesem Eindruck berichtet hatten, der sich nun auch bei den Leclercs verfestigt und zunehmend das Meinungsbild ihrer Migrationserfahrung negativ färbt.

M: „(...) wir haben Freunde, die im ehemaligen eh Ostblock eh aufgewachsen sind im Kommunismus, eh Freunde die aus Rumänien kommen (...) und die haben zu uns am Anfang immer schon so gesagt, ja das ist hier wie im Kommunismus und wir haben das immer nicht verstanden (wir haben immer gedacht) na ja ihr übertreibt vielleicht ein bisschen, aber es ist schon was dran (...) also dieses ewige Gleichgemache.“ (Transkript 22, Zeile 498-507)

Zu Beginn ihres Aufenthaltes in den Niederlanden hätte sich Corinna noch gefreut über eine Struktur von flachen Hierarchien, zu beobachten, wie ihr Vorgesetzter mit demselben Klappfahrrad zur Arbeit fuhr wie sie, eine Erfahrung, die sie aus Deutschland nicht kennt. Mit der Zeit jedoch empfinden sie einen immer stärker werdenden Konformitätszwang, der sich sowohl auf ihr Konsumverhalten wie auch auf ihre Familienpraktiken und ihr Alltagshandeln auswirke. Sie berichten davon, wie es sich für sie immer schwieriger gestaltet, sich Inseln im Alltag zu erschaffen, um ihre Individualität ausleben zu können. Sie bemühen sich, Supermärkte zu finden, die eine alternative Produktpalette anbieten und meiden den Kauf von Gebrauchsgegenständen in den Niederlanden. Als sie sich eine Holzüberdachung für ihre Mülltonnen im Vorgarten bauen, die sie als Bausatz bei Amazon Deutschland bestellt haben, sei es häufig dazu gekommen, dass Nachbarn bei ihnen geklingelt hätten und sie auf diese ungewohnte Konstruktion ansprachen, wie auch auf den neuen Kinderwagen von Amazon, der nicht den gängigen Modellen in den Niederlanden entsprach. Diesen

Konformitätsdruck empfindet die Familie auch bezüglich ihrer Familienarbeit. Die strenge Organisation rund um Schwangerschaft und Geburt empfinden sie anfangs als unterstützend, kommen jedoch auch dort schnell an ihre Toleranzgrenze.

In Holland wird den Eltern zur Geburtsvorbereitung und Nachbetreuung eine Familienhelferin zur Seite gestellt, die sich um die organisatorischen Details rund um den Familienzuwachs kümmert. Familie Leclerc gerät mit dieser Helferin allerdings schnell an ihre Grenzen. Um das Baby in seinem Bettchen warm halten zu können, soll sich die Familie eine kleine Metallflasche besorgen, in die man heißes Wasser füllt und anschließend in das Kinderbettchen legt. Das Ehepaar Leclerc lehnt diese Methode für sich jedoch ab.

M: „In unseren Kulturen – ich weiß nicht, für uns ist heißes Wasser in so einem Kinderbett – tut mir leid, wenn das mal irgendwann ausläuft (...) Also haben wir uns stattdessen lieber für ein Kirschkerneisen entschieden.“

V: „Und das ist dann gleich eingetragen worden.“

Die Familienhelferin habe ihr Notizbuch gezückt und mit rotem Stift eine Notiz gemacht.

M: „Die Familie weigert sich an den Flaschen mitzuarbeiten und die Flaschen ins Bett zu legen, sie will Kirschkerneisen benutzen.“ (Transkript 22, Zeile 539-547)

Familie Leclerc bezieht sich in ihrer Erzählung auf vielerlei solcher Details, die zu einem zunehmenden Unwohlsein in den Niederlanden beigetragen hätten, so dass die Familie schließlich den Entschluss fasst, die Niederlande zu verlassen, da ihnen der Aufenthalt als nicht mehr lebenswert erscheint. Jean-Paul beschreibt, wie er sich zunehmend zurückzieht, die Außenwelt meide und verstärkt das Leben eines klassischen Expatriates lebe, der ausschließlich zwischen seinem Haus und seinem Arbeitsplatz pendele und außerhalb der Ankunftsgesellschaft ein zunehmend isoliertes Leben führe. Seine Welt wird als „geschützte Welt“ und als „Enklave“ (Transkript 22, Zeile 1034/ Transkript 26, Zeile 152) beschrieben, während Corinna sich noch zeitweise „draußen in der niederländischen Welt“ (Transkript 26, Zeile 153) aufhalte und sich zumindest sequentiell an dem Projekt Integration versucht. Im Gegensatz zu ihrem Mann arbeitet sie klassisch unter niederländischem Vertrag anstatt in einer internationalen Organisation, sie nutzt täglich öffentliche Verkehrsmittel, pflegt Freundschaften, Nachbarschaften und versucht, sich den Eltern in der Krippe ihrer Söhne anzunähern.

Nichtsdestotrotz fassen die Leclercs Anfang 2011 den Entschluss die Niederlande zu verlassen. Die anfängliche Hoffnung, sich in die gesellschaftlichen Strukturen einfinden zu können, haben sie aufgegeben, so dass sie beschließen, auf der Grundlage des Berufes von Jean-Paul das Land zu wechseln. Als internationaler Beamter des europäischen Patentamtes hat er die Möglichkeit, um eine Versetzung nach Wien oder München zu bitten. Aufgrund ihrer gemeinsamen Erfahrung mit dem Leben in Deutschland und ihrem emotionalen Zugehörigkeitsgefühl favorisieren beide Elternteile die Emigration nach München.

Was die weitere Betreuung und Sozialisation der Kinder betrifft, haben sich die Leclercs bereits im Vorfeld für jegliche Eventualitäten einen Lösungsweg zurechtgelegt. Im Falle eines Umzuges werden sie sich in München nach französischsprachigen Krippen umsehen, um verstärkt an die französische Identität des Vaters anknüpfen zu können und um nicht in „*einer deutschen linguistischen Wolke*“ (Transkript 22, Zeile 788) mit dem Besuch einer rein deutschen Krippe die binationale Ausrichtung des Familienlebens zu neutralisieren. Im Falle einer Ablehnung des Versetzungsantrages werden die Kinder in Den Haag die britische Auslandsschule besuchen, auf der sie bereits vor der Versetzungsbitte angemeldet wurden. Damit möchten sie einerseits eine stärkere Integration der Kinder in das niederländische Schulsystem unterbinden und andererseits die Möglichkeit offen halten, zu einem späteren Zeitpunkt in ein anderes Land zu emigrieren.

Als Mitte 2011 dann der Versetzungsantrag von Jean-Paul Leclerc bewilligt wird, kündigt Corinna Leclerc kurzfristig ihren Job und kümmert sich in einem ersten Schritt um die Betreuungsmöglichkeiten der Kinder. Da Deutschland der Ruf über die schwierigen Betreuungsmöglichkeiten für Krippenkinder voraussetzt, kontaktiert Corinna noch in Den Haag an die 30 unterschiedlichen Krippen mit binationaler oder internationaler Ausrichtung in München und näherer Umgebung. Die Familie ist daher umso überraschter, dass sie sehr zeitnah ein Angebot einer bilingualen, deutsch-englischen Krippe für beide Kinder erhalten, welches sie ohne Umschweife annehmen. Damit kommen sie zwar nicht ihrem anfänglichen Plan nach, eine deutsch-französische Krippe, in Anlehnung an die Muttersprache von Jean-Paul Leclerc zu finden, allerdings haben sie bereits mit der Entscheidung für die Krippe parallel die Wahl der künftigen Schule der Kinder getroffen, die wiederum den französischen Sprachzweig fördert.

Die Söhne der Leclercs besuchen nun eine bilinguale Kita mit flexiblem Betreuungszeitenangebot unter privater Trägerschaft. Die Mehrkosten einer

Privateinrichtung konnten die Leclercs nicht von ihrer Auswahl abbringen, da die Gesamtkosten noch immer sehr viel niedriger seien, als es in der niederländischen Kita für eine deutlich geringere Betreuungszeit der Fall gewesen wäre. Obwohl die Leclercs mit der inhaltlichen Ausrichtung ihrer niederländischen Kita bereits sehr zufrieden waren, bemerken sie nun eine deutliche Steigerung im inhaltlichen Konzept der Betreuungseinrichtung. Allein durch den Besuch in den vergangenen sechs Monaten nach dem Umzug hätten sich die Kinder merklich positiv entwickelt. Man setze stärker auf die Förderung von Individualität, Selbstständigkeit und Eigenverantwortung und fördere somit nachdrücklich die Entwicklung der Kinder.

M: „(...) die Jungs haben einen riesen Sprung gemacht, das ist unglaublich, also schon in den ersten Wochen wo wir hier waren, die sind eh, ja waren eigentlich kaum wieder zu erkennen. (...) auch in der Krippe sehen wir schon Unterschiede, dass die wirklich einfach auch gefordert sind mitzuhelfen zum Beispiel, die sagen auch auf einmal ganz viel Bitte und Danke (...).“ (Transkript 27, Zeile 131-133)

Dass die Kinder zuvor noch keinen Kontakt mit der englischen Sprache hatten und nun in der Krippe mit einer vierten Sprache, neben Deutsch, Französisch und Niederländisch, konfrontiert werden, werten die Leclercs als ausgesprochen positiv. Sie empfinden eine vielseitige Multilingualität der Kinder als sehr zeitgemäß und hoffen einerseits, ihre Kinder damit bestmöglich auf zukünftige Herausforderungen vorbereiten zu können sowie ihnen andererseits keiner Möglichkeiten bezüglich ihrer späteren geographischen Mobilität im Berufsleben zu berauben. Ein Leben im Nationalen, beschränkt auf die Muttersprache und fokussiert auf eine monokulturelle Gesinnung sei für die Leclercs nun keine Option mehr.

M: „Ja, wir wollten einfach, dass die Jungs mit Sprachen weiter in Kontakt bleiben und nicht nur in eine rein Deutsche Krippe gehen (...) das ist ja eine riesen Chance, wenn die so mehrsprachig auch unterrichtet werden.“ (Transkript 27, Zeile 55-56/71-72)

Das ist mitunter ein Grund, die Kinder nach dem Besuch der deutsch-englischen Krippe ab dem vierten Lebensjahr auf die Europaschule München zu schicken. Dort hat man die Wahl zwischen drei unterschiedlichen Sprachzweigen, an denen sich die Unterrichtssprache orientiert. Neben Deutsch und Englisch können die Söhne der Leclercs dort im französischen Sprachzweig wieder an die Muttersprache ihres Vaters anknüpfen. Die Kinder von Jean-Paul und Corinna Leclerc haben in dieser Einrichtung Anspruch auf einen Schulplatz, der vom Arbeitgeber des Vaters finanziert wird. Das Argument der Finanzierung sei jedoch nicht ausschlaggebend gewesen, vielmehr begrüßten die Eltern die gute, europäisch-versierte Ausbildungsmöglichkeit für die

Kinder. Man könne dort einzelne Kurse, wie spezielle Sportangebote, musikalische oder künstlerische Förderangebote quasi per Katalog hinzubuchen und so die Kinder bestmöglich in ihren Fähigkeiten, Fertigkeiten und Interessen fördern und unterstützen. Der frühe Schuleinstieg mit vier Jahren ist für die Leclercs unproblematisch. In Anlehnung an die französische Unterrichtskultur sei ihnen das System bereits von der französischen *École Maternelle* bekannt und wird eher unkritisch wahrgenommen. Ob die Vorteile im frühen oder späteren Schuleinstieg lägen, bleibt dabei zunächst unhinterfragt.

Corinna und Jean-Paul beginnen ihren neuen Lebensabschnitt in München auf unterschiedliche Weise. Jean-Paul findet sich schnell in die Alltagsstrukturen im neuen Wohnort ein, da sich an seinem Beruf wenig ändert. Er knüpft nahtlos an seinen niederländischen Posten an, so dass für ihn die Umstellung relativ leicht scheint, wenngleich er sein Leben zum wiederholten Mal fernab seiner Herkunftsgesellschaft verbringt. Corinna hingegen steht vor der Aufgabe, sich in München um einen neuen Job bemühen zu müssen. Da sie für sich entschieden hat, ihre berufliche Laufbahn hintanzustellen und sich primär um die Belange der Kinder zu kümmern, bemüht sie sich vorerst nur um eine Teilzeitstelle. Aufgrund ihrer beruflichen Qualifikation jedoch stellt sich die Jobsuche als äußerst schwierig heraus. Auch wenn viele Arbeitgeber von ihr angetan scheinen, so wird sie häufig mit der Begründung abgelehnt, sie sei überqualifiziert und somit für eine Teilzeitstelle ungeeignet. Nach langer Suche findet sie schließlich einen Teilzeitjob mit Aufstiegschancen im wissenschaftlichen Betrieb. Wie bereits in den Niederlanden ist auch diese Stelle international ausgerichtet, so dass sie im Berufsleben weiterhin Englisch spricht.

Sprachlich bewegen sich die Leclercs nun also primär zwischen Englisch, Deutsch und Französisch, wobei die Söhne durch die ersten Jahre in der niederländischen Krippe noch häufig im Niederländischen verharren. Außer der Sprache sind die Leclercs jedoch der Meinung, keine weiteren spezifisch holländischen Eigenschaften für sich adaptiert und in ihren Lebensrhythmus integriert zu haben. Der Aufenthalt in den Niederlanden sei nun ein abgeschlossenes Kapitel. Nichtsdestotrotz bemerkten sie durch die Auslandserfahrung eine Veränderung ihrer Mentalität und leben nun, zurück in Deutschland, ein stärker international ausgerichtetes Leben.

M: „(...) wir wären auch heute nicht da, wo wir sind, wenn wir die sieben Jahre nicht in Holland gelebt hätten.“ (Transkript 27, Zeile 318-319)

Diese Nachwirkungen der, wenn auch unglücklich verlaufenen, Migrationserfahrung der Familie zeigen sich insbesondere an der identitären Selbstwahrnehmung der

Familienmitglieder. Während Corinna in den Niederlanden noch davon gesprochen hat, sich in ihrer Ethnizität als deutsch-französisch zu bezeichnen, so gestaltet sich ihr identitäres Selbstkonzept ein halbes Jahr nach der Rückwanderung nach Deutschland sehr viel offener.

M: „(...) ich fühle mich nicht nur rein Deutsch, nee, sondern schon eher ein bisschen internationaler, ja doch das ist schon so ein Gefühl dahinter, das wäre ja auch für die Jungs eben diese Bestrebung, dass die eben auch gleich wieder zweisprachig etwas aus der Krippe mitkriegen und weil ich auch denke, dass das die Zukunft einfach ist (...).“ (Transkript 27, Zeile 290-294)

Dass der Umzug nach Deutschland keine Rückwanderung im klassischen Sinn ist, bemerkt man unter anderem an dem neuen Wohnort der Familie. Die Leclercs haben sich in einem Münchener Randbezirk ein Haus gekauft, welches sich in unmittelbarer Nähe zur Europaschule befindet und somit durch eine sehr internationale Nachbarschaft geprägt ist. Die direkten Nachbarn der Familie sind ebenfalls Franzosen, die, genau wie die Leclercs, vor kurzem aus den Niederlanden zugezogen sind. Corinna Leclerc baut darauf, dass sich durch die Nachbarschaftsbeziehung wieder ein stärker französisch geprägter Alltag ergibt, sowohl in sprachlicher als auch in kultureller Hinsicht. Zusätzlich spielt sie mit dem Gedanken, mit ihren beiden Söhnen nachmittags einen bilingual, deutsch-französischen Spieltreff zu besuchen, um ihren Söhnen die Möglichkeit zu geben, verstärkt auch mit französischen Kindern in Kontakt zu kommen.

Auch wenn das Ehepaar Leclerc gerne ihren Lebensabend in Frankreich verbringen möchte, so soll Deutschland für die kommenden 20 Jahre den Lebensmittelpunkt der Familie darstellen. Nach der Rückkehr aus Holland ist ihre Wertschätzung der Lebensqualität in Deutschland deutlich gestiegen. Sie seien besonders froh, wieder in einem System leben zu können, in welchem man sich auf die medizinische Versorgung verlassen könne und das gesellschaftliche Miteinander insgesamt freundlicher und aufgeschlossener sei. Auch für ihre Söhne sei das Leben angenehmer, da man in Deutschland eine große Vielfalt an Freizeitangeboten speziell für Kinder vorfinde, die in den Niederlanden nicht vorhanden gewesen seien. Man habe sich dort nach amerikanischem Vorbild mit anderen Familien zusammentun müssen, um aus einer Elterninitiative heraus Freizeitangebote für Kinder zu schaffen. Zurück in Deutschland freut sich Corinna Leclerc, endlich wieder eine Auswahl an Spielplätzen vorzufinden, bei denen man kein Sicherheitsrisiko aufgrund fehlender Wartung und mangelnder Hygiene befürchten müsse. Außerdem könne man mit Kindern nun endlich wieder Schwimmen und Turnen gehen, da es in den Niederlanden weder

Babyschwimmbecken noch Kinderturnangebote gegeben habe, die in Deutschland in großer Auswahl vorhanden seien. Aus dieser Perspektive fällt das Fazit der Familie recht eindeutig aus:

M: „Leute, hört auf zu meckern, guckt Euch das woanders mal an und dann kommt ihr ganz klein mit Hut wieder, nee, das läuft nämlich eigentlich ganz gut hier.“ (Transkript 27, Zeile 160-162)

Nichtsdestotrotz sehen die Leclercs ihre Zukunft in einer transnationalen Matrix und möchten ihre Kinder so gut wie möglich auf ein kosmopolitisches Lebensmodell einstellen. Die negative Migrationserfahrung in den Niederlanden hat nicht nur, wie auf den ersten Blick zu vermuten wäre, ihre Hinwendung zur jeweiligen Herkunftsgesellschaft der Eheleute gestärkt, sondern parallel zu einer familiären Öffnung in Richtung eines kosmopolitisch, europäischen Lebensmodells geführt. Die Familie hat sich somit rückwirkend dem europäischen Leben geöffnet, wenngleich sie das Kapitel Holland für sich geschlossen haben.

M: „Das ist im Grunde, ist das wirklich so ein bisschen abgeschlossen, ja genau und ich glaube, wir sind alle nur froh, dass wir jetzt hier sind und das hinter uns gebracht haben, dass es irgendwie für alle gut läuft.“ (Transkript 27, Zeile 207-209)

Die Selbstbeschreibung der Familie zielt nun auf Internationalität statt Binationalität. Sie sehen ihre Zukunft in der Familie als einen transnationalen Mikrokosmos und sind bestrebt, ihren Kindern eine kulturell offene Lebenseinstellung zu vermitteln, was insbesondere durch den Besuch der Europaschule unterstützt werden soll. Zurück in die Niederlande möchten sie dabei genauso wenig, wie sie zurück in die Eintönigkeit des Nationalen möchten.

4.3.3.2 Familienleben zwischen nationalem Rückzug und Europäisierung

Dem Idealtypus der retrospektiv-europäischen Familie ordnen sich insgesamt fünf der 27 Interviews unter. Davon wurde ein Interview als Wiederholungsinterview, mit einem Abstand von etwa einem Jahr nach einem innereuropäischen Umzug geführt. Die übrigen vier Gespräche fanden entweder in der Residenzgesellschaft der Familien nach ein-, bzw. zweimaligem länderübergreifendem Umzug statt oder nach der Rückkehr aus der Migration in der entsprechenden Herkunftsgesellschaft. Die fünf Familien bestehen aus vier verheirateten Paaren mit Kindern, von denen drei Paare binational sind (deutsch-französisch/ italienisch-österreichisch/ norwegisch-englisch), einem national englischen Paar sowie einer alleinerziehenden Mutter, die sich aus einer binationalen Ehe (deutsch-spanisch) getrennt hat. Durchschnittlich haben die Familien zum Zeitpunkt der Erhebung 1,4 Kinder (Durchschnittsalter 6,4 Jahre), wobei mit einem weiblichen Durchschnittsalter von 39,2 Jahren in einigen der Familien weiterer Nachwuchs in Planung ist. Jede der fünf interviewten Frauen ist bereits während der Ausbildung mit Migration in Kontakt gekommen. In zwei Fällen über ein klassisches ERASMUS-Jahr, von Deutschland nach Frankreich und von Italien nach Österreich, wobei sich daraus auch jeweils die binationalen Partnerschaften ergeben haben. Zwei weitere Probandinnen haben ihre akademische Ausbildung sowohl inner- wie auch außereuropäisch absolviert, in Südamerika und in den USA, haben ihre Partner aber jeweils über die anschließende innereuropäische Berufsmobilität kennengelernt. Im letzten Fall hat die Probandin einen eher kurzen studienbezogenen Auslandsaufenthalt, für drei Monate von England nach Frankreich, absolviert und ihren Partner unabhängig vom Studium kennengelernt. Als national englisches Paar haben sie dann gemeinsam entschieden, ihre berufliche Zukunft in Belgien zu verbringen.

Die inhaltliche Besonderheit des Idealtypus der retrospektiv-europäischen Familie zeigt sich über ein dreistufiges Phasenmodell in der familienbiographischen Migrationsdynamik. Die erste Stufe beschreibt das Leben der Familie in der Ankunftsgesellschaft, das durch einen starken Integrationswillen geprägt ist. In dieser Phase ähnelt die Familienpraxis dem Idealtypus der selektiv-europäischen Familie, da sowohl der Wunsch nach Integration, insbesondere über die Sprache und die Betreuungseinrichtungen der Kinder, stark vorhanden ist, dabei jedoch die Herkunftsidentität nicht aus dem Blick gerät. Der Scheidepunkt zum ersten Idealtypus ergibt sich dann jedoch mit der zweiten Stufe der Migrationsphase, dem Scheitern in

der Ankunftsgesellschaft und der damit verbundenen Rückwanderung in die Herkunftsgesellschaft. Die Familie findet sich in den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht zurecht und grenzt sich zunehmend ab, bis die Entscheidung zur Rückwanderung fällt. Über enttäuschte Migrationserwartungen kommt es somit zunächst zu einer Rückkehr aus dem europäischen Setting und einem Wiedereinstieg in das nationale Arrangement. Dieser Wiedereinstieg wird von einer vorausgegangenen Neubelebung und Positivierung nationaler Werte, Normen und Traditionen begleitet, die zunächst eine betont lokale Gesinnung der Familie suggeriert. Die Besonderheit des Typus tritt dann jedoch zurück in der Herkunftsgesellschaft mit der dritten Stufe des Phasenmodells in Erscheinung: Der Umdeutung der gescheiterten Auslandserfahrung in eine Europäisierungserfahrung und einer Reorganisation des familiären Alltags in ein europäisiertes Lebensmodell. Dort, wo antizipiert wird, dass die Familie sich nach der Erfahrung des Scheiterns wieder auf ein Leben im Nationalen konzentriert, ändert sich das Selbstkonzept der Rückkehrerfamilie. Diese Änderung beinhaltet eine Relativierung der Migrationsenttäuschung und eine zunehmende Transnationalisierung der Lebensperspektive. Die Europäisierung des Typus erfolgt über die Retrospektive.

Wie bereits anhand des Fallbeispiels der Familie Leclerc abzulesen ist, gestaltet sich die erste Phase der familienbiographischen Migrationsdynamik als selektiv integrationsbestrebter Prozess, der der Charakteristik des ersten Idealtypus zunächst stark ähnelt. Allen fünf Familien ist grundsätzlich daran gelegen, sich nach der Migration in der Residenzgesellschaft zu integrieren und zu etablieren. Dabei spielt, wiederum vergleichbar mit dem ersten Idealtypus der selektiv-europäischen Familie, kontinuierlich das Wechselspiel von Anker und Option eine Rolle. Die Eltern möchten sich einerseits in die neue Gesellschaftsstruktur einfügen und ihren Kinder die integrationsbedingten Möglichkeiten und Entwicklungschancen offen halten, sind jedoch gleichzeitig bestrebt, den Blick kontinuierlich auch auf ihre Herkunftskultur zu richten. Sprache, kulturelle Gepflogenheiten und persönliche Verbindlichkeit bleiben als Anker über den Migrationsprozess bestehen. Das Verhalten von Familie Leclerc ist dafür exemplarisch. Integration erfolgt in der retrospektiv-europäischen Familie in erster Linie über die Betreuungseinrichtung der Kinder, die in jedem einzelnen der fünf genannten Fälle eine lokale Einrichtung ist. Mit der Wahl lokaler Betreuungseinrichtungen, wie der niederländischen Kita für die Kinder der Leclercs, sollen einerseits die Kinder an die Sprache der Ankunftsgesellschaft herangeführt, wie auch soziale Kontakte generiert werden, die sowohl den Eltern wie auch den Kindern

zu einem lokalen Freundes- und Bekanntenkreis verhelfen soll. Die Kita bzw. die Schule der Kinder wird als Integrationskatalysator für die gesamte Familie betrachtet

M: "(...) Paul he goes to a Belgium nursery, so it's just a normal local nursery where is French-speaking and because I speak French, so we integrate" (Fam. Isles, Transkript 20, Zeile 81-83)

Wie das Zitat einer englischen Mutter, die gemeinsam mit ihrem englischen Ehepartner und ihrem Sohn in Belgien lebt, zeigt, spielt für den Prozess der Integration neben der Wahl der Betreuungseinrichtung auch der Aspekt der Sprache eine Rolle. Wie eingangs erwähnt, haben alle Interviewpartner unter anderem im Rahmen von ERASMUS einen ausbildungsbezogenen Auslandsaufenthalt absolviert und beherrschen darüber in vielen Fällen bereits die Sprache der Residenzgesellschaft. Dieser Aspekt trägt für die Familien zusätzlich zu ihrem subjektiv empfundenen Integrationsgefühl bei. Das Zusammenspiel aus lokaler Betreuungseinrichtung, einem sich daraus entwickelnden lokalen Bekannten- und Freundeskreis sowie der Beherrschung der lokalen Sprache gibt den Familien das Gefühl, den Status der Arbeitsmigranten verlassen zu haben und sich schrittweise in die Gesellschaft einzugliedern.

M: "Yeah I am less of a typical expat because we have Belgium friends and a Belgium nursery, then I am less typical but then I still here consider myself British and read the British newspaper but maybe that's also the language you know for it's easier to read if you just want a quick, find out what is happening in the world, I think you look it up in your mothertongue newspaper or website rather than in a different one" (Fam. Isles, Transkript 20, Zeile 361-365)

An diesem Zitat lässt sich ablesen, dass die betreffenden Familien in ihrem Alltagsleben zwischen Herkunfts- und Ankunftsstrukturen pendeln. Auch wenn der Wunsch nach Integration oftmals stark ausgeprägt ist, so werden parallel im Alltag auch die Traditionen und Gewohnheiten der Herkunftsgesellschaft geprägt. Die Familien rekurren beständig auf heimatstrukturelle Gepflogenheiten, so dass das Alltagsleben in dieser ersten Phase, ähnlich dem Leben der selektiv-europäischen Familie, einen Hybridcharakter besitzt. Dabei dient insbesondere die Esskultur in europäischen Familien als Ankerfunktion. So sehr sich die Familien über die Sprache, soziale Kontakte und öffentliche Institutionen in das Leben der Residenzgesellschaft einfügen, so bedeutsam ist jedoch gleichzeitig die private Fortführung herkunftsgesellschaftlicher Essgewohnheiten. Exemplarisch dafür ist unter anderem die Regelmäßigkeit mit der die Familie Leclerc in den Niederlanden einen französischen

Bäcker aufsucht, um morgens französisches Baguette und am Nachmittag französische Tarte vorrätig zu haben. Gleichzeitig führt eine solche Fortführung von heimatlichen Essgewohnheiten aber auch zu kulturellen Fremdheitserfahrungen, in denen die Grenzen von Toleranz neu zu verhandeln sind. Eine deutsche Mutter hat während ihrer Zeit in Spanien entsprechende Erfahrungen gesammelt.

M: „(...) auch die Ernährungsweise, wo wir sagen, also ich würde sagen in unseren Kreisen halt Wert drauf legen, das gibt's in Spanien so nicht, in Spanien wird in den Festen, an den Schulen, im Kindergarten Coca Cola und Chips verteilt, das ist immer so hä? So was und das sind dann so Kleinigkeiten, wo Du denkst oh man das gefällt mir eigentlich gar nicht“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 204-207)

Diese Art von Fremdheitserfahrungen setzen sich im Typus der retrospektiv-europäischen Familie an unterschiedlichen Punkten des Alltagslebens, wie zum Beispiel über die Form der Kindererziehung oder über das geschlechtsspezifische Rollenverständnis fort. So berichtet die oben genannte Mutter folgendes über das spanische Schulsystem:

M: „(...) das ist für unsere Verhältnisse am Anfang auch, auch wieder ein Kulturschock, weil halt die Kinder schon sehr streng erzogen werden“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 56-58)

In ähnlicher Form berichtet eine italienische Mutter, die aufgrund der Nationalität ihres Mannes ihr Kind in den ersten Jahren in Österreich großzieht, über ihre Erfahrungen mit der österreichischen Elternmentalität und dem gesellschaftlichen Bild der Frau und Mutter.

M: „(...) in Österreich hatte ich, also ich empfand es als einzige Katastrophe obwohl ich eigentlich glaubte, es ist ein modernes Land mit einem super Sozialstaat, der funktionieren kann ja, aber diese Karenz mit drei Jahre für eine Frau, das ist nicht, das funktioniert nicht, ja, wie kann man verlangen, dass du, du hast zum Beispiel studiert, du hast einen tollen Studienabschluss, du hast einen tollen Job und dann verschwindest du drei Jahre . und dann, ja wer nimmt dich wieder nach drei Jahre?“ (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 112-118)

M: „(...) das Grundproblem war nicht die Institution an sich, das Grundproblem war die Mentalität der Frauen, weil wenn du gesagt hast, du willst arbeiten gehen, dann sie haben dich alle ganz komisch angeschaut, wenn du gesagt hast, du willst lieber vielleicht am Samstag oder Sonntag arbeiten ja, die Frauen, also ich habe persönlich niemanden gehabt, mit dem ich darüber reden konnte, denn jede war froh und glücklich, dass sie mit dem Kind zu Hause bleiben durfte, ja und diejenigen, die ich gekannt habe,

die vielleicht unglücklich waren, sie durften es nicht zugeben, weil hast du zum Wickeln keine Lust, bist du eine schlechte Mutter.“ (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 150-158)

Anders als bei der selektiv-europäischen Familie, in der sich die hybride Familienpraxis zwischen Herkunfts- und Ankunftsgesellschaft, zwischen Anker und Option und auch Integration und Fremdheit kontinuierlich über das Alltagsleben fortsetzt, nimmt die Phase der selektiven Integration in der Zeit des Aufenthaltes in der Residenzgesellschaft ein Ende und wird von der zweiten Phase der Migrationsdynamik abgelöst. Mit diesem Wandel von erster zu zweiter Phase beginnt der Typus der retrospektiv-europäischen Familie eine spezielle Eigendynamik zu entwickeln. Vom anfänglichen Pendeln zwischen Herkunftsgesellschaft und Ankunftsgesellschaft, in alltagspraktischer, wie normativer Hinsicht, kippt das Verhältnis der Bipolarität in eine Abgrenzungs- und Rückzugsbewegung aus den ankunftsgesellschaftlichen Verhältnissen über enttäuschte Migrationserwartungen. Die Familien des dritten Idealtypus empfinden die Disparitäten der Lebenswirklichkeiten immer stärker als Missverhältnis zwischen ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Vorprägung und der Alltagspraxis der Ankunftsgesellschaft, so dass sie ihr Integrationsbemühen beenden und sich identitär stark von der Residenzgesellschaft abgrenzen. In dieser Phase werden die Verhältnisse innerhalb des Migrationslandes als besonders negativ empfunden und die herkunftsgesellschaftlichen Verhältnisse werden in nostalgischer Erinnerung glorifiziert, wobei der Wunsch nach Rückwanderung kontinuierlich wächst.

Im Rahmen des letztgenannten Falles, dem italienisch-österreichischen Paar hat sich das Unverständnis der italienischen Partnerin, Marta Cortese, bezüglich der gesellschaftlichen Perspektive auf die Rolle der Frau und Mutter in Österreich mit der Zeit so sehr gesteigert, dass sie für sich keine weitere Lebensperspektive in diesem Land sehen konnte.

M: „ (...) ich finde, nicht jede Frau hat denselben Mutterinstinkt oder diese Muttersinn, dass du den ganzen, dass du die ganzen Jahre mit dem Baby alleine bist, ja nicht jede Frau will das machen, ich habe mich nach der Gesellschaft von normalen Leuten geseht, (lacht) ich war rundum gekreist von Müttern, die nur über stillen, wickeln, stillen, wickeln geredet haben und ich konnte kein einziges normales Gespräch mehr führen, das war sehr frustrierend, das Highlight meines Tages war nur Bewegung von Punkt A bis Punkt B und zurück und so was kann doch nicht sein, oder? Wozu habe ich sonst die ganzen Jahre studiert und mich weiterentwickelt, wenn ich jetzt nur immer dann abwaschen muss und das Kind betreuen? Also das ging für mich nicht, ja? (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 132-142)

M: „Diese Geschlossenheit, dieses ich muss immer alles perfekt machen, sonst beurteilen mich die Leute als Rabenmutter, diese Mentalität habe ich nicht aushalten können“ (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 160-162)

Frau Cortese beschließt somit, das Leben in Österreich, dem Land in dem sie ihren ERASMUS-Aufenthalt und ihren Berufseinstieg hatte, ihren Mann kennengelernt und eine Familie gegründet hat, hinter sich zu lassen und wieder in ihre italienische Heimat zurück zu kehren. Dabei spielt der Umstand der binationalen Partnerschaft eine besondere Rolle, da Ihr Mann weder die italienische Sprache beherrscht, noch besonders ambitioniert scheint, sein Leben in Österreich aufzugeben. Erst als Marta Cortese zunehmend unter der Lebenssituation in Österreich leidet, verstärkt dem Gefühl von Fremdenfeindlichkeit ausgesetzt ist und sich schließlich in psychologische Behandlung begibt, zieht die Familie gemeinsam nach Italien um.

M: „ (...) und es war nicht leicht (lacht) also meinen Mann zu überreden den Schritt zu machen, er hat immer, er war schon relativ offen im Vergleich zu den anderen Mitgliedern von seiner Familie, aber eine Umsiedlung ins Ausland ist wieder was anderes“ (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 201-104)

M: „(...) wenn zwei aus zwei verschiedenen Ländern sind, es gibt immer einen, der leiden muss, mehr leiden muss“ (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 844-845)

Ähnliche Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit und Abgrenzungsmechanismen sind auch in dem Fallbeispiel der Familie Leclerc zu finden, wobei dort die Binationalität ihrer Partnerschaft aufgrund der „Wahl des dritten Landes“, das weder die Herkunftsgesellschaft der Mutter noch die des Vaters repräsentiert, keine zusätzliche Belastung darstellt. Vom anfänglichen Integrationsbestreben ziehen sich beide Partner gleichermaßen aus den Strukturen der niederländischen Gesellschaft zurück und leben zum Ende ihrer Migrationszeit in einem Enklaven-ähnlichen Dasein. Die „Außenwelt“, wie der Vater, Jean-Paul Leclerc die niederländische Gesellschaft nennt, wird dabei immer stärker negativ konnotiert.

V: „ (...) die Sachen, die ich hier in den Läden finde, interessieren mich überhaupt nicht. Nicht nur der Sprache wegen, aber weil alles so einheitlich ist und hässlich und es gibt nichts Originelles. Von daher, wenn ich nicht unbedingt ganz bestimmte Sachen einkaufen muss, dann vermeide ich einfach die ganze Außenwelt“ (Transkript 22, Zeile 1071-1076)

Katrin Feldmann hingegen, die als Deutsche nach Spanien migriert ist und dort mit ihrem spanischen Ehemann zwei Kinder bekommen hat, sieht neben den gesellschaftlichen Verhältnissen auch die Binationalität ihrer Ehe als Problem. Die

Unstimmigkeiten, die sich hinsichtlich der spanischen Mentalität und des gesellschaftlichen Umgangs mit Verbindlichkeit und Verlässlichkeit ergeben, projiziert sie gleichermaßen auf ihren Ehepartner, so dass sie nach einigen Jahren des Familienlebens in Spanien sowohl ihre Ehe als auch das Leben in Spanien per se als unvereinbar mit ihrer eigenen Mentalität betrachtet und somit die Rückwanderung nach Deutschland, wie auch die Scheidung von ihrem Ehemann veranlasst.

M: „(...) dann hab ich mich entschlossen zurück zu gehen weil halt in Mallorca einfach weder finanziell auch und auch natürlich gesellschaftlich und persönlich gesagt hab, ich möchte eigentlich nicht die nächsten 20 Jahre so leben“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 110-113)

M: „(...) da dachte ich, ich hab jetzt eigentlich wohl Lust zurück zu gehen, ja, also auch so eine Sehnsucht danach, nach so gewissen deutschen Werten, Freundschaft oder auch eine Verbindlichkeit oder auch einfach eine Wohnung, die irgendwie dicht ist, wo es nicht reinregnet, wo es nicht kalt ist, also so ganz, so merkwürdige Sachen“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 254-258)

Ihre anfänglich euphorische Haltung gegenüber der spanischen Mentalität betrachtet sie nun eher distanziert, wohingegen ihr Blick auf die deutschen Verhältnisse rückwärtig eine Aufwertung erfährt.

M: „(...) in Deutschland hat man's halt gut und in Spanien ist es halt anders“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 93-94)

Eine solche Aufwertung über den Blick auf die heimatstrukturellen Verhältnisse „im Rückspiegel Europas“, nach der Migrationserfahrung, findet sich ebenso bei Ingrid Langlo, die als norwegisch-dänische Frau einen britischen Ehemann hat, mit dem sie in Belgien eine Familie gegründet hat und nun gemeinsam mit ihrer Familie in England lebt. Dort wächst jedoch ihre Unzufriedenheit mit dem englischen Sozialstaat und vor allem der englischen Einstellung gegenüber der Elternschaft, so dass ihr Blick auf Norwegen eine starke Positivierung erfährt.

M: “Norway is one of the best places to grow your kids up” (Fam. Langlo, Transkript 21, Zeile 256)

Insbesondere die geringe Wertschätzung von Kindern und die Untätigkeit der britischen Regierung hinsichtlich der Humankapitalausschöpfung im Sektor der Erwerbstätigkeit von Frauen sind für Ingrid Langlo Anlass, ihre Rückwanderung nach Norwegen zu planen. Sie hat die Erwartungshaltung, dass sie in diesem Land im

Rahmen von familienpolitisch besseren Verhältnissen ein ausgeglicheneres Familienleben führen kann als es in England der Fall sei.

M: "(...) the whole thing is much deeper than just women at work, it is also a difference in attitude to children, whether you feel they belong in society or if they're a burden and I noticed when I became pregnant and I spoke to family and friends home in Norway oh the best time in your life everyone said, oh that's gonna be so much fun, everyone was like oh, can't wait to see you come and see the baby, in England everyone, oh do you know how hard it is to have a baby" (Fam. Langlo, Transkript 21, Zeile 302-308)

M: "I think overall, don't because I'm not keen about my English government, who is? (lacht) I think overall the attitude is that of they're doing the best that they can, but within a country of that kind of population, with that kind of pressure on the school system etcetera I don't see what else can they do, we have to be realistic" (Fam. Langlo, Transkript 21, Zeile 382-385)

Anhand der vier dargestellten Beispiele lässt sich die zweite Phase des Migrationsprozesses der retrospektiv-europäischen Familie mit Hilfe der Darstellung einzelner Erfahrungen gut ablesen. Es geht dabei einerseits um das Scheitern in der Ankunftsgesellschaft, das sich über Unzufriedenheit und Unvereinbarkeit äußert und andererseits um die Aufwertung der herkunftsgesellschaftlichen Situation über den „Blick in den Rückspiegel“. Am Ende des Prozesses des Scheiterns und der Aufwertung steht die Rückwanderung in die Herkunftsgesellschaft und somit vorerst das Ende des Migrationsprozesses. Anhand des folgenden fünften Beispiels lässt sich jedoch zeigen, dass die zweite Phase der Migrationsdynamik der retrospektiv-europäischen Familie noch um eine Facette reicher ist und das Profil des dritten Idealtypus in besonderer Form schärft.

Zurück in der Heimat werden die Familien mit dem Problem der Rekursivität konfrontiert. Das nostalgische Bild der vertrauten heimatlichen Herkunftsstrukturen muss sich mit den realen Verhältnissen vor Ort messen lassen. Ins Gewicht fallen dabei einerseits die Veränderungsprozesse des heimatlichen sozialen Umfeldes und der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie auch die Veränderungsprozesse der rückkehrenden Familien selbst. Das Aufeinandertreffen beider Seiten führt zu einer Art der Verwirrung und Verunsicherung, die Alanis Isles, als fünftes Beispiel des Idealtypus, anhand der Verwirrung um ihre identitäre Zuordnung beschreibt.

M: "When I'm in Belgium, I feel English because Belgium is very, Belgium is very strange (lacht)"

I: "Strange?"

M: "Yeah it is quite strange, it is very different to home, to England"

I: "What is the difference?"

M: "The people are very insular and the bureaucracy and everything is just not very, it doesn't feel right so when I'm in Belgium I do feel English or British but then when I go back to the UK, you don't fit in any more, because it is, it has been nine and a half years since we left and a lot of things have changed in the UK and so we feel more European once we are in the UK, just if that makes sense it is almost like we don't fit in 100 percent here and we don't fit in 100 percent there"

I: "So you would call it European?"

M: "I guess so, yeah because again people in the UK are very insular and you know anti-european and we are not like it, because we've lived out of the UK, you know it opens your mind" (Fam. Isles, Transkript 20, Zeile 155-169)

Diese Art des Rekursivitätsproblems wurde bereits im Zuge der Arbeitsmigrationsbewegung von Europa nach Amerika im Zeitraum von 1880 bis etwa 1930 theoretisch diskutiert. Mark Wyman beschreibt in seinem Buch „Round-Trip to America“ das Rückkehrerproblem als Identitäts-, Zuschreibungs- und Wiedereingliederungsproblem. „Repatriates often stayed together after returning to Europe, meeting to exchange news and reminiscences. They soon discovered that, whereas in America they had been regarded as Poles (or Italians, or Magyars or Irish) back home they were considered Americans.” (Wyman 1993, S. 197) Er weist damit auf die Problematik der Selbst- wie auch Fremdpositionierung zwischen der Herkunfts- und der Ankunfts-gesellschaft hin. Die Position des Weder-Noch, des Zwischenstadiums greift Robert Ezra Park im selben Zusammenhang mit der Konstruktion des Typus des Marginal Man auf. (Park 1967) Er beschreibt damit einen Migrationstypus, der sich durch eine besondere Form der kulturellen Hybridität, zwischen der Kultur der Herkunfts- und der Ankunfts-gesellschaft, auszeichnet.

Diese Erkenntnis, an einen Ort zurückzukehren, der sich seinerseits verändert zu haben scheint, wie auch die Erkenntnis des eigenen Veränderungsprozesses über die Migration ist Gegenstand der dritten Phase der Migrationsdynamik der retrospektiv-europäischen Familie. Zunächst hat es den Anschein, als gliederte sich der Familientypus nach der Migrationsenttäuschung und mit dem zunehmend positiv konnotierten Assoziationsraum der herkunftsgesellschaftlichen Verhältnisse in die Heimatstrukturen ein. Dabei ist jedoch zu beobachten, dass die Migrationserfahrung der Familien dazu geführt hat, sich identitär zu verändern, so dass eine nahtlose Anknüpfung an die Ausgangssituation ihres Migrationsprozesses nicht mehr möglich scheint. Der Status des Marginal Man erhält dabei eine aus Familiensicht positive

Konnotation. Die Familien begreifen sich selbst zurück in der Herkunftsgesellschaft als offener und kosmopolitischer – die Migrationsenttäuschung wird in diesem Zusammenhang als positive Erfahrung umgedeutet. Wie bereits an dem letztgenannten Zitat von Alanis Isles abzulesen ist, hat dieser Umdeutungsprozess weitreichende Konsequenzen für die Selbstbeschreibung der Familien, die sich fortan als transnational oder europäisch beschreiben. Damit einher geht ebenso eine Veränderung der Familienpraxis. Was bereits durch das Zitat von Mark Wyman angedeutet wurde, findet sich auch im Typus der retrospektiv-europäischen Familie wieder. Das soziale Umfeld wird internationaler, die Betreuungsform der Kinder richtet sich nach Internationalität und Mehrsprachigkeit und das Berufsfeld, wie auch das Wohnumfeld sollen möglichst international sein. Die Migrationserfahrung wird als Fortschritt aufgewertet und als familiärer Europäisierungsprozess begriffen.

Eingeleitet wird diese dritte Phase des Migrationsprozesses, der Europäisierung über die Retrospektive, mit einer Relativierung der Migrationsenttäuschung. Wie bereits im Fallbeispiel der Familie Leclerc abzulesen ist, versuchen die Familien nach der Rückkehr den positiven Nutzen aus dem Auslandsaufenthalt zu filtern. Marta Cortese, die laut ihrer Selbstbeschreibung sehr unter ihrer gesellschaftlichen Position in Österreich gelitten habe, formuliert diese Phase nun folgendermaßen um:

M: „(...) ich habe die Zeit dort sehr genossen, ja, ich hatte sehr viele Probleme mit der provinziellen Mentalität, ja aber das bedeutet nicht, dass ich das Land nicht mag“ (Fam. Cortese, Transkript 19, Zeile 577-179)

Die über die Rückwanderung initiierte Transnationalisierung der Lebensperspektive der retrospektiv-europäischen Familie erfolgt primär über die Betreuungseinrichtung der Kinder, die Alltagssprache der Familie und die identitäre Selbstzuschreibung. Allen Familien ist gemeinsam, dass sie, zurück im Nationalen, bestrebt sind, ihre Kinder in internationalen Einrichtungen betreuen zu lassen und ihnen bilinguale Freizeitmöglichkeiten zu bieten.

M: “(...) I think we are happy to combine and you know we are happy for Peter [son] to pick up influences from both cultures” (Fam. Isles, Transkript 20, Zeile 441-442)

M: „(...) so dass mein Sohn eben dann auch hier nicht auf eine normale deutsche Schule geht sondern im Moment auf diese Europaschule“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 164-166)

Wie bereits bei Familie Leclerc abzulesen ist, die nach ihrer Rückkehr mit vier Alltagssprachen gleichzeitig hantieren, so gestalten auch die anderen Familien ihren Alltag möglichst multilingual.

M: "To be honest with you our house is like Esperanto" (Fam. Langlo, Transkript 21, Zeile 972)

Diese Art der Mehrsprachigkeit im Alltag soll den Kindern helfen, die Transnationalisierung ihrer Lebenswelt zu konservieren und eine Identität zu entwickeln, die offen ist für unterschiedliche kulturelle Einflüsse. Die Eltern erhoffen sich aus dieser Offenheit größere berufliche, wie auch private Entwicklungschancen und erachten die Transnationalisierung ihrer Lebenswelt als Gewinn.

M: „(...) also meine Kinder sind wirklich interkulturell, die haben diese beiden Seelen“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 285-286)

M: „Also das ist eigentlich ganz schön, sie sind wirklich glaube ich so'n so'n neues Generationsprodukt (lacht leicht)“ (Fam. Feldmann, Transkript 18, Zeile 290-291)

Ebenso wie Katrin Feldmann ist auch Ingrid Langlo stolz auf die unterschiedlichen Einflüsse, die die Identität ihrer Tochter formen.

M: "I think she has a strong dual identity, you know she is very clear of being a ... sort of Scandinavian-English-Jewish girl" (Fam. Langlo, Transkript 21, Zeile 956-957)

Mit dieser Transnationalisierung über die Rückwanderung in die Herkunftsgesellschaft schließt sich die dritte Phase der Migrationsdynamik der retrospektiv-europäischen Familie. Betrachtet man übergeordnet die Faktoren der Verbindlichkeit, der Identität und der Tradierung für diesen Idealtypus, so lässt sich über die Sequenz des hier dargestellten dreistufigen Phasenmodells folgendes festhalten:

Die Frage der Verbindlichkeit gestaltet sich für diesen dritten Idealtypus als Schlüsselfrage. Insbesondere die Faktoren des Zugehörigkeitsgefühls, der Sicherheit und Verlässlichkeit, der verwandtschaftlichen Unterstützung und der gesellschaftlichen Teilhabe sind für die retrospektiv-europäische Familie zunächst Faktoren, die den Entschluss zur Rückwanderung initiieren. Das führt so weit, dass beispielsweise die Familie Isles nur aus Gründen des Kontaktes zu ihrer Familie ihr Leben in Belgien aufgibt und nach England zurückkehrt. Allein der Umstand, dass sie dort Großeltern haben, die sich um ihren Sohn kümmern, die in Notfällen vor Ort sind und die das Ehepaar im Alltag entlasten, genügen, um eine Rückwanderung zu begründen. Wenn auch weniger extrem, so zeigt sich in allen der fünf Fälle, dass die Migrationsphase

einen Faktor der Unsicherheit und des Alleinseins mit sich bringt, der sich für diesen Typus besonders negativ auf die Migrationsphase auswirkt. Verbindlichkeit wird über Ankerpunkte definiert und mit dem Sozialraum der Herkunftsgesellschaft konnotiert. Anders verhält es sich mit den Faktoren der Identität und der Tradierung. Trotz der Rückwanderung, die jeweils auch damit zu tun hat, dass die Familien sich nicht ausreichend mit der Ankunfts-gesellschaft identifizieren können und gerade in Bezug auf ihre Kinder bestimmte, heimatstrukturelle Ankerpunkte vorziehen, so sind die genannten Faktoren weniger leicht zuzuordnen. Insbesondere die Identität der retrospektiv-europäischen Familie unterliegt einem sequentiellen Veränderungsprozess. Vom Wunsch der Integration kommt es im Übergang von der ersten zur zweiten Migrationsphase zwar vorerst zu einem Rückzug auf die eigene Herkunftsidentität, mit der dritten Migrationsphase jedoch zu einer Änderung des Selbstkonzeptes und einer zunehmenden Transnationalisierung der eigenen identitären Zuschreibung. Dabei spielt die Tradierung der Nachwuchsgeneration eine bedeutsame Rolle. Auch wenn die Kinder nach der Rückwanderung in den herkunftsgesellschaftlichen Strukturen sozialisiert werden, so legen die Eltern besonderen Wert auf Tradierungsstrukturen, die eine Europäisierung der Lebensperspektive beinhalten. Die Offenheit für andere Kulturen, Mehrsprachigkeit und ein multiples Zugehörigkeitsgefühl haben für die Elterngeneration bezüglich der Tradierung einen hohen Stellenwert. Die Migrationserfahrung der Eltern, wenn auch als Erfahrung des Scheiterns, soll den Kindern eine transnationale Zukunftsperspektive ermöglichen. Dabei ist ihnen die Sicherheit und Verbindlichkeit des heimatlichen Ankers ebenso wichtig wie die Optionenstruktur, die sich aus der Europäisierung der familiären Alltagspraxis ergibt.

4.4 Diplomatenfamilien im Vergleich

Zur abschließenden Extraktion der Besonderheiten und Eigenheiten der europäischen Familie, sowohl in selektiver, kosmopolitischer als auch retrospektiver Form, wurden drei Diplomatenfamilien als spezielle Form berufsmobiler Familien interviewt. Jedes der drei Interviews fand aus Gründen der Akquise in Warschau statt, wobei die Auflistung der jeweiligen Residenzgesellschaften der Familien äußerst unterschiedlich ausfällt und sich jeweils sowohl über mehrere Stationen im inner- wie im außereuropäischen Bereich erstreckt. Die drei Familien teilen sich auf in eine binationale Ehe (deutsch-österreichisch) aus der zwei Kinder hervorgehen sowie zwei nationale Ehen, eine deutsche und eine österreichische, aus der jeweils drei Kinder hervorgehen. Die Kinder haben ein Durchschnittsalter von sechs Jahren, wobei in keiner der Familien weiterer Nachwuchs geplant ist, auch wenn sich das weibliche Durchschnittsalter an den vorausgegangenen Altersstrukturen der einzelnen Idealtypen orientiert.

In keiner der drei Familien lassen sich die Spuren der externen Europäisierung bis auf die Herkunftsfamilie zurückverfolgen. Weder sind die Probanden selbst klassische Third Culture Kids, die von Kindesbeinen an mit Mobilität konfrontiert wurden, noch finden sich dort Formen der bilingualen Erziehung über die Herkunftsfamilie oder internationale Betreuungseinrichtungen wieder. Erst mit der eigenen Ausbildung, also über die Student Migration, transnationalisiert sich der Lebenslauf der untersuchten Diplomatenfamilien.

Oberflächlich betrachtet sind Diplomatenfamilien dem Typus der kosmopolitisch-europäischen Familie recht nah, wobei sich ihre Mobilitätsform durch ein institutionalisiertes Entsendesystem auszeichnet. Sie wechseln in vorgegebenen Rhythmen regelmäßig ihre Residenzgesellschaft und müssen sich kontinuierlich in neue Strukturen einfügen, was wiederum über den organisatorischen Rahmen der Botschaftsvertretungen erleichtert wird. Diplomatenfamilien sind in ihrer Mobilität nicht nur auf Europa beschränkt, sondern weltweit mit einer durchschnittlichen Umzugssequenz von drei Jahren unterwegs. Abgesehen von der bewussten Berufswahl, die diese Form der Mobilität voraussetzt, unterliegt nicht jeder Umzug automatisch einer freien Entscheidung, was in gleicher Weise für die Wahl des Wohnortes gilt. Insofern wird das idealistische Integrationsbedürfnis bei Diplomatenfamilien qua natura begrenzt.

Diplomatenfamilien organisieren einen Großteil ihrer länderübergreifenden Umzüge nicht selbst, sondern werden von einem Versendungsteam unterstützt. Auch institutionell werden sie im Ankunftsland unmittelbar in die Strukturen eingebunden, allerdings nur auf der Oberfläche der Gesellschaft. Das heißt konkret: Es werden häufig Wohnungen und Häuser in sogenannten Compounds zur Verfügung gestellt, die Kinder erhalten Plätze in den entsprechenden Auslandsschulen und anderweitige organisatorische Angelegenheiten werden von den Mitarbeitern der Botschaft abgewickelt, so dass die Familien, um ihr Leben in der neuen Residenzgesellschaft zu starten, keine besonderen Integrationsanstrengungen vollbringen müssen. Diese Form der vorstrukturierten institutionellen Integration zeichnet sich an den folgenden Beispielen ab:

M: „Na ja wir wohnen (lacht) wir wohnen in einem Compound, also das heißt, wir wohnen in einer Siedlung, die komplett abgeriegelt ist (lacht) (...) Mit Schlagbaum und Zaun drum und Videokameras“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 222-229)

M: „(...) wir haben vor, wenn wir dann irgendwo weiter hingehen und es gibt keine deutsche Schule, dann gehen die halt in eine englischsprachige. Also wir werden sie nicht ehm das machen auch manche Kollegen oder Bekannte, geben ihre Kinder in die polnischen Kindergärten, in der Hoffnung, da bleibt dann irgendwie was hängen, das wollen wir nicht.“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 135-140)

M: „(...) also über Integration glaube ich, kann man mit mir da nicht reden, weil das, was wir da betreiben, das ist ja eine Integration auf höchstem Luxusniveau was es gibt, ja, immer im Hintergrund mit einem Büro, dass schon eh seit seinerzeit 50 Jahren existiert und das schon 25 () integriert hat, also dort ist ein Knowhow vorhanden, dort brauche ich nur anrufen und die sind, die wissen genau, wo der vorher hat seine Stühle überziehen lassen und verstehen Sie? Ich habe kein Problem, ich habe nirgendwo ein Problem, ich brauche nur anrufen, die redet Deutsch und ich sage, bitte, meine Telefonrechnung, da hat irgendwer was Unverständliches am Telefon gesagt und könnten sie dort anrufen, dann ist das in zwei Tagen erledigt, verstehen Sie? Also höchstes Niveau, Luxus“ (Fam. Berger, Transkript 24, Zeile 864-873)

Der Kreis, in dem sich Diplomatenfamilien bewegen ist gerade über die Wohnsituation, die Betreuungssituation und die berufliche Situation sehr international, so dass die Berührungsfläche mit der eigentlichen Ankunfts-gesellschaft gering bleibt.

M: „(...) das merken die Kinder natürlich auch, also wir leben schon hier auf so einem Inselchen (...) Ob das gut ist oder nicht, ist die andere Frage, ich meine ich denke, wir bemühen uns schon, wir haben schon polnische Freunde auch, aber das ist ein ganz

*kleiner Teil, das sind auch meistens welche mit irgendwie anders sprachigen Partnern“
(Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 117-122)*

Über den gewissen Grad an Isolation gegenüber der Ankunftsgesellschaft und das Leben in international strukturierten Enklaven, kommen bestimmte Faktoren der grenzübergreifenden Mobilität in Diplomatenfamilien nicht zum Tragen, die im Falle der verschiedenen Formen europäischer Familien jeweils eine große Rolle spielen. Einerseits wird das Erlernen von Fremdsprachen theoretisch überflüssig. Im beruflichen, wie im privaten Umfeld genügen die eigene Sprache sowie Englisch als vermittelnde Sprache. Diesbezüglich lässt sich eine gewisse Form der Gleichgültigkeit gegenüber der Zuteilung der jeweiligen Ankunftsregion feststellen:

M: „Mein Mann und meine Kinder entscheiden, für mich ist das wurscht im Prinzip, also ob ich jetzt in Timbuktu an der deutschen Botschaft bin oder in Indonesien, das ist im Prinzip wurscht, ich bin sowieso an der Botschaft und spreche ja den ganzen Tag Deutsch, wenn ich das will“ (Fam. Schulte, Transkript 25, Zeile 703-706)

Andererseits bedarf es ebenso wenig einer Auseinandersetzung mit fremden Kulturen und politischen Strukturen anderer Länder. In der internen Gemeinschaft der Auslandsentsandten kann der eigene Alltagsrhythmus in Abgrenzung zur jeweiligen Residenzgesellschaft beibehalten werden. Diese Art der internen Integration wird von den Diplomatenfamilien auf der einen Seite als ein besonderes Merkmal der Inklusion und damit als Vorteil, aber gleichzeitig auch als Exklusionsmechanismus und besonderer Nachteil interpretiert:

M: „(...) Du musst Dir das so vorstellen, je blöder die Destination ist, desto stärker ist die Expat-Gemeinde“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 266-267)

M: „(...) es gibt einen Punkt, der immer rüberkommt im Ausland natürlich, das ist, man läuft halt Gefahr, nirgendwo mehr sich zugehörig zu fühlen, also man läuft da Gefahr zu sagen, ich gehöre nirgendwo mehr richtig dazu, das geht auch einher mit der, mit der Verantwortung, die man übernimmt, für das, was dort passiert, weil wenn ich nirgendwo mehr dazugehöre, dann übernehme ich auch nicht mehr die Verantwortung für politische Prozesse, für, verstehen Sie? Ich nehme nicht mehr teil, weil ich sage, es geht mich nichts mehr an, ich gehöre da nicht dazu und das ist eine, vielleicht eine bisschen trügerische Freiheit, sage ich jetzt einmal, die man sich da herausnimmt, weil wenn man nirgendwo mehr ehm, wenn man nirgendwo sich zugehörig fühlt, dann nimmt man auch nicht mehr so teil, sage ich jetzt ja, verstehen Sie, was ich meine? (...) ich hab das eigentlich eher immer als befreiend empfunden nicht dazuzugehören, aber eh da gibt es halt auch große Nachteile, also ich sehe das schon, das weiß ich schon,

die Freiheit, die man da empfindet, die, die rächt sich dann letztendlich in dem, dass man auch nicht verändernd mitarbeitet“ (Fam. Berger, Transkript 24, Zeile 589-716)

Durch das Bewusstsein, die Ankunftsgesellschaft nach einem festgelegten Zeitraum wieder zu verlassen, sehen Diplomaten ihren Aufenthalt stets als limitiert, was infolgedessen die Entwicklung eines neuartigen Heimatgefühles von Beginn an unterdrückt. Da die gelebte Heimat innerhalb von Diplomatenfamilien oft nicht an Orten, sondern allenfalls an ihrer Familie festzumachen ist, fühlen sie sich in der Regel stark mit ihrer Herkunftsgesellschaft verbunden. Es scheint, als führe die Internationalität ihres Familienlebens zu einem verstärkten Bezug auf die eigene Sprache, Identität und Heimat. Die Vielfalt der Optionen unterstreicht den Bedarf eines festen Ankers.

M: „(...) ich bin auch eher auf, sagen wir mal Sicherheit, ich möchte irgendwie so mein Nest haben, wo ich weiß, da gehöre ich hin“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 510-511)

M: „(...) wir sind rein deutschsprachig, kulturell und sprachlich und was weiß ich, also da gibt es überhaupt nichts dran zu rütteln“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 702-703)

Aufgrund des eher fluktuativen Charakters der familiären Alltagswelt orientieren sich Diplomatenfamilien durchgehend an den Werten und Normen ihrer Herkunftsgesellschaft und versuchen, sich in größtmöglichem Maße an ihre jeweiligen Heimatstrukturen zu binden. In jeder der drei Familien existiert in ihrer Herkunftsgesellschaft eine Art Home-Base in Form einer eigenen Wohnung, die im Heimatort bereitsteht oder einer Einliegerwohnung im Elternhaus, die als Rückzugsmöglichkeit vorhanden ist.

M: „(...) ich hab ja eine Heimat (lacht) so und ich würde das auch jedem raten, der ins Ausland geht, sich einen Platz zu halten, wo das auch immer ist und wenn man sich das finanziell irgendwie leisten kann, einen Platz zu halten, wo man sagt, das ist meine Heimat und da kann ich irgendwie immer hin (...) die Heimat ist zumindest da und ich glaube, wenn man das hat, dann kannst Du auch ganz entspannt irgendwo in den entlegensten Winkel der Welt gehen, weil das ist ja doch alles immer nur ein Intermezzo. Das ist dann auch schön einfach das aufzunehmen und ich glaube es ist schwer, wenn du in Deutschland oder Österreich oder wo auch immer keinen Punkt hast, wo du dann auch zurückgehst. Du nimmst immer nur so deinen Hausrat und ziehst weiter, das ist glaube ich schwer, ja, weil wo willst Du dann, wenn dann irgendwann diese Auslandskarriere beendet ist, wo willst Du dann hin?“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 778-795)

Auffällig ist darüber hinaus, dass der Kontakt zwischen Diplomatenfamilie und Herkunftsfamilie häufig sehr eng ist. Heimat und Stabilität wird mit dem Umfeld der Herkunftsfamilie gleichgesetzt, so dass dem Bedürfnis nach einem Anker über personale Zugehörigkeitsmuster nachgekommen wird. Daran schließt sich gleichermaßen die Beobachtung an, dass die Herkunftsfamilie in hohem Maße für die Kindererziehung bedeutsam ist. Einerseits spielen Reziprozitätsbeziehungen in der Kinderbetreuung eine große Rolle, andererseits bedarf es bezüglich der Tradierungsfrage der erweiterten familiären Strukturen zur Vermittlung von Identifikationsmustern und von Heimatstrukturen. Ähnlich dem Typus der kosmopolitisch-europäischen Familie orientieren sich auch bei den Diplomatenfamilien Identität und Heimat eher an Familie als an Orten. Instanzen der Sicherheit und des Rückhaltes sind in dem Fall Eltern und Großeltern.

M: „(...) der Große ist sicherlich sehr sehr verwurzelt da bei meinen Eltern, das ist auch seine Heimat, meine auch, also wenn irgendwas schief ist im Leben, dann gehe ich wieder dahin und eh das ist seine Heimat und der Kleine, der ist da daheim, wo Mama und Papa sind“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 762-765)

M: „(...) da sind sie sehr an die Eltern gebunden und an die Familie gebunden und das ist für sie kein Problem (...) was wir versuchen, ist eh eh den Kinder in der Familie eine Sicherheit zu zu bieten also diese Sicherheit in der Familie aufzubauen mit den Geschwistern, mit den Eltern“ (Fam. Berger, Transkript 24, Zeile 544-550)

Besonders in der Frage der Tradierung, der Frage nach dem Umgang mit dem eigenen Lebensmodell und den daraus folgenden Konsequenzen für das Leben der Kinder ergibt sich eine Diskrepanz zwischen dem eigenen Umgang mit der Internationalität ihres Alltagslebens und dem Umgang, bzw. dem antizipierten Verhaltens- und Identifikationsmuster der Kinder. Während der Begriff der Heimat und Identität, national verankerter Werte und Normen sowie dem subjektiven Zugehörigkeitsgefühl bei den Eltern der Diplomatenfamilien oftmals neben der Familie mit Nationalität verbunden ist, fehlt ihren Kindern diese nationale Konnotation. Diese Diskrepanz ergibt sich allein aus der anfänglich erwähnten Beobachtung, dass keiner der Probanden bereits selbst als Third Culture Kid sozialisiert wurde, ihre Kinder jedoch aufgrund des mobilen Lebensstils und der sich wechselnden Residenzgesellschaften genau diese Rolle für sich einnehmen. Der Umgang mit dieser Form der Sozialisation fällt dabei unterschiedlich aus. Familie Wagner hat sich über die Konsequenzen und Implikationen eines solch internationalisierten Lebensstils bereits zum Zeitpunkt der Familiengründung Gedanken gemacht und versucht, strategisch mit dem zukünftigen Lebensstil der Kinder umzugehen. Bereits die Namensgebung der Kinder sollte auf

einen spezifisch nationalen Bezug verzichten und phonetisch international verwendbar sein.

M: „(...) das war zum Beispiel schon bei der Namensgebung unserer Kinder ein Grund, also ich hab, die heißen Christian und Peter, so Christian Peter [Englisch ausgesprochen], das sind Namen, die sind international bekannt, so weil ich finde das schon, also das klingt jetzt blöd, aber das war für mich eine Überlegung, wenn man irgendwo ins Ausland geht, dass man nicht unbedingt einen Namen hat, wo die Leute einen angucken und na ja und es nach dem hundertsten Mal noch falsch machen, also das war für uns eine Überlegung, zum Beispiel“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 146-152)

Im Interview mit Frau Wagner hat sich außerdem gezeigt, dass sie die nationale Nicht-Zugehörigkeit ihrer Kinder nicht als Nachteil, sondern eher als bereichernd und erleichternd bewertet, auch wenn sie selbst einen starken Heimatbezug hat.

M: „(...) ich glaube, dass unsere Kinder doch schon sehr viel kosmopolitischer sind als wir dann einfach, also dass wir halt, glaube ich, die sind ja sowieso schon Deutsche und Österreicher und ehm ich glaube, dass die jetzt nicht so ein Problem dann hätten ihre Nationalität dann auch noch mal zu verändern, also im Moment sicherlich sieht es für sie einfach aus, das ist interessant alles, der Cousin ist in Brüssel, das ist Belgien und die Oma ist in Deutschland und die Oma Wien ist in Österreich und wir sind jetzt in Polen“ (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 746-752)

Die Diskrepanz zwischen der eigenen Identitätskonstruktion und der durch den Lebensstil bedingten Tradierung von Identität und Zugehörigkeit wird dabei nicht in jedem Fall positiv betrachtet. In den Gesprächen mit den zwei übrigen Probanden fanden sich Zweifel und die andauernde Suche nach Ankerpunkten zur Situierung ihrer Kinder.

M: „(...) ob sie sich anknüpfen können an ein Land, das glaube ich weniger, ich glaube, dass sie sich mehr wohlfühlen werden in einer Sprache, also ich glaube, dass sie sich ehm entwickeln dazu, sich in Deutsch, also mit Deutsch zu identifizieren, dass sie aber die anderen Sprachen zulassen und hereinnehmen (...) sie machen sich mehr an Personen fest, an Personen und an Sprache fest als an einem Land (...) Wir, wie gesagt, wir versuchen viel Zeit in Österreich zu verbringen und diese Anknüpfung herzustellen, aber ich glaube, es wird nicht so, wird nicht so stark sein wie bei mir“ (Fam. Berger, Transkript 24, Zeile 815-819/ 835-840)

M: „Es wird auf Dauer darauf hinauslaufen, dass unsere Kinder keine Heimat haben werden. Sie werden zwar sich als Deutsche fühlen und sie werden Deutsch sprechen und klar, sie sind muttersprachlich Deutsch erzogen, aber sie werden nie sagen

*können, ich komme von, ich komme aus, sondern sie werden immer nur sagen können, ich bin dort geboren und ich bin dann da da und da gewesen. Das wird nicht einfach.“
(Fam. Schulte, Transkript 25, Zeile 266-271)*

Inwiefern Diplomaten ihren eigenen Lebensstil demzufolge als positiv für die Entwicklung ihrer Kinder betrachten, bleibt offen.

Zusammenfassend kann für den Vergleichstypus der diplomatischen Familien festgehalten werden, dass insbesondere der Aspekt der Verbindlichkeit für den Typus der diplomatischen Familien neben der familiären auch eine institutionelle Komponente besitzt. Der starke institutionell strukturierte Rahmen, der fehlende Bedarf nach Integration und die enorme Verankerung der eigenen Identität machen den größten Unterschied zu den drei Formen europäischer Familien aus. Hinzu kommt die Tatsache, dass Diplomatenfamilien in besonderem Maße von der Frage der Tradierung betroffen sind. Da ihr Lebensstil einen hochgradig spezifischen Charakter besitzt, verursachen sie eine extrem internationalisierte Form der Sozialisation ihrer Kinder, die von den Familien in unterschiedlicher Weise interpretiert wird.

4.5 Zwischenfazit 2 – Empirische Ergebnisse

Was kann ausgesagt werden über die Lebenspraxis europäischer Familien? Mit der Konstruktion der drei Idealtypen europäischer Familien, die in ihrer Grundkonstitution allesamt über den Prozess der externen Europäisierung geformt wurden (siehe Kapitel 2), lässt sich einerseits der Facettenreichtum transnationaler Lebenspraxen verdeutlichen, andererseits jedoch auch feststellen, dass trotz unterschiedlichster Strukturen familialer Lebenspraxis über den europäischen Raum letztlich bestimmte Basiselemente von Vereinbarkeitsstrategien und Lebensstilen extrahiert werden konnten, die typenübergreifend dieselbe Gültigkeit besitzen und somit von zentraler Bedeutung sind.

Die Kategoriengeleitete Untersuchung nach den Faktoren der Verbindlichkeit, der Identität sowie der Tradierung hat dabei Aufschluss gegeben über das Muster von familiärer Migration und den Umgang mit einem multilokalen und transnationalen Familienleben. Dieses Muster gestaltet sich innerhalb der Idealtypen zusammenfassend wie folgt:

In der selektiv-europäischen Familie ist der Integrationswille, aber auch das fortdauernde Spiel mit Anker und Option dominant, so dass Verbindlichkeit immer auch stark mit der herkunftsgesellschaftlichen Prägung einhergeht. Neben der Familie, die in diesem Rahmen sehr bedeutsam ist, spielen nationale Zugehörigkeitsgefühle, institutionelle Einbindung und kulturelle Prägung immer auch eine besondere Rolle. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Frage der Identität. Während die Eltern eine sehr herkunftsprägte, nationale Identität besitzen, die sich trotz ihrer Integrationsanstrengungen in der Residenzgesellschaft fortsetzt, ändert sich für ihre Kinder mit der Frage der Tradierung auch das Identitätskonzept. Im elterlichen Versuch, stets einen Anker zu setzen und an das Leben der Herkunftsgesellschaft anzuknüpfen, werden die Kinder zwar einerseits über die Herkunftsstrukturen verwurzelt, identifizieren sich über ihre Sozialisation in der Residenzgesellschaft jedoch gleichzeitig auch stark mit den dortigen Verhältnissen. Die selektiv-europäische Familie besitzt somit einen Hybridcharakter, der sich aus der Mixtur herkunfts- und ankunftsgesellschaftlicher Phänomene sowie dem Willen, beide Lebensstile zu vereinbaren, ergibt.

Für den Typus der kosmopolitisch-europäischen Familie hat Verbindlichkeit hingegen eine rein familiäre Konnotation, losgelöst von nationalstaatlichen

Zugehörigkeitsgefühlen. Der Umgang mit unterschiedlichen nationalstaatlichen Einflüssen auf das Familienleben wird unkritisch, beziehungsweise als besondere Bereicherung betrachtet. Identitätskonzepte und Tradierung folgen ebenso der Idee des Kosmopolitismus, sie gehen über den Horizont der nationalstaatlichen Bindung hinaus. Der somit produzierte Facettenreichtum der kosmopolitisch-europäischen Familie, hinsichtlich Bindung und Zugehörigkeit, wird neben der Familie als Ankerpunkt durch den europäischen Überbau gebündelt. Das Prinzip des „being open-minded“ ist vorherrschend vor dem Hintergrund eines gesamteuropäischen Zugehörigkeitsgefühls.

In der retrospektiv-europäischen Familie laufen die Eigenheiten der zwei vorangestellten Idealtypen zusammen. Im anfänglichen Integrationsbemühen gleicht die Frage der Verbindlichkeit hier dem Modell der selektiv-europäischen Familie und ist geprägt von den Strukturen der Herkunftsgesellschaft. Über den Prozess des Scheiterns, der Rückwanderung und der anschließenden Neubewertung ändert sich jedoch unter anderem das Identitätskonzept von einer lokalen Verankerung hin zu einem kosmopolitisch geprägten Familiengefühl, das sich letztlich auch auf den Aspekt der Tradierung auswirkt. Eine solch multinationale Mentalität ist das Ergebnis einer familialen Europäisierungserfahrung, die das Scheitern bereits überwunden hat.

Der Vergleich der drei Idealtypen europäischer Familien mit der Kontrastgruppe der Diplomaten hat außerdem gezeigt, in welchem Grad sich die Familien mit den verändernden Verhältnissen ihrer multinationalen Umwelt beschäftigen, sich in diese einfühlen und sich letztlich als Familie neu situieren. Mobile Familien im Sinne der idealtypischen Beschreibung sind als Katalysator mikrostruktureller Europäisierungsprozesse zu verstehen, während der Typus der Hypermobilen in seiner Umwelt keinerlei Irritation verursacht und somit eher als statisch betrachtet werden kann. Die institutionell gerahmte Mobilitätsdynamik von Diplomatenfamilien wirkt sich in besonderer Weise auf die Aspekte der Verbindlichkeit, der Identität und der Tradierung aus, so dass diesen Familien sowohl intern das Bedürfnis nach Veränderung als auch extern das Veränderungspotenzial fehlt. Verbindlichkeit hat für den Typus der diplomatischen Familien neben der familiären eine stark institutionelle Komponente. Nationalstaaten werden dabei immer als Heimat mitgedacht, so dass der Anker im mobilsten aller genannten Idealtypen die größte Bedeutung erhält. Die Frage der Identität spaltet sich mit der Frage der Tradierung: Identität hat für die Elterngeneration eine stark lokal, heimatgesellschaftlich gebundene Konnotation, wird für die Kinder diplomatischer Familien jedoch als offen und lokal ungebunden beschrieben. Ob diese Art der Ungebundenheit bzw. Offenheit von Identität als positiv oder negativ zu bewerten ist, bleibt zu hinterfragen.

Mit der Erkenntnis des besonderen Veränderungspotenzials mobiler Familien, also der Eigenschaft über bestimmte Netzwerke und Anknüpfungspunkte in der Residenzgesellschaft zu irritieren und dort, wie auch in den Heimatstrukturen über den engen Kontakt zur Herkunftsfamilie, eine Bewegung zu erzeugen, macht Europa zum Raum einer neuartigen Inklusion. Anders als aus der Perspektive der klassischen Expatriate-Migration (wie im Fall der Diplomaten), in der Europa viel mehr einen Produktionsraum bestimmter transnationaler Parallelwelten darstellt, schafft die europäische Familie gewisse innereuropäische Vernetzungsstrukturen, die letztlich zu einer Verdichtung des europäischen Lebensraumes führen.

Die Empirie hat gezeigt, dass europäische Familien auf unterschiedliche Weise neben den strukturellen Rahmenbedingungen eigendynamisch ihren Alltag praktizieren. Europa wird als Möglichkeitsraum genutzt. Einerseits ist das Europagefühl dabei stärker als weitläufig angenommen, andererseits jedoch wirkt die jeweilige Herkunftskultur im Familienalltag enorm nach. Die Europäisierungserfahrung der mobilen Familie beinhaltet dabei zweierlei: Eine Reflexion und eine Relation nationalstaatlich basierter Lebensbedingungen und Vereinbarkeitsmöglichkeiten. Das heißt erstens, dass sich europäische Familien über die Erfahrung verschiedener wohlfahrtsstaatlicher Unterstützungsleistungen und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf auch verstärkt mit den Bedingungen der eigenen Herkunftskultur auseinandersetzen. Über die Europäisierungserfahrung folgt der Blick in den Rückspiegel Europas, der zweitens die normativen Unterschiede über die faktischen Erfahrungen relativiert. Das Meinungsbild zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, das in den Familien zuvor auf statistischen Erkenntnissen, beziehungsweise auf rein komparativen Strukturvergleichen basiert, erhält über die direkte Erfahrung eine Neubewertung, die sich in der Regel von den allgemeingültigen Bildern unterschiedlicher Vereinbarkeitsmöglichkeiten in Europa abkoppelt. Der Kern dieses Prozesses ist oftmals eine Revitalisierung eigener, herkunftsgesellschaftlicher Vereinbarkeitsstrukturen und die Betonung bestimmter Gütekriterien zur Ausgestaltung des eigenen Familienlebens, die sich entlang der herkunftsgesellschaftlichen Familienkultur orientieren. Die beiden folgenden Zitate verdeutlichen diese Form der Reflexion und Relation in besonderer Weise:

M: „Also ich glaube ehm, dass grundsätzlich Deutsche, da beziehe ich auch Österreicher ein, sehr zufrieden sein sollten zu Hause und ich glaube, man lernt das dann, wenn man im Ausland ist, auch schätzen ehm weil wir einfach ein sehr gradliniges System haben, wo du dich nicht viel umentscheiden musst oder auch kannst, sondern es geht halt in einer Linie nach vorne, das finde ich erstens mal sehr

gut und zweitens wird uns in Deutschland und Österreich so viel geboten, was wir überhaupt nicht mehr sehen. Also eh auf der einen Seite, also ich meine zum Beispiel in Holland diese Erfahrung, Mutter werden ist toll, wir geben dir die Möglichkeit, da könnte Deutschland noch dran arbeiten, aber auf der anderen Seite, was die Kinderbetreuung und Erziehung angeht, ich glaube, dass wir da Möglichkeiten haben, Waldkindergärten, was Freundinnen aus Deutschland erzählen oder eh handwerkliche Kindergärten, also ganz viele tolle Sachen, die es definitiv so im Ausland nicht gibt, das gibt es vielleicht in Finnland oder was weiß ich, was ja immer als Beispiel gebracht wird, aber den gab es in Holland nicht und den gibt es hier aber mal hundert mal nicht, ja also deswegen ich glaube schon, dass man das einfach zu schätzen lernt. (Fam. Wagner, Transkript 23, Zeile 184-199)

V: "Yeah I think eh schools in Sweden are generally good if you look at aspects of personal development but when it comes to learning like the education, when it comes to learning different () subjects it is not as good as in Germany (...) so my experience have been that you get a lot of personnel development, yes, but subject-wise not so much if you don't choose some specialized private schools which have a more international teaching style" (Fam. Andersson/ Li, Transkript 16, Zeile 423-438)

Insbesondere die Wahl von Betreuungseinrichtungen wirkt sich in der europäischen Familie als Mechanismus zur Identitäts- und Sprachsicherung aus, wobei damit immer auch bestimmte Qualitätsurteile verknüpft sind, die man sich über die Mobilität erhalten möchte. Die Familie befindet sich dabei stets in dem Konfliktfeld zwischen Anker und Option. (Dieses Konfliktfeld ist bei manchen Idealtypen stärker ausgebildet als bei anderen, jedoch stets vorhanden.) Es scheint, als sei der Rückhalt durch die eigene nationale Identität in Form einer Exit-Option insbesondere für die Elterngeneration die Vorbedingung zur Nutzung Europas als erweiterten Möglichkeits- und Handlungsraum. Da der Anker stets wichtig bleibt, sich lokale Fixpunkte jedoch zunehmend auflösen, wird die Familie selbst zum Ankerpunkt und schafft sich somit Stabilität. Dieser Rückhalt durch die Familie selbst gewinnt zunehmend an Bedeutung insofern sich für die Folgegeneration der mobilen Familie die Problematik des Spannungsbogens von Anker und Option verschärft. Hinsichtlich der Tatsache, dass die Kinder europäischer Familien eher ungebunden aufwachsen, wobei Geburtsland, Staatsangehörigkeit und Residenzgesellschaft oft nicht deckungsgleich sind, stehen die Eltern vor der Herausforderung, ihren Kindern sowohl den europäischen Optionsraum offen zu halten, wie auch ihre nationale Verankerung nicht gänzlich aufzulösen. Da die Ermöglichung von Chancen potentiell die Kosten der Bindung nach sich zieht, wird versucht, dem Balanceakt zwischen kosmopolitischer Entwurzelung und nationalem Rückzug gerecht zu werden.

Neben den Eigenschaften der Relation und Reflexion sowie dem Spiel mit Anker und Option haben sich aus der Empirie fünf Aspekte ergeben, die für alle untersuchten Idealtypen ihre Gültigkeit besitzen. Anhand dieser Auflistung entsteht letztlich ein Bild über die Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa:

1. Die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf löst sich alltagspraktisch von der Frage nach dem Wohlfahrtsstaat und familienpolitischen Leistungen. Europäische Familien emanzipieren sich von politischen Strukturbedingungen, sie praktizieren ihren Alltag eigendynamisch und individuell neben den strukturellen Rahmenbedingungen. Unterstützende familienpolitische Maßnahmen werden zwar wahrgenommen und bewertet, sie besitzen jedoch letztlich weniger Gewicht im familiären Alltag als weitläufig angenommen. Strukturvergleiche wohlfahrtspolitischer Leistungen tragen somit nur sehr eingeschränkt dazu bei, eine Aussage zu treffen über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa. (Siehe Kapitel 2.1.3.3) Darüber hinaus ist die internationale Vernetzung von Betreuungseinrichtungen in Europa so weit vorangeschritten, dass immer mehr Auslandsschulen, internationale Einrichtungen oder bilinguale Betreuungsangebote genutzt werden und somit die lokalen Strukturen und wohlfahrtspolitischen Unterstützungsleistungen weniger ins Gewicht fallen.
2. Überaus auffällig ist zudem der starke Bezug auf verwandtschaftliche Unterstützungsleistungen in der Kinderbetreuung, was in Teilen zu einem Rückzug aus dem öffentlichen Betreuungssektor führt. Das Subsidiaritätsprinzip der Familie steht vor der wohlfahrtsstaatlichen Versorgung. In den Familien lässt sich generell eine gelungene familiäre Wohlfahrtsproduktion feststellen, die das Staatsversagen der Wohlfahrt, beziehungsweise die Schwächen staatlicher Wohlfahrtsproduktion zu kompensieren vermag. Reziprozitätsbeziehungen in familialen Netzwerken sind somit starke Basiselemente familialer Wohlfahrt, was bis dato nur für mediterrane Wohlfahrtsmodelle angenommen wurde. Die familiäre Wohlfahrt wird stabil gehalten, während aus staatlicher und marktbedingter Wohlfahrt Betreuungspakete und individuelle Vereinbarkeitspraktiken hervorgehen, die in sich variabel und austauschbar sind. Dadurch entsteht eine Mixtur aus formellen und informellen Betreuungskonzepten, die quantitativ kaum erfassbar sind.
3. Mobile Familien empfinden ihren Lebensstil der lokalen Ungebundenheit als zukunftsweisend. Sie antizipieren eine kontinuierlich zunehmende

Transnationalisierung von Lebenswelten und sind bestrebt, ihre Kinder auf diese Art von Lebenswelt vorzubereiten. Deren Alltag wird somit von Beginn an durch eine transnationale Komponente geprägt, wie beispielsweise durch Multilingualität, internationale Schulen und transnationale Freundschaftsnetzwerke. Das europäisierte Lebensmodell der mobilen Familie wird mit Fortschritt konnotiert und dient als Leitlinie für den zukünftigen Lebensstil ihrer Kinder.

4. Mit der Erfahrung unterschiedlicher Vereinbarkeitsmodelle in Europa kommt es zu einer Relativierung bis hin zu einer Abwertung von europäischen Vorbildnationen hinsichtlich familienpolitischer Leistungen und Betreuungspolitiken. Gegen das Vorbild Frankreich wird unter anderem betont, dass in diesem System der Druck auf die Kinder zu hoch sei, die frühkindliche Erziehung zu streng und die Betreuungsmöglichkeiten über den Tag zu flächendeckend, so dass Frankreichs Ganztagschulen primär Aufbewahrungsorte darstellten, mit Hilfe derer Eltern die Verantwortung ihrer Elternschaft ablegten und eine zu starke Aufwertung der Quality Time betreiben würden. Gegen das Vorbild Schweden wird argumentiert, dass die inhaltliche Qualität von Betreuungseinrichtungen der formalen Qualität nicht stand halte (siehe Zitat Andersson/ Li oben) und dass die starke Erwerbsbeteiligung beider Elternteile mitunter dazu führe, dass der schwedischen Gesellschaft die zeitliche Grundlage für eine bestimmte Form des Socializing fehle, so dass sich dort eine Gesellschaft von separierten Individuen entwickle. Die Argumentation gegen die Vorbildnationen Frankreich und Schweden zieht sich durch die einzelnen empirischen Daten und ergibt sich als Folge aus dem Prozess der Reflexion und Relation von Vereinbarkeitsmöglichkeiten in Europa.
5. Eine weitere Folge dieses Prozesses ist die Wiederentdeckung eigener, nationaler Werte und Normen hinsichtlich bestimmter Familienpraktiken und Betreuungskulturen. Mit der Europäisierungserfahrung kommt es über den Blick in den Rückspiegel Europas vermehrt zu Zweifeln am Betreuungssystem, beziehungsweise der Betreuungsmentalität der Residenzgesellschaft. Die Kritik am Fremden wird zur Positivierung des eigenen, nationalen Systems. Mit Blick auf die Frage der Tradierung tritt eine Art Melancholie der eigenen Kindheitserfahrungen und somit eine Neubewertung herkunftskultureller Betreuungsformen ein.

Hinsichtlich der Frage nach den Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf kann Europa als Raum von Aneignungs- und Kombinationspraktiken verschiedener

Vereinbarkeitsmodelle betrachtet werden. Dabei verliert die Idee sozialpolitischer Lernprozesse zur Verbreitung bestimmter Best-Practice Modelle der Vereinbarkeitspolitik an Bedeutung. (Vgl. Frevel/ Dietz 2004) Die europäische Familie schnürt vielmehr individuelle Betreuungspakete (vgl. Knijn/ Jönssen/ Klammer 2003), die aus einer Mixtur formeller und informeller Betreuungsformen bestehen. Formell werden die vielgestaltigen Möglichkeiten von Betreuungsformen über den europäischen Raum willkommen geheißen, informell spielt die eigene Familie in Sachen Kinderbetreuung auch grenzübergreifend eine große Rolle, so dass über die Kinderbetreuung Europa als Raum geographisch und kulturell stärker zusammenrückt.

Es bleibt also festzuhalten: Über den Prozess der externen Europäisierung von Familie entwickeln sich unterschiedliche Lebensstile europäischer Familien, die über die drei Idealtypen dargestellt wurden. Das europäische Gerüst bündelt die Verschiedenheit dieser Lebensstile und wirkt sich in besonderer Form auf die Identität mobiler Familien aus. Insofern stellt sich abschließend die Frage, wie sich in der Familienform selber ein Europäisierungseffekt geltend macht und was die empirischen Einblicke theoretisch über eine interne Europäisierungsdynamik von Familien aussagen. Dieser Frage soll mit dem letzten Abschnitt der Arbeit zusammenfassend nachgegangen werden.

5. Interne Europäisierung der Familie

5.1 Die Konstruktion von Familie, Heimat und Identität im transnationalen Kontext

Nach Erfassung der empirischen Erkenntnisse stellt sich abschließend aus theoretischer Perspektive die Frage, welche Konsequenzen sich aus der externen Europäisierung für die interne Dynamik von Familie ergeben. Welche Spuren hinterlässt Europa im Kern der Familie?

Gegenstand dieser Fragestellung sind, soweit ist es aus der theoretischen Hinleitung und der empirischen Erhebung hervorgegangen, enttraditionalisierte Lebenswelten von Familien, in denen weder klare Rollenzuschreibungen noch klassische Berufsbiographien die Alltagspraxis formen. Im Prozess sich auflösender territorialer Fixpunkte und der Entwicklung in Richtung multilokaler Zugehörigkeitsmuster geht es zunehmend um die Herstellung von Familie selbst sowie um eine Neudefinition von Heimat- und Identitätsbezügen. Für die Diskussion um die zukünftige Entwicklung europäisch mobiler Familien lässt sich bereits im Voraus festhalten, dass sich die Prozesse der externen sowie der internen Europäisierung von Familie wechselseitig verstärken und somit der kumulative Effekt der Europäisierung über die Grenzen der Bildungs- und Partnerschaftsmobilität hinaus in die Familie hineinwirkt.

Mit Karin Jurczyk und Michaela Schier lässt sich dabei feststellen, dass Familie in Zeiten der Enttraditionalisierung, Entgrenzung und Beschleunigung keine institutionalisierte Selbstverständlichkeit mehr ist, sondern besonderer Praktiken der Herstellung bedarf. „Familie als Herstellungsleistung“ (oder auch „Doing Family“) ist fortan das geflügelte Wort neuartiger Familienbildungsprozesse. (BMFSFJ 2005; Jurczyk/ Schier 2007) „Familie verändert sich aufgrund gesellschaftlichen Wandels von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungsvollen Aktivität von Frauen, Männern, Kindern, Jugendlichen und älteren Menschen, die in Familien leben bzw. leben wollen. Familie als Herstellungsleistung fokussiert zum einen auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biographischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird („Doing Family“), zum anderen auf die konkreten Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag lebbar zu machen.“ (Jurczyk/ Schier 2007, S. 10) Auch Maria Rerrich stellt in ihrer Untersuchung zur alltäglichen Lebensführung von Familien in Süddeutschland gleichermaßen fest: „Aus

verschiedenen Gründen nimmt die Komplexität im Alltag zu. In der Folge werden auch die Etablierung und Stabilisierung eines Familienalltags zur komplexen Herstellungsleistung.“ (Rerrich 1994, S. 206) Knappe zeitliche Ressourcen, bedingt durch die Anforderungen der Arbeitswelt sowie zunehmende multilokale Strukturen der Familie erfordern eine zunehmende Koordinationsleistung familiärer Gemeinsamkeit. Nicht nur mobile, sondern insbesondere multikulturelle Familien bedürfen nach Elisabeth Beck-Gernsheim eines Entwurfes von Gemeinsamkeiten, um die innerfamiliäre Kohäsionskraft aufrechterhalten zu können, beziehungsweise überhaupt erst zu konstruieren. Familie werde zum Kleinunternehmen, das sich um seiner selbst willen verschiedenen Aufgaben zu stellen habe. (Beck-Gernsheim 1994) Über die Diversifizierung von Ort- und Zeitstrukturen entsteht demnach eine stetig wachsende Notwendigkeit der Bündelung individueller Alltagsanforderungen zur punktuellen Herstellung eines gemeinsamen Familienalltags.

Über die Feststellung des Bedarfes einer familiären Herstellungsleistung hinaus ist das Bild von Familie heute ambivalenter Natur. Neben kritischen Tönen, die Familie als artifizielles Konstrukt nostalgischer Erinnerungen beschreiben, finden sich ebenso Stimmen, die Familie als modernen Antagonisten und natürlichen Ruhepol einer beschleunigten und zunehmend entgrenzten Gegenwart betrachten. Deutungsübergreifend scheint letztlich nur die Feststellung, dass sich Familien der Logik des Natürlichen und Selbstverständlichen mehr und mehr entziehen. Mit Elisabeth Beck-Gernsheim lässt sich dieser Wandlungsprozess und seine Bedeutung für die Alltagsarbeit von Familien folgendermaßen umreißen: "Wo man früher auf eingespielte Regeln und Rituale zurückgreifen konnte, beginnt heute eine Inszenierung des Alltags, eine Akrobatik des Abstimmens und Ausbalancierens." (Elisabeth Beck-Gernsheim 1994, S. 134) Zurück in der Perspektive des ambivalenten Deutungsmusters stößt man mit der Analyse von Karin Jurczyk und Michaela Schier (2007) eher auf eine Problematisierung heutiger Familienformen. Unter dem Stichwort der Entgrenzung von Familie (ebd., S. 13) betonen sie die besondere Herausforderung, die Zeitkontingente einzelner Familienmitglieder vor dem Hintergrund einer verstärkten Einflussnahme des Arbeitslebens auf die Privatsphäre zu koordinieren und somit die Grundlage von physischer Gemeinsamkeit zu schaffen. Familienleben erfordere mitunter ein "boundarymanagement", mit Hilfe dessen dem zeitlichen und räumlichen Rahmen der Erwerbsarbeit Grenzen gesetzt werden, um der Familie im Alltag mehr Platz einräumen zu können. (Ebd., S.14) "Die zunehmende Flexibilisierung, Atypik und Entrhythmisierung von Arbeitszeiten in Verbindung mit der vielfältigen Eingebundenheit aller Familienmitglieder auch in andere gesellschaftliche

Institutionen mit je eigenen zeitlichen und räumlichen Logiken - wie Freundschaftsnetzwerke, Schulen, Behörden, Freizeitinstitutionen, Verkehrssysteme und andere mehr - machen die Koordination der unterschiedlichen Raumzeitpfade sowie die Synchronisierung von freien Zeiten der Familienmitglieder zu anspruchsvollen Gestaltungsleistungen." (Ebd.) Dabei verursachten die sich zunehmend einstellenden "Synchronisationsprobleme" von Raum und Zeit den Bedarf einer Kompensation physischer Abwesenheit über bestimmte Formen der virtuellen Anwesenheit. Jurczyk und Schier konstatieren diesbezüglich eine deutliche Zunahme virtuellen Familienlebens bei gleichzeitiger Abnahme realer face-to-face Kontakte und sehen in genau jenem Punkt die Gefahr für die Zukunft von Familie. Fürsorgearbeit bedürfe der körperlichen Anwesenheit und könne nicht dauerhaft über einen Kompensationsmodus geregelt werden. "Allerdings hat das direkte und unmittelbare Miteinander der Familienmitglieder eine besondere Qualität, die durch virtuelle Formen der Interaktion nur begrenzt ersetzt werden kann." (Ebd., S. 16) Weiter heißt es, "(...) Bedingung für Interaktionsprozesse ist die physische Anwesenheit der Interaktionspartner, die räumliche Kopräsenz. Denn um Familie als Gemeinsamkeit zu leben und nicht als bloßes Nebeneinander von Individuen, die sich nur die Klinke in die Hand geben, braucht es Gelegenheiten." (Ebd., S. 11)

Diese Gelegenheiten physischer Anwesenheit lassen sich in den familientheoretischen Überlegungen des US-amerikanischen Historikers John R. Gillis als sogenannte Rituale wiederfinden, die es Familien ermöglichten, in Zeiten der Abwesenheit und Entgrenzung Gemeinschaft zu erzeugen. In seinem Werk "A World of their own making" (1996) beschreibt er die Entstehung des paradoxen Systems zwischen dem wachsenden Erwerbseinkommen zur Erhöhung des Haushaltseinkommens bei gleichzeitigem Verlust an Zeit, die man zu Hause und bei der Familie verbringen kann. Dabei erodiere die Familie als Milieu intensiver face-to-face Interaktion und Kommunikation. Gillis vertritt die These, dass die physische Abwesenheit Familie zu einer Art Imagination werden lasse, die sich zwischen den Erinnerungen an Vergangenes und der Antizipation zukünftiger Ereignisse aufspannt. "Drawn together in anticipation and remembrance, families seek to find in this virtual interaction what they do not find in daily life." (Gillis 2002, S. 8) Dass diese Form der imaginierten Realität und Idealisierung von Familien im Falle realer Kontaktmöglichkeiten ein gewisses Gefahrenpotential bereithält, erkennen Jurczyk und Schier, wie auch Gillis gleichermaßen. Erstere sprechen in dem Fall von einem "Enttäuschungspotential", welches sich über eine längere Zeit physischer Abwesenheit aufbaue und aufgrund nicht erfüllter Erwartungen an idealisierte Familientreffen zum Tragen kommen könnte.

(Jurczyk/ Schier 2007, S. 15) Bei Gillis findet sich diese Beschreibung von enttäuschten Erwartungen als "holidaytrauma" wieder. (Gillis 2000, S. 15) Die Zeit der Abwesenheit erhöhe kontinuierlich die Erwartungen an Zeitpunkte der Anwesenheit, die idealisierten Vorstellungen familiären Zusammenseins in der Gegenwart seien über nostalgische Vergangenheitserinnerungen und hochgesteckte Zukunftserwartungen kaum zu realisieren. "(...) our mental calendars are crowded with anticipations and memories of family occasions." (Ebd., S. 8) Über die Bezeichnung der Familie als Imagination und der Beschreibung der Gefahr von enttäuschten Erwartungen nach längerer Zeit physischer Abwesenheit und virtueller Kompensation lässt sich Gillis' familienanalytischer Blick jedoch nicht ausschließlich negativ interpretieren, sondern spiegelt vielmehr das ambivalente Bild heutiger Familienformen, das sich generell über verschiedene Blickwinkel abzeichnet. Gillis betrachtet das Gedankenkonstrukt Familie auch als eine Chance, um ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugen zu können. "But memory can just as well as create as reflect a sense of togetherness; and this has been the case with the nuclear family, whose commemorative activity has increased even as the day-to-day interaction of its members has decreased." (Ebd., S. 6) Dabei ist mit Gillis im Konzept des "Doing Family" immer auch das Stichwort der Performanz mitgedacht. "If the house has become a stage, family has become a performance, produced for an audience consisting largely of families themselves." (Gillis 2002, S. 2)

Heute falle, so Gillis, Familie unter den Aspekt der Performanz, der symbolischen Kontinuität durch eben jene, zu Beginn des Kapitels angesprochene, Rituale, Erinnerungen und Träume. Dabei stabilisiere das Bild von Familie die Familie an und für sich, es formuliere bestimmte Normen für die Gegenwart, wie auch Hoffnungen für die Zukunft. Kurz gesagt, das Bild von Familie hilft vor Unsicherheit zu schützen und eine stabile Alltagsbasis zu schaffen. Ritualisierte Familientreffen hielten einerseits das mentale Konstrukt von Familie bereits im Sinne ihrer Antizipation vital, andererseits helfen sie, Familie kontinuierlich einer realen Basis zuzuführen und in der Gegenwart lebbar zu machen. "(...) restoration of cycles of events (such as birthdays and anniversaries) that provide for us a sense of continuity and permanence. Even as those who live together feel they have less and less time for one another, the number and variety of special occasions set aside for family continues to grow at an astonishing rate." (Gillis 2000, S. 8) Die Virtualität von Familienleben in Sequenzen der physischen Abwesenheit könne, Gillis zufolge, ebenso positiv interpretiert werden. Anstatt allein Nähe als Basis für Familie zugrunde zu legen, herrsche heute das Prinzip der Gleichzeitigkeit - die Zeit überbrückt Raumstrukturen. Abwesenheit könne über das

Prinzip der Zeitstrukturen Anwesenheit erzeugen und somit die Familie am Leben erhalten. "One of the novel features of modernity is the possibility of combining presence with absence, bringing the distant near and drawing the past and future into the present. Modern technology, beginning with the telegraph and culminating in the internet, allows persons to be intimate at a distance." (Ebd., S. 7) Nicht nur für die geographisch verstreute Gesamtfamilie, sondern gleichfalls für die von Mobilität betroffene Kernfamilie verändern sich im Alltagsleben Zeitbezüge und die Ausgestaltung von Anwesenheitszeiten. Die zunehmende Zeitknappheit kann dabei jedoch auch positive Konsequenzen nach sich ziehen, wie Jurczyk und Schier in folgendem Zitat verdeutlichen. "Die wenige Familienzeit wird möglichst qualitativ hochwertig sowie sehr gezielt genutzt. Knappe Familienzeit führt so zu einer reflektierteren und planenderen Gestaltung des gemeinsamen Alltags und geht durchaus manchmal mit einem subjektiv intensiveren Erleben von Elternschaft einher." (Jurczyk/ Schier 2007, S. 16) Im Zuge dessen führen die erschwerten Strukturen anstatt zu einer Schwächung vielmehr zu einer Stärkung der erlebten Familienzeit und zu einer Revitalisierung gemeinsamer Aktivitäten sowie einer Intensivierung gemeinsam erlebter Familienzeit. Es setzt ein Mechanismus der Bewegung und Gegenbewegung ein; auf die Entgrenzung von Familie folgt eine Rückbesinnung auf Familie. Ulrich Beck beschreibt diese Dynamik folgendermaßen: "Individualisierung meint Enttraditionalisierung, aber auch das Gegenteil: die Erfindung von Traditionen." (Beck 2004, S. 471) Es lässt sich festhalten: Das Bild von Familie in Zeiten zunehmender Mobilität und verstärkter Individualisierungsprozesse bleibt ambivalent. Ohne Frage steht die Familie heute vor einer Vielzahl von Herausforderungen, um sich als Funktionseinheit und emotionaler Verbund behaupten zu können. Doing Family als Credo einer neuen Herstellungskultur von Familie scheint unumstritten und nichtsdestotrotz erstrahlt die Familie heute in neuem Glanz und gewinnt an Bedeutung, um dem Modernisierungsprozess gestärkt gegenüberzutreten zu können. Sicherheit, Stabilität, Geborgenheit sind nach wie vor Attribute der Familie. Mit dem Prozess der zunehmenden Mobilität und Entgrenzung scheinen sich diese Attribute darüber hinaus um mindestens zwei Faktoren zu erweitern, die der Familie ein ganz neues Gewicht verleihen: Heimat und Identität.

"In a homeless world, home is something everyone must construct for themselves." (Gillis 2002, S. 4) Die "heimatlose Welt", in der Heimat, gleichsam wie Familie, fortan als Herstellungsleistung klassifiziert wird, ergibt sich aus der Dynamik von Mobilität, Abwesenheit und multilokalen Bezugsstrukturen. Mit Gillis wird Heimat und Verbundenheit auf eine symbolische Ebene transportiert - das zu Hause werde immer

weniger mit physischer Anwesenheit verbunden, es werde vielmehr benötigt, um sich mental nach Hause flüchten zu können. In einem Artikel des Spiegel Online aus dem Jahr 2012 heißt es dazu: "Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl" und "Heimat kann man sich machen, egal wo". (Kuzmany 2012, Spiegel Online) Insofern Familie mittlerweile auch bedeuten kann, sich virtuell zu vernetzen, werde auch Heimat über die Virtualität erlebbar. "Today, every home has become a museum and an archive filled with things that speak to that which is absent." (Gillis 2002, S. 7)

Mit wachsenden Mobilitätserfordernissen und der Transnationalisierung alltäglicher Lebenspraxen löst sich Heimat von bestimmten Orten und überträgt sich auf transportable persönliche Beziehungen, allen voran auf familiäre Beziehungen. Familie selbst wird zur Heimat, zum Fixpunkt und zu einer Identifikationsmaske. Wenn sich Heimat mit der Mobilität als Ort auflöst, kann Heimat durch die Familie ersetzt werden, da die Familie selbst mobil sein kann. Heimat muss nicht mehr hinter sich gelassen werden, sondern wird über die Familie zum Begleiter. Entlang dieser Perspektive ist gerade die Umzugsmobilität eine besondere Mobilitätsform, da sie trotz raumgreifender Mobilität über die Familienmitglieder als mitgereiste Heimat den höchsten Grad an Sicherheit und Stabilität bietet. Der Bedarf nach ortsgebundenen Heimatstrukturen wird somit minimiert. "Räumlich gebundene Identität wird gesprengt und rekonfiguriert sich fortan über Geschlecht, Beziehungswahl, individuelle Vorlieben und berufliche Positionen. Für eine wachsende Zahl mobiler Menschen verliert Lokalität, im Sinne örtlicher Fixierung, an sozialrelevanter Bedeutung." (Schneider/ Limmer/ Ruckdeschel 2002, S. 18) Familie als Heimat zu denken, löse darüber hinaus das Problem der kulturellen Hybridität: die Unbestimmtheit und Ambivalenz von Zugehörigkeitsgefühlen wird über den familiären Anker geerdet. (Zoll 2007) Für multilokale Familien bedeutet Doing Family demnach gleichermaßen eine Form des Doing Home.

In der Weise, wie sich für jene multilokalen Familien die Frage nach dem Gefühl von Heimat neu stellt, kommt auch dem Gefühl von Zugehörigkeit und Identität eine neue Bedeutung zu. Mit der Mobilität ändern sich automatisch Relationen und Bezugsmuster und situieren die Familie in ihrem europäisch geprägten Umfeld neu. Demnach wird Europa über die europäische Mobilität von Familien und den anfangs genannten Prozess der externen Europäisierung zu einem Raum der Zugehörigkeit und damit zu einer identitären Bezugsgröße. Gemäß einer empirischen Untersuchung der Universität Bremen aus dem Jahr 2004 korreliert allein die Bereitschaft zukünftig in Europa mobil zu sein mit einer starken europäischen Identität. (Boehnke/ Fuss 2004) "(...) European identity is being constructed through the creation of new european-wide educational, academic and political fields." (Jacob/ Maier 1998, S. 20) Diese

Bezugsgröße trägt stets den Charakter der Relation und Referenz; in Abhängigkeit davon, in welchem Rahmen Zugehörigkeiten eine Rolle spielen und in welcher Art und Weise die eigene Positionierung zur Debatte steht, kann sowohl die jeweilige Nationalgesellschaft, wie auch Europa als Ganzes als Identifikationsmaske dienen. Im Zweifel werden Identitäten mit dem Prozess der Mobilität immer weniger zuordnungsfähig und trennbar, so dass für mobile Familien multiple Identitäten oder gar Bindestrich-Identitäten (bspw. Spanisch-Europäer) alltäglicher werden. In jedem Fall bleibt festzuhalten, dass Identität ebenso wie Familie und Heimat seine natürliche Bedeutung verliert und individuell neu konstruiert werden muss. Neben Doing Family und Doing Home fügt sich die Herausforderung des Doing Identity in die Welt multilokaler Familien mit ein. Mit Klaus Boehnke und Daniel Fuss muss dabei festgehalten werden, dass gerade die europäische Identität kein naturgegebener Zustand ist, sondern einer Prozessentwicklung unterliegt, die sich über das alltägliche Erleben von Europa ergebe. "A 'European identity' is not something that you are born with, or that you are given and then have ever after; rather it is something that you are grow into by way of 'doing'." (Boehnke/ Fuss 2004, o. S.) Europäische Identität wird von Dirk Jacobs und Robert Maier als "hybrid entity" beschrieben, die als eine Form post-nationaler Identität verstanden werden könne. (Jacobs/ Maier 1998, S. 22f.) In diesem Sinne könne die europäische Identität nationale Identitäten nicht ersetzen, sondern vielmehr als Komplementärstruktur gedacht werden, die grundlegend auf bestimmten Formen nationaler Zugehörigkeiten aufbaue. "(...) European citizenship and identity does not really transcend national identities, it is at the moment completely dependent on national identity." (Ebd., S. 23) Dieser Perspektive stimmt auch Marion Hauvette in einer Untersuchung über frühe Migration und europäische Identität zu. "(...) it is apparent that national and European identities are not necessarily mutually exclusive. In fact, they are seen by most respondents as not only compatible but also complementary." (Hauvette 2010, S. 54) Darin bestätigt sich wiederholt die Annahme, dass die Entwicklung hin zu einer europäischen Identität nicht gleichzusetzen ist mit der Entwicklung von Nationalidentitäten - sie entpuppt sich vielmehr als ein Entstehungsprozess, der sich relativ zu seinen Vergleichsgrößen verhält. Umso fremder und weiter entfernt die Vergleichsgröße, desto stärker wird Europa als Identifikationsmaske. Gleichzeitig löst die zunehmende Identifikation mit Europa das Problem der Rekursivität im Bereich kleinster, rein nationalstaatlicher Relationen.

Mit Heiner Keupp (1994) lässt sich dabei zusammenfassend festhalten, dass Identität heute nicht mehr unidirektional, statisch und naturgegeben ist, sondern als Prozess betrachtet werden kann. Identität als Prozess ist dynamisch, kann ambivalent und

multidimensional verlaufen; es kann zu einer Koexistenz mehrerer Identitäten ohne direkte Konkurrenz zueinander kommen. Identitäten könnten sich, nach Keupp, in eine Art Struktursystem aufteilen lassen, welches durch eine Rahmenidentität und eine Kernidentität gekennzeichnet sei und somit die Grundlage zur Entwicklung und zur Adaption unterschiedlicher Identitäten schaffe.

Festzuhalten bleibt demnach folgendes: In der gegenwärtigen Verwirrung um identitäre Zugehörigkeiten und heimatliche Gefühle werden soziale Bindungen immer stärker und der Wert sozialen Kapitals nimmt zu. Nicht also die Vermutung greift, dass fortschreitende Individualisierungs- und Enttraditionalisierungsprozesse zu einer Auflösung sozialer Kohäsionskraft führen (vgl. Keupp 1994), sondern das genaue Gegenteil ist der Fall. Heimat und Identität werden über die Mobilität entterritorialisiert und bündeln sich fortan in der europäischen Familie als ein ortsunabhängiges Konglomerat. Die Bedeutung von Familie als Selbstzweck, als Symbolkraft und als Anker mobiler Individuen nimmt dabei zu. Ein Zitat aus der empirischen Erhebung einer norwegisch-dänischen Mutter, die derzeit in England lebt, verdeutlicht die Stärke der Familie abschließend:

M: "(...) it is the thing in life that makes us the most stable and happy because family whether we like it or not is the absolutely win of society, the state whether it is communities, governments, societies cannot ever replace a family, a church cannot, a boss cannot (...) none of them" (Fam. Langlo, Transkript 21, Zeile 855-858)

5.2 Zur Tradierung transnationaler Lebenspraxen: Das europäische Perpetuum Mobile

*„Ich bin
Ein Wirrwarr von Kulturen.
Einzigartig ich.
Ich finde das gut,
denn ich
verstehe
die Reisenden, die Vorübergehenden, die Ausländer,
das Heimweh,
das kommt.
Ich finde das auch schlecht,
denn ich werde nicht
verstanden
von Leuten, die an einem Ort gesät und gewachsen sind.
Sie kennen nicht
Die wahre Bedeutung des Heimwehs,
das mich hin und wieder
überfällt.
Manchmal verzweifle ich daran,
sie zu verstehen.
Ich bin
Eine Insel
und
eine UNO.
Wer könnte beides in mir erkennen
Außer Gott?“
(„Einzigartig ich“ von Alex Graham James. In: Pollock/ Van Reken/ Pflüger 2007, S. 49)*

Regelmäßig stellt sich die Frage, wie Familien mit Mobilität umgehen, welche Umstellungsprozesse vonnöten sind, um sich ein Leben in der Mobilität einrichten zu können und in welcher Form die Alltagspraxis von Familien verändert wird. Die Frage,

die jedoch fehlt, ist die nach den langfristigen Folgen familiärer Migration bezogen auf die Generation, die über die Mobilität sozialisiert wird. Was lösen die Prozesse der Delokalisierung und, speziell auf die vorliegende Arbeit bezogen, der externen Europäisierung in der Nachwuchsgeneration mobiler Familien aus? Das Gedicht zu Beginn des Kapitels gibt eine Antwort auf diese Frage. Es ist verfasst worden von einem jungen Australier, der in Indien aufgewachsen ist und seine Positionierung zwischen den Kulturen seiner Herkunfts- und Ankunftsgesellschaft zum Ausdruck zu bringen versucht. Das Gedicht schildert seine Ambivalenz, seine Zerrissenheit hinsichtlich seines Heimatgefühls und seines Identitätsbezuges. Es weist den jungen Australier gleichzeitig als Hybridfigur, wie auch als Kosmopoliten aus, der einerseits kulturelle Überlegenheit, andererseits jedoch auch eine kulturelle Verlorenheit zum Ausdruck bringt. Alex Graham James ist ein sogenanntes Third Culture Kid. Er gehört einer transkulturellen Generation an, die über die Mechanismen der Mobilität unterschiedliche kulturelle Einflüsse in sich vereint und keine nativ existente Heimat besitzt. Einen Definitionsvorschlag dieses Sozialtypus liefern unter anderem Pollock, van Reken und Pflüger in ihrem Buch „Third Culture Kids, Aufwachsen in mehreren Kulturen“: „Ein Third Culture Kid (TCK) ist eine Person, die einen bedeutenden Teil ihrer Entwicklungsjahre außerhalb der Kultur ihrer Eltern verbracht hat. Ein TCK baut Beziehungen zu allen Kulturen auf, nimmt aber keine davon völlig für sich in Besitz. Zwar werden Elemente aus jeder Kultur in die Lebenserfahrung des TCKs eingegliedert, aber sein Zugehörigkeitsgefühl bezieht sich auf andere Menschen mit ähnlichem Hintergrund.“ (Pollock/ van Reken/ Pflüger 2007, S. 31)

Third Culture Kids zeichnen sich also, wie bereits die Benennung impliziert, durch die Entwicklung einer Drittkultur aus. Über den Lebensstil ihrer Eltern, also über bestimmte Formen der Berufsmobilität oder eine binationale Elternschaft, kommen sie in Kontakt mit unterschiedlichen Kulturen und gelten selbst als äußerst mobilitätsaffin. Sie etablieren einen Lebensstil, der weder der Kultur des Gastlandes, noch der Herkunftskultur entspricht, der jedoch untereinander potentiell Ähnlichkeit besitzt und somit integrativ wirkt und zu der Herausbildung einer eigenen, transkulturellen Generation beiträgt. Dabei sei jene „Drittkultur [...] mehr als die Summe ihrer Bestandteile aus der Heimat- und der Gastkultur.“ (Ebd., S. 44)

Third Culture Kids seien über die zunehmenden Prozesse der Mobilität in ihrer Zahl gestiegen und machten sich verstärkt in der Öffentlichkeit bemerkbar (zum Beispiel über Alumni-Netzwerke). Dabei gewinnen sie eine immer größere Bedeutung für das gesellschaftliche Zusammenleben. Da der Begriff der Third Culture Kids streng genommen nur Bezug nimmt auf die erste Nachwuchsgeneration mobiler Eltern, sie

jedoch ihre Positionierung im Erwachsenenleben beibehalten und potentiell selbst Eltern werden, spreche man mittlerweile auch von den sogenannten „Adult Third Culture Kids“. (Vgl. Pollock/ van Reken/ Pflüger) Generell stehen TCKs über ihre spezielle Positionierung als kulturelle Hybride einerseits besonderen Schwierigkeiten gegenüber, haben jedoch gleichzeitig die Möglichkeit, besondere Fähigkeiten zu entwickeln.

Zu diesen Fähigkeiten zähle unter anderem ein breit gefächertes kulturelles Kapital; über Sprachfertigkeiten und multikulturelle Umgangsformen entwickeln TCKs einen transnationalen Habitus und sind so in der Lage, sich den gegebenen gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen anzupassen. Diese Eigenschaft verleiht der Sozialfigur die Bezeichnung des kulturellen Chamäleons. TCKs zeichneten sich jedoch nicht allein durch ihre potentielle Anpassungsfähigkeit aus, sondern verspürten geradezu einen permanenten Veränderungsdrang, einen "Migrationsinstinkt", der zu einer ständigen Bewegung führt. In dieser Bewegung liegen die Herausforderungen und die Schwierigkeiten der Sozialfigur. TCKs scheinen mitunter rastlos und seien nicht selten durch Wurzellosigkeit geprägt. (Ebd.) Im Versuch der Konstruktion einer eigenen Identität spiegeln TCKs das Verhalten europäischer Familien wieder. Sie definieren Zugehörigkeiten zunehmend über Beziehungsmuster und weniger über lokale Fixpunkte und nationale Bezüge. Insbesondere die Familie kompensiert dabei ihre kulturelle Zerissenheit und lokale Desorientierung über eine stabile Form der Rückzugsmöglichkeit und Identitätsstiftung.

"For young migrants, this issue of belonging is of particular biographical relevance, since not only do they have to perform the familial emancipation process, they are also confronted with social forms of devaluation and exclusion which underlie cultural processes of attribution. There is hence a somewhat enforced unambiguousness articulated about the integration imposition: alienation and rejection from society." (Geisen 2010, S. 14) Die zentrale Frage europäischer Elternschaft vor dem Hintergrund des Identifikations- und Emanzipationsprozess ihrer Kinder ist somit gleich zu Beginn die Frage nach der Betreuungsform hinsichtlich nationaler Einflusststrukturen in der jeweiligen Ankunftsgesellschaft. Die Wahl lokaler, nationaler Schulen und Kindergärten führt einerseits oftmals zu einem Verlust der elterlichen Herkunftsidentität in der Nachfolgeneration, fördert jedoch andererseits eine intensivere Beziehung zur Residenzkultur. Fällt die Wahl auf Auslandsschulen der Herkunftsgesellschaft entwickelt sich der Dissoziationsprozess in die entgegengesetzte Richtung und hemmt somit die Inklusionsmechanismen in der jeweiligen Ankunftsgesellschaft. Die dritte Wahlmöglichkeit, die Wahl internationaler Betreuungseinrichtungen, fördert weder

Zugehörigkeitsgefühle zur Herkunfts- noch zur Residenzkultur, führt jedoch verstärkt zur Sozialisation mit Peers ähnlich gelagerter Biographieverläufe und lässt somit eine Gruppe eigener Art entstehen, die sich von den bestehenden Strukturen und Identifikationsangeboten emanzipiert.

Durch die zunehmende Aufweichung nationaler Zugehörigkeitsgefühle gewinnt damit die eigene, ebenfalls mobile Familie an Bedeutung; Personen mit ähnlichen Erfahrungen werden wichtiger und Europa als globales Alternativangebot nationaler Rahmensetzungen ergänzt das Identitätskonzept europäischer TCKs. Auch wenn nationale Identitäts- und Herkunftsbezüge weiterhin eine Rolle spielen und eine europäische Identität somit immer auch mit Ambiguitätsgefühlen verknüpft sein wird, so setzt Europa seinen TCKs einen einheitlichen Rahmen und strukturiert das zunehmend entgrenzte Gefühl von Zugehörigkeit. "(...) they realize that they belong to a European community and to a new European generation." (Hauvette 2010, S. 52) Marion Hauvette hat in ihrer Studie zur Studentemigration und europäischer Identität festgestellt, dass die nationale Identität bei mobilen Studenten zwar noch eine Rolle spielt, diese sich jedoch trotz eindeutiger Herkunftsstrukturen über ihre zunehmende europäische Mobilität auch identitär als europäisch beschreiben. Einerseits wird damit nochmals verdeutlicht, dass sich unterschiedliche Identitätsbezüge nicht ausschließen, sondern parallel, bzw. komplementär zueinander verlaufen können und veränderbar sind, andererseits zeigt sich damit auch, dass sich europäische Identitäten weniger in nationalstaatlichen Kontextbezügen entwickeln, sondern vielmehr über das Erleben von Mobilität und den Aufenthalt in unterschiedlichen Kulturen. (Ebd.) Hauvette beschreibt dabei, wie junge Migranten folgende Prozesse durchlaufen: "acknowledging differences, accepting them, understanding them, reflecting on one's own habits and becoming more tolerant and open-minded through learning how to adopt different points of view". (Ebd., S. 51)

Als weitere Beobachtung und damit auch als Rahmenschließung von studentischer Migration in Europa und der steigenden Zahl europäischer Third Culture Kids dient die Feststellung Hauvettes "feeling European is meant to increase from one generation to another". (Ebd., S. 55) Betrachtet man also die zunehmende Zahl europäisch mobiler Studenten, beispielsweise im Rahmen von ERASMUS und die zunehmende Mobilität von Familien in Europa, zeigt sich das Potential europäischer Selbstbeschreibungen. Speziell der generationelle Zuwachs an europäischen Third Culture Kids kann als Indikator für einen fortschreitenden Europäisierungsprozess betrachtet werden und verdeutlicht nachdrücklich den kumulativen Effekt der Europäisierung über die Generationenfolge. (Vgl. Kap. 2) Es lässt sich also festhalten: Über ihre spezielle

Sozialisationsform und ihren dadurch generierten multikulturellen Habitus wirken sich Third Culture Kids als ein sich selbst erhaltender und verstärkender Effekt im Europäisierungsprozess aus.

Über die Zunahme europäischer Mobilität, damit einhergehend, die Steigerung europäisch geprägter Sozialisationsformen im Rahmen europäisch mobiler Familien und zunehmende transnationale Beziehungsgeflechte, werden einzelne Nationen zwar weiterhin wichtig sein, jedoch über die gesamteuropäische Komplementärstruktur abgefedert und aufgeweicht. "Unterscheidungen zwischen "national" und "international" laufen ins Leere, wenn immer mehr Menschen kosmopolitisch arbeiten, kosmopolitisch lieben, kosmopolitisch heiraten, kosmopolitisch leben, reisen, kaufen und kochen; wenn die innere Identität und politische Loyalität von immer mehr Menschen sich nicht nur auf einen Staat, ein Land, eine Heimat beziehen, sondern auf zwei, drei oder noch mehr zugleich; wenn immer mehr Kinder binationalen Verbindungen entstammen, mit mehreren Sprachen aufwachsen, die Kindheit teils in einem Land, teils in einem anderen verbringen oder im virtuellen Raum von Fernsehen und Internet." (Beck / Beck-Gernsheim 2011, S. 97 f.) Somit scheint sich der kumulative Effekt der Europäisierung abschließend zu bestätigen.

Fest steht also: Die Familie lässt Europa wachsen. Angestoßen durch die Prozesse der externen sowie der internen Europäisierung von Familie wird Europa zum Perpetuum Mobile der Gegenwartsgesellschaft.

6. Schlussfolgerung und Diskussion

6.1 Abschließende Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Was haben wir jetzt eigentlich gelernt von der familiären Europäisierungsdynamik?

Zum Ende einer umfangreichen Arbeit bleibt meistens die Hoffnung, an die Punkte anknüpfen zu können, die zu Beginn aufgeworfen wurden. Schwierig wird es, wenn man sich unterwegs in der Fülle seines Materials und theoretischer Diskussionen soweit vom eigentlichen Ziel entfernt hat, dass sich die Logik der Ausgangsfrage plötzlich nicht mehr zu vergegenwärtigen scheint. Auch im Hinblick auf das letzte Teilkapitel 6.2 zu den offen gebliebenen Fragen, bleibt einzugestehen, dass diese Form der hochgradig empirisch angelegten Arbeit mit Sicherheit viel Spielraum lässt für vertiefende Fragestellungen und für Reibungsmöglichkeiten an unterschiedlichen theoretischen Modellen. Gleichzeitig jedoch ist das Ziel dieser Dissertation unterwegs nicht verloren gegangen, so dass es sich an dieser Stelle lohnt, rückblickend über die eingangs formulierten Fragen zu diskutieren:

1. Was heißt Europäisierung von Familie und welche Konsequenzen ergeben sich aus diesem Prozess?
2. Wie sehen die Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Europa aus, wenn nicht die Wohlfahrtsstaatlichkeit, sondern der Alltag von Familien die Perspektive bestimmt?

Im Rahmen der ersten Fragestellung lässt sich zunächst festhalten, dass Familien über bestimmte Faktoren der externen Europäisierung zu einem fortschreitenden Europäisierungsprozess beitragen. Europäische Migration als biographischer Prozess beinhaltet einen Sozialisations-effekt und führt über die Kontinuität in der Familie zu der Herausbildung einer eigenständigen europäischen Migrationskultur. Über die Betrachtung des generationellen Effekts der Europäisierung von Familie über Formen der Bildungsmobilität, der Paar- und Heiratsmobilität, der Berufsmobilität und letztlich der Formation einer europäisch geprägten Familie, die wiederum eine neue Generation europäischer Third Culture Kids prägt, kann an dieser Stelle von einem kumulativen Effekt der Europäisierung über die Familie gesprochen werden. Familie wird somit zum Katalysator eines fortschreitenden Europäisierungsprozesses. (Siehe Zwischenfazit 1, Kap. 3.5)

Die Art und Weise, wie Familien ein multilokales, europäisiertes Alltagsleben führen, ist dabei hochgradig individuell, lässt sich jedoch übergeordnet durch drei unterschiedliche Idealtypen charakterisieren.

Der Typus der selektiv-europäischen Familie ist durch eine starke innere Hybridstruktur gekennzeichnet. Zwischen Anker und Option, einem starken Integrationsbemühen über lokale Betreuungs- und Bildungseinrichtungen, über Sprache, soziale Kontakte, das Wohnumfeld und die Anpassungsbereitschaft an örtliche Gepflogenheiten einerseits sowie über eine starke identitäre Rückkopplung, einen intensiven Kontakt zur Herkunftsfamilie und die Bewahrung eigener Traditionen und Bräuche andererseits schwankt dieser Typus in einer kontinuierlichen Pendelbewegung. Die europäische Lebenspraxis dieser Familienform besteht aus einer selektiven Mixtur herkunfts- und ankunftsgesellschaftlicher Gewohnheiten.

Die kosmopolitisch-europäische Familie hingegen ist gekennzeichnet durch eine besondere Multioptionalität über das transnationale Gefüge ihrer eigenen Herkunftsfamilie und das hohe Ausmaß der internen Europäisierung der Familie über die „Wahl des dritten Landes“, was zu einem besonderen familiären Facettenreichtum beiträgt. Dieser Facettenreichtum zeigt sich über eine Vielfalt an Sprachen, über die Wahl internationaler Betreuungseinrichtungen und gemischtnationale Freundschaftsnetzwerke. Offen bleiben ebenso Identitätsbezüge wie auch Heimatbezüge. Heimat ist in dieser Familienform nicht lokal konnotiert, sondern wird über die Familie selbst als ortsunabhängige Heimat definiert.

Der dritte Idealtypus, die retrospektiv-europäische Familie zeichnet sich durch ein dreistufiges Phasenmodell aus, das über die Europäisierungserfahrung durchlaufen wird. Die erste Phase in der Ankunftsgesellschaft beginnt mit einem starken Integrations- und Anpassungsbemühen, führt dann jedoch in der zweiten Phase zum Scheitern dieser Bemühungen und zur Rückwanderung in die Herkunftsgesellschaft. Über enttäuschte Migrationserwartungen findet in dieser Phase nicht nur der Wiedereinstieg in das nationale Arrangement sondern gleichfalls eine Positivierung eigener, nationaler Werte und Normen statt. In der dritten Phase kommt es jedoch zu einer Umdeutung der gescheiterten Auslandserfahrung in eine positiv konnotierte Europäisierungserfahrung und zur Reorganisation des Familienalltags in ein europäisiertes Lebensmodell. Europäisierung findet bei diesem Typus über die Retrospektive statt.

Über die Untersuchung hinsichtlich der Kategorien Verbindlichkeit, Identität und Tradierung hat sich gezeigt, dass sich die drei Idealtypen europäischer Familien in

ihrer Grundbeschaffenheit ähneln. Diese Ähnlichkeit konnte insbesondere über die Kontrastgruppe diplomatischer Familien herausgestellt werden, die eine besonders starke identitäre Verwurzelung mit ihrer Herkunftsgesellschaft aufweisen und die in Anbetracht der ständigen Rotationsbewegung ihrer Migration kein tiefgreifendes Integrationsbemühen zeigen. Bindung und Verbindlichkeit wird in diplomatischen Familien sehr stark über den institutionellen Rahmen ihrer Migration empfunden und die eigene Identität bleibt von der Migrationsbewegung weitestgehend unangetastet.

Europäisch mobile Familien können demnach als Katalysator mikrostruktureller Europäisierungsprozesse betrachtet werden, während hypermobile Familien gemäß der Vergleichsgruppe der Diplomaten in ihrer Umwelt keinerlei Irritation verursachen und somit nicht verändernd auf gesellschaftliche Strukturen einwirken. Umso mehr lassen europäische Familien im Sinne der idealtypischen Konstruktionen Europa zu einem Raum neuartiger Inklusion werden – sie schaffen bestimmte Vernetzungsstrukturen, die zu einer Verdichtung des europäischen Gesellschaftsraumes führen. Diese Verdichtung ergibt sich durch transnationale Vernetzung und sekundäre Europäisierungseffekte über das Hineintragen kultureller Eigenarten und Traditionen in die Ankunftsgesellschaft, wie auch über das Rückspiel hinzugewonnener kultureller Bräuche in die Herkunftsfamilie bzw. in das soziale Umfeld der Herkunftsgesellschaft. Europäische Familien können somit als Bindeglied europäischer Partikulargesellschaften betrachtet werden. (Siehe Zwischenfazit 2, Kap. 6.5)

Europäisierung von Familie bedeutet neben der Außenwirkung dieser Familienformen gleichzeitig auch eine enorme Herausforderung an die Familie selbst und spricht somit den Prozess der internen Europäisierung an. Damit ist unter anderem gemeint, dass Familie über ihre Multilokalität und ihre individuelle Alltagspraxis einen hohen Bedarf der Herstellungsleistung aufweist. Ebenso wie Heimat und Identität ist auch die Familie keine selbstverständliche Entität. Es besteht ein zunehmend komplexer Anspruch an die private Lebensführung, womit das Doing - ob Doing Family, Doing Home oder Doing Identity - gegenwärtig zum Credo wird. In der theoretischen Diskussion wurde deutlich, dass mit der derzeitigen Entwicklung auch die Bedeutung von Heimat und Identität einerseits weniger selbstverständlich ist, andererseits in der Wertschätzung zunimmt. Gerade in der Mobilität wird die Familie selbst zur Heimat, zum Ort des Vertrauten und des Rückzugs und somit zum Substitut lokaler Fixpunkte. (Siehe Kap. 5)

Betrachtet man die zweite Fragestellung nach den Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus der Perspektive der betroffenen Akteure selbst, so kann abschließend festgestellt werden, dass Familie sich zunehmend von den politischen Strukturbedingungen unterschiedlicher europäischer Länder emanzipiert. Europa wird als Möglichkeitsraum, als Raum der Aneignungs- und Kombinationspraktiken bestimmter Vereinbarkeitsmodelle genutzt. Der Faktor der familienpolitischen Unterstützungsleistungen spielt dabei jedoch allenfalls eine untergeordnete Rolle. Über das eigene Erleben unterschiedlicher Vereinbarkeitsmöglichkeiten über den europäischen Raum entsteht ein Prozess der Reflexion und Relation, ein Prozess des Kalibrierens normativer und faktischer Bewertungsmaßstäbe, der letztlich zu einer starken Relativierung von Vorbildnationen und einer Positivierung eigener kultureller Leitbilder der Kindererziehung führt. In der Reflexion setzen sich europäische Familien über die Erfahrungen mit wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungsleistungen, Betriebsbedingungen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wieder verstärkt mit den Bedingungen der eigenen Herkunftskultur auseinander. Die einzelnen strukturellen Rahmenbedingungen werden in eine Vergleichsperspektive gesetzt, so dass Vor- und Nachteile einzelner Systeme sichtbar werden. Über diese Perspektive, den Blick in den Rückspiegel Europas, werden strukturelle Bedingungen relativiert und Vereinbarkeitsmöglichkeiten in der Herkunfts-, wie auch der Ankunftsgesellschaft neu bewertet. Beurteilungen, die auf rein komparativen, theoretisch betrachteten Strukturvergleichen basieren, werden über die familiäre Mobilität erfahrbar und erhalten eine Wertung, die sich von den gängigen Bildern der unterschiedlichen Vereinbarkeitsmöglichkeiten in Europa abkoppelt.

Über alle Idealtypen hinweg hat sich außerdem gezeigt, dass Reziprozitätsbeziehungen innerhalb familialer Verwandtschaftsnetzwerke als einer der wichtigsten Stützpfiler hinsichtlich unterschiedlicher Vereinbarkeitsstrategien gelten. Die Herkunftsfamilie kompensiert über familiäre Wohlfahrt weitestgehend die Schwächen marktbedingter und staatlicher Wohlfahrt und dient europäischen Familien als starker Ankerpunkt, sowohl hinsichtlich der Kinderbetreuung wie auch hinsichtlich der eigenen Identitätsfindung. Die familiäre Wohlfahrt bleibt über die europäische Mobilität stabil, während aus den jeweiligen nationalen Rahmenbedingungen Betreuungspakete und individuelle Vereinbarkeitspraktiken hervorgehen, die in sich variabel sind. Daraus entsteht eine hochgradig individuelle Mixtur formeller und informeller Betreuungsformen über den europäischen Raum. Familie als Heimat, sowohl bezogen auf die Kernfamilie wie auch die erweiterte Familie, ermöglicht erst die starken Mobilitätsstrukturen europäischer Familien. Über das Subsidiaritätsprinzip, den

starken Verlass auf verwandtschaftliche Unterstützungsleistungen über Ländergrenzen hinweg, erhält die europäische Familie außerdem die Möglichkeit, ihre Ideen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf individuell zu gestalten.

Abschließend kann also festgehalten werden, dass Europa möglicherweise in Teilen von einem sozialpolitischen Lernprozess hinsichtlich der Unterstützungsleistungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf profitieren könnte, dass ein solcher Prozess jedoch nicht den Kern der Problematik trifft: Durch die Identifikation und Kopie bestimmter Best-Practice Modelle der Vereinbarkeitspolitik werden die eigentlichen Fragen der Vereinbarkeit langfristig nicht zu beantworten sein. Aufgrund der unterschiedlichen kulturellen Leitbilder in Europa und damit einhergehend, unterschiedlicher normativer Zielsetzungen der Vereinbarkeitsfrage, wird es auch zukünftig kaum möglich sein, einen generalisierten Bewertungsmaßstab einer guten Vereinbarkeitspolitik zu formulieren.

6.2 Ausblick und offen gebliebene Fragen

Am Ende folgt, wie so oft, die Feststellung, dass mit dem Abschluss dieser Dissertation kein Anspruch auf Ganzheitlichkeit erhoben werden kann - weder in der Betrachtung des Gegenstandes selbst, noch in der Anwendung der Forschungsmethode. Einerseits wäre es nun empirisch interessant, die Untersuchungsgruppe um Familien mittlerer bis unterer sozialer Schichten zu erweitern und dadurch letztlich ein Bild zu schaffen, das sich über alle Formen europäischer Familien erstreckt und somit in der Lage ist, eine stärkere, generalisierbare Aussage treffen zu können über unterschiedliche europäische Vereinbarkeitsformen. Familien, die innerhalb dieser Dissertation berücksichtigt wurden, haben allesamt die Mittel, mangelnde wohlfahrtsstaatliche Unterstützungsleistungen über den Einkauf externer Ressourcen, in Form von Tagesmüttern und Haushaltshilfen, zu kompensieren. Auch wenn diese Kompensation in vielen Fällen zu beobachten war, so ist doch umso bemerkenswerter, dass die Unterstützungsleistung über Verwandtschaftsnetzwerke nichtsdestotrotz den höchsten Stellenwert eingenommen hat.

Es bleibt zu vermuten, dass der Wohlfahrtsstaat ohne den nötigen finanziellen Rückhalt in der Familie womöglich eine deutlich größere Rolle spielt - vielleicht zeigt sich aber auch an dieser Stelle erneut die Bedeutung der eigenen Herkunftsfamilie, so dass die Herausforderung der Vereinbarkeitsfrage ebenso primär über verwandtschaftliche Reziprozitätsbeziehungen gelöst wird.

Auch in theoretischer Hinsicht reißt diese Dissertation nur einen Bruchteil dessen an, was eigentlich auf Basis der empirischen Erkenntnisse vertieft und hinterfragt werden könnte. Aber gemäß der Zielvorgabe dieser Arbeit, der Absicht zu irritieren und die derzeitige theoretische Diskussion vollkommen neuer Prämissen auszusetzen, wurde all das erreicht, was in der Einführung als Hoffnung und als Wunsch formuliert wurde. Der Theorie wurde die Möglichkeit geschaffen, sich an einem vollkommen veränderten Ausgangspunkt zu reiben und die eigene Diskussion anhand der empirischen Erkenntnisse neu zu entfachen und aus vollkommen anderer Perspektive zu betrachten.

Darüber hinaus wurde mit dieser Dissertation nicht nur die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf neu aufgeworfen, sondern gleichzeitig auch ein Beitrag zu der Frage europäischer Gesellschaft geleistet. Denn warum hinterfragen wir stetig den Prozess der Europäisierung? Warum kritisieren wir Europa als Gemeinschaftsraum? Warum

betonen wir immer wieder die Krise Europas? Weil, so haben es uns europäische Familien gezeigt, Europa schon so weit in uns verankert ist, dass wir gar nicht umhin kommen, Europa zum Thema zu machen. Die Diskussion über negative Folgen der Europäisierung ist dabei nicht verwunderlich, denn das Funktionieren der Europäischen Gemeinschaft ist längst zu einer Art Hygienefaktor geworden, der im Falle perfekter Funktionalität nicht ins Gewicht fällt, im Falle von Dysfunktionalität und Beeinträchtigungen die Bewertung jedoch umso stärker beeinflusst. Das alles zeigt uns vor allem eines ganz deutlich: Europa hat uns gesellschaftlich bis in unsere Keimzelle durchdrungen. Wenn bereits die Familie Träger eines fortschreitenden Europäisierungsprozesses ist, wird die Frage nach Europa in der Gesellschaft obsolet.

7. Literaturverzeichnis

Monographien, Herausgeberbände und Zeitschriftenartikel

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (2011): Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter. Berlin
- Beck, Ulrich; Grande, Edgar (2004): Das kosmopolitische Europa. Frankfurt am Main
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2006): Transnationale Heiratsmuster und transnationale Heiratsstrategien. In: Soziale Welt, Jg. 57, Heft 2, S. 111-129
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main, S. 115-138
- Becker, Jörg (2010): Erdbeerpflücker, Spargelstecher, Erntehelfer: Polnische Saisonarbeiter in Deutschland – temporäre Arbeitsmigration im neuen Europa. Bielefeld
- BMBF (2010): EU-Bildungspolitik. Berlin, Bonn
- Boehnke, Klaus; Fuss, Daniel (2004): Doing Europe. Languages, Travel and Mobility. Research Briefing 4, Universität Bremen
- DAAD (2012): Erasmus 2010/2011. Statistische Übersichten zu den ERASMUS-Mobilitätsmaßnahmen. Bonn
- Dahrendorf, Ralf (1979): Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie. Frankfurt am Main
- Diekmann, Andreas (2005): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek
- Döring, Nicola (2003): Internet-Liebe: Zur technischen Mediatisierung intimer Kommunikation. In: Höflich, Joachim; Gebhardt, Julian (Hrsg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Berlin, S. 233-264

- Esping-Andersen, Gøsta (1990a): *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge
- Esping-Andersen, Gøsta (1990b): *Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Zur Politischen Ökonomie des Wohlfahrtsstaates*. In: Lessenich, Stephan; Ostner, Ilona (Hrsg.): *Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive*. Frankfurt am Main, S. 19-56
- Esping-Andersen, Gøsta; Gallie, Duncan; Hemerijk, Anton; Myles, John (2002): *Why We Need a New Welfare State*. Oxford
- Esping-Andersen, Gøsta (2004): *Die gute Gesellschaft und der neue Wohlfahrtsstaat*. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, Jg. 50, Heft 1-2, S. 189-210
- Esser, Elke; Hill, Paul B.; Schnell, Rainer (1999): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München
- Europäische Kommission (2012): *Erasmus – Fakten, Zahlen und Trends. Die Förderung der Europäischen Union des Austausches von Studierenden und Hochschulpersonal sowie der Hochschulzusammenarbeit 2010-11*. Luxemburg
- Europäische Union (2012): *25 Jahre Erasmus. Neue Perspektiven, neue Horizonte*. Luxemburg
- Eurofound (2010): *Family life and work. Second European Quality of Life Survey*. Dublin
- Faist, Thomas (1998): *Transnational Social Spaces out of International Migration: Evolution, Significance and Future Prospects*. In: *Archives Européennes de Sociologie*, Jg. 39, Heft 2, S. 213-247
- Familienreport 2010: *Leistungen, Wirkungen, Trends*. BMFSFJ Berlin
- Fassmann, Heinz; Haller, Max; Lane, David (Hrsg.) (2009): *Migration And Mobility In Europe. Trends, Patterns and Control*. Cheltenham
- Ferge, Zsuzsa (2007): *Is there a specific East-Central European welfare culture?* In: Van Oorschot, Wim; Opielka, Michael; Pfau-Effinger, Birgit (Hrsg.): *Culture and Welfare States. Values and social policy in a comparative perspective*. Cheltenham
- Ferrera, Maurizio (1996): *The “Southern Model” of Welfare in Social Europe*. In: *Journal of European Social Policy*, Jg. 6, Heft 1, S. 17–37

- Flick, Uwe (1996): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek
- Frevel, Bernhard; Dietz, Berthold (2004): Sozialpolitik kompakt. Wiesbaden
- Geisen, Thomas (2010): New perspectives on Youth and Migration. Belonging, Cultural Repositioning and Social Mobility. In: Cairns, David (Hrsg.): Youth on the Move. European Youth and Geographical Mobility. Wiesbaden, S. 11-22
- Geissler, Birgit; Oechsle, Mechthild (1994): Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main, S. 139-167
- Gillis, John R. (1997): A World of Their Own Making. Myth, Ritual and the Quest for Family Values. Cambridge
- Gillis, John R. (2000): Our Virtual Families: Toward a Cultural Understanding of Modern Family Life. Working Paper No. 2, Rutgers University
- Gillis, John R. (2002): Our Imagined Families. The Myths and Rituals We Live By. Working Paper Nr. 7. Emory University
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. New York
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, Christel; Weingarten, Elmar (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart, S. 91-111
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda; Szanton Blanc, Cristina (1992): Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration. In: Glick Schiller, Nina; Basch, Linda; Szanton Blanc, Cristina (Hrsg.): Towards a Transnational Perspective on Migration. New York, S. 1-24
- Grathoff, Richard (1989): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung. Frankfurt am Main
- Halwachs, Inga (2010): Frauenerwerbstätigkeit in Geschlechterregimen. Großbritannien, Frankreich und Schweden im Vergleich. Wiesbaden

- Hauvette, Marion (2010): Temporary Youth Migration and European Identity. In: Cairns, David (Hrsg.): Youth on the Move. European Youth and Geographical Mobility. Wiesbaden, S. 47-58
- Hochschild, Arlie Russell (2000): Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In: Giddens, Anthony; Hutton, William (Hrsg.): On the Edge: Living with Global Capitalism. London, S. 130-146
- Hofmeister, Heather; Viry, Gil; Widmer, Eric (2010): Early Life Course Relocation: Effects on Motility, Mobility and Social Integration. In: Collet, Beate; Schneider, Norbert (Hrsg.): Mobile Living Across Europe II. Opladen, S. 153-172
- Jacobs, Dirk; Maier, Robert (1998): European Identity: construct, fact and fiction. In: Gastelaars, Marja; de Ruiters, Arie (Hrsg.): A United Europe. The Quest for a Multifaceted Identity. Maastricht, S. 13-34
- Jurczyk, Karin; Schier, Michaela (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (bpb): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Heft 34, S.10-17
- Kaelble, Hartmut (2004): Das europäische Sozialmodell - eine historische Perspektive. In: Kaelble, Hartmut; Schmid, Günther (Hrsg.): Das europäische Sozialmodell. Auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat, WZB-Jahrbuch 2004. Berlin, S. 31-50
- Kaufmann, Jean-Claude (2011): Sex@amour: Wie das Internet unser Liebesleben verändert. Konstanz
- Kaufmann, Vincent; Widmer, Eric D. (2006): Motility and family dynamics: Current issues and research agendas. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 18, Heft 1, S. 111-129
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden
- Keupp, Heiner (1994): Ambivalenzen postmoderner Identität. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main, S. 336-350
- King, Russel (2002): Towards a new Map of European Migration. In: International Journal of Population Geography, Heft 8, S. 89-106

- King, Russel; Ruiz-Gelices, Enric (2003): International Student Migration and the European ‚Year Abroad‘: Effects on European Identity and Subsequent Behaviour. In: International Journal of Population Geography, Heft 9, S. 229-252
- Klinger, Annika (2010): Akademische Mobilität heute – Migrationsprozess und Transnationalität der Erasmusstudenten (Master-Thesis). Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder)
- Knijn, Trude; Jönssen, Ingrid; Klammer, Ute (2003): Betreuungspakete schnüren: Zur Alltagsorganisation berufstätiger Mütter. In: Gerhard, Ute, Knijn, Trude; Weckwerth, Anja (Hrsg.): Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich. München, S. 162-192
- Kollmorgen, Raj (2009): Postsozialistische Wohlfahrtsregime in Osteuropa-Teil der "Drei Welten" oder eigener Typus? In: Pfau-Effinger, Birgit et al. (Hrsg.): Internationale vergleichende Sozialforschung. Wiesbaden, S. 65-92
- Kreutzer, Florian (2006a): Becoming an Expatriate: Die transnationale Karriere eines dual-career couple. In: Kreutzer, Florian; Roth, Silke (Hrsg.): Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden, S. 34-63
- Kreutzer, Florian (2006b): Becoming or being an Expat. Was macht den Unterschied? In: Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München, Teilbd. 1 und 2, Frankfurt am Main, S. 3601-3611
- Kreutzer, Florian; Roth, Silke (Hrsg.) (2006): Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden Gesellschaft
- Küsters, Yvonne (2006): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden
- Leitner, Sigrid (2011): Gibt es ein „good practice“-Modell der Familienpolitik im Lichte der komparativen Wohlfahrtsstaatenforschung? In: Kreimer, Margareta; Sturn, Richard; Dujmovits, Rudolf (Hrsg.): Paradigmenwechsel in der Familienpolitik. Wiesbaden, S. 185-201
- Letablier, Marie-Thérèse; Jönssen, Ingrid (2003): Kinderbetreuung und politische Handlungslogik. In: Gerhard, Ute, Knijn, Trude; Weckwerth, Anja (Hrsg.): Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich. München, S. 85-109

- Lewis, Jane; Ostner, Ilona (1994): Gender and the evolution of European social policies. ZES-Arbeitspapier 4/94. Bremen
- Lück, Detlev; Ruppenthal, Silvia (2009): Jeder fünfte Erwerbstätige ist aus beruflichen Gründen mobil. Berufsbedingte räumliche Mobilität im Vergleich. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren, Gesis. Heft 42, S. 1-5
- Lück, Detlev; Ruppenthal; Silvia (2010): Insights into Mobile Living: Spread, Appearances and Characteristics. In: Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (Hrsg.): Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison, Opladen/ Farmington Hills, S. 37-68
- Maus, Stephan (2013): Das Geheimnis glücklicher Familien. In: Stern Nr. 28 (04.07.2013), S. 44-53
- Mäder, Werner (2002): Wohlfahrts- und Sozialstaatlichkeit in der Europäischen Union. In: Sozialer Fortschritt – Unabhängige Zeitschrift für Sozialpolitik. Jg. 51, Heft 6, S. 146-149
- Maiworm, Friedhelm; Teichler, Ulrich (1997): The ERASMUS Experience: Major Findings of the ERASMUS Evaluation Research Project. Luxemburg
- Massey, Douglas S. (1990): Social Structure, Household Strategies, and the Cumulative Causation of Migration. In: Population Index, Jg. 56, S. 3-26
- Merton, Robert K.; Barber, Elinor (2004): The Travels and Adventures of Serendipity: A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science. Princeton
- Metz-Göckel, Sigrid; Morokvasic, Mirjana; Müntz, Senganata A. (Hrsg.) (2008): Migration and Mobility in an Enlarged Europe. Leverkusen, Opladen
- Moreno, Juan (2010): „Ich lösche mein Postfach für dich.“ Der endlose Weg zur richtigen Frau. In: Der Spiegel, Jg. 45, S. 79-85
- Murphy-Lejeune, Elizabeth (2002): Student Mobility and Narrative in Europe – The new Strangers. London
- Myrdal, Gunnar (1957): Rich Lands and Poor. New York
- Nauck, Bernhard (2007): Integration und Familie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 22/23, S. 19-25

- Nottmeyer, Olga (2009): Wedding Bells are ringing: Increasing rates of Inter-marriage in Germany. In: Migration Information Source: Fresh Thought, Authoritative Data, Global Reach. DIW Berlin
- Park, Robert Ezra (1928): Human Migration and the Marginal Man. In: The American Journal of Sociology. Jahrgang 33, Heft 6, S. 881-893
- Pfau-Effinger, Birgit (2000): Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen
- Pfau-Effinger, Birgit (2005b): Welfare State Policies and Care Arrangements. In: European Societies, Jg. 7, Heft 2, S. 321-347
- Pfau-Effinger, Birgit (2009): Unterschiede in der Kinderbetreuung im Ländervergleich im Rahmen kultureller und familienpolitischer Kontextbedingungen. In: Schneider et al. (Hrsg.): Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen/ Farmington Hills, S. 113-130
- Pollock, David C.; van Reken, Ruth; Pflüger, Georg (2007): Third Culture Kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen. Marburg an der Lahn
- Pohlmann, Markus; Bär, Stefan (2009): Grenzenlose Karrieren? Hochqualifiziertes Personal und Top-Führungskräfte in Ökonomie und Medizin. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Jahrgang 34, Heft 4, S. 13-40
- Pries, Ludger (2001): Internationale Migration. Bielefeld
- Pries, Ludger (2003): Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften. In: Geographische Revue. Zeitschrift für Literatur und Diskussion. Jg. 5, Heft 2, S. 23-39
- Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung – Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden
- Rerrich, Maria (1994): Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main, S. 201-218
- Rerrich, Maria S. (2006): Die ganze Welt zu Hause. Cosmopolite Putzfrauen in privaten Haushalten. Hamburg

- Rerrich, Maria S. (2010): Care und Gerechtigkeit: Perspektiven der Gestaltbarkeit eines unsichtbaren Arbeitsbereichs. In: Apitzsch, Ursula; Schmidbaur, Marianne (Hrsg.): Care und Migration. Opladen, S.77-93
- Rüger, Heiko; Ruppenthal, Silvia (2010): Advantages and Disadvantages of Job-Related Spatial Mobility. In: Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (2010): Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison, Opladen/ Farmington Hills, S. 69-93
- Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (2010): Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison, Opladen/ Farmington Hills
- Schneider, Norbert F.; Limmer, Ruth; Ruckdeschel, Kerstin (2002): Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätserfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar? Schriftenreihe des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 208, Stuttgart
- Schneider, Norbert F.; Ruppenthal, Silvia; Lück, Detlev (2009): Beruf, Mobilität und Familie. In: Burkart, Günter (Hrg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft, S. 111-136
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Jg. 13, S. 283-293
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin; Günther, Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, S. 78-117
- Schütze, Fritz (1987) Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Fernuniversität Hagen
- Schroedter, Julia H. (2011): Transnationale Ehen als Bremsen sozialer Integration. In: ISI – Informationsdienst Soziale Indikatoren, Jahrgang 46, S. 7-11
- Sennet, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin
- Spies, Tina (2004): ‚Bikulturelle Partnerschaften‘ und das Konzept der kulturellen Hybridität. Vortrag auf der 6. Erlanger Graduiertenkonferenz
- Stern (2013-07-04): Das Geheimnis glücklicher Familien. Nr. 28

Treibel, Annette (2011): Migration in modernen Gesellschaften: Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. München/ Weinheim

Verwiebe, Roland; Müller, Matthias C. (2006): Gelungene Integration in den Arbeitsmarkt? Die flexiblen Biografien transnational mobiler Europäer zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Berliner Journal für Soziologie. Heft 1, S. 95-114

Wyman, Mark (1993): Round-Trip to America. The Immigrants Return to Europe, 1880-1930. New York

Zoll, Katharina (2007): Stabile Gemeinschaften. Transnationale Familien in der Weltgesellschaft. Bielefeld

Internetquellen:

Davis, H.H., Baker, S., Day, G.A.S., Kowalska, M. (2009): Educational and other encounters: narratives of mobility and the biographical significance of international study and training in Europe. Abstract for European Sociological Association, Lisbon 2.-5. September 2009, Session: Euroidentities Session. URL:
http://www.euroidentities.org/Workinprogress/Workingpapers/Filetoupload_210938,en.pdf [2012-09-19]

Die Welt (24.07.2012): Virtual Love Day: Haben Sie Ihren Partner in den Warenkorb gelegt? URL: <http://www.welt.de/lifestyle/article108362973/Haben-Sie-Ihren-Partner-in-den-Warenkorb-gelegt.html> [2012-09-10]

Elite-Partner (2012): EliteMatching: Partnersuche auf wissenschaftlicher Basis. URL: <https://www.elitepartner.de/km/service/matching/matching-start.html> [2012-09-28]

Euronews (23.07.2012): Binationale Paare in der EU. URL: <http://de.euronews.com/programme/right-on/> [2012-11-10]

Europäische Kommission (2006): PIONEUR-Project: Pioneers of European Integration 'From Below'. Executive Summary. URL: <http://www.obets.ua.es/pioneur/difusion/PioneurExecutiveSummary.pdf> [2012-11-01]

HRK (2012): Hochschulrektorenkonferenz, Bologna-Zentrum. URL: <http://www.hrk-bologna.de/bologna/de/home/1916.php> [26.09.2012]

Pfau-Effinger, Birgit (2005a): Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz. gender...politik...online, URL: http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/tagungen/wandel_geschl_pfau_effinger.pdf [2013-01-13]

Singlebörsen-Vergleich (2011): Der Online-Dating Markt 2010/11. URL: <http://www.singleboersen-vergleich.de/presse/online-dating-markt-2010-2011.pdf> [2012-09-30]

Singlebörsen-Vergleich (2011): Der Online-Dating Markt 2010/11. URL: <http://www.singleboersen-vergleich.de/presse/online-dating-markt-2010-2011.pdf> [2012-09-30]

The Guardian (2012): Erasmus, Europe's student exchange scheme, is an unofficial matchmaker. URL: <http://www.guardian.co.uk/world/2012/jun/01/europa-erasmus-europe-matchmaker> [2012-09-20]

8. Ehrenwörtliche Erklärung

Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Dissertation selbstständig, ohne unerlaubte Hilfe Dritter angefertigt und andere als die in der Dissertation angegebenen Hilfsmittel nicht benutzt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten oder unveröffentlichten Schriften entnommen sind, habe ich als solche kenntlich gemacht. Dritte waren an der inhaltlich-materiellen Erstellung der Dissertation nicht beteiligt; insbesondere habe ich hierfür nicht die Hilfe eines Promotionsberaters in Anspruch genommen. Kein Teil dieser Arbeit ist in einem anderen Promotions- oder Habilitationsverfahren verwendet worden.

(Ort, Datum)

(Melina Thomas)